Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren

1853 — 1857.

Drei Bände.

Dritter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1861.

Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren 1853 — 1857.

Dritter Band.

Ludwig K. Schmarda's

Reise um die Erde

in den Jahren

1853 — 1857.

Dritter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1861.

Inhalt des dritten Bandes.

Jamaika.

Von Kingston nach Paita.

Ecuador.

Neu-Granada.

Nicaragua.

Die Vereinigten Staaten und Canada.

Cuba.

Jamaika.

Erstes Capitel.

Sanct Thomas.

Am 11. Juni hatten wir Cartagena in Sicht, ein flaches, hellgrünes Land mit weißem Sandufer, das die Bocca grande und chica umgibt, aus dem sich ein Berg, der Poppa heißt, weil er Aehnlichkeit mit dem Hintertheil eines Schiffes haben soll, erhebt; oben sind die Ruinen eines Klosters und an seinem Fuße liegt die Stadt mit ihren großen Steinhäusern und Thürmen, stark befestigt und mit Außenwerken umgeben. Da wir in der Mittagshitze anlangten, weit außen lagen, nur wenige Stunden bleiben sollten und ich gegründete Hoffnung hatte, Cartagena später zu besuchen, so ging ich nicht an's Land.

Wir verließen Nachmittags den Eingang der Bocca und hatten den andern Tag ein hohes Gebirge in Sicht, die Sierra nevada de Santa Marta, die inselartig wie ein von dem Hauptwall der Cordilleren detachirtes Bollwerk aus den Tiefländern Südamerika's aufsteigt. Bald darauf liefen wir in den Hafen von Santa Marta ein, die älteste Niederlassung der Spanier auf der Terra firma. Der Hafen ist sicher und gut, die Stadt jedoch klein und unansehnlich, die Straßen sind voll Sand; ihre vier

oder fünf Kirchen und einige größere Gebäude im spanischen Stil üben auf den Fremden nur wenig Anziehungskraft aus. Der Ort liegt in einer kleinen dürren Ebene, hinter welcher in geringer Entfernung in einem Halbkreise hohe Berge emporsteigen. Die Fahrt von hier nach Sanct Thomas war sehr angenehm; Meer und Himmel waren blau und die See von dem leichten Nordostpassat, der die Hitze milderte, nur schwach gekräuselt. Je näher wir gegen Sanct Thomas kamen, um so lebhafter wurde es auf der See; denn wir kreuzten den Curs der großen Wasserstraße, die aus der alten Welt in das Antillenmeer führt.

Am 14. fuhren wir nahe an Saint Croix und später an Crab Island vorüber und hatten bald den von Ost nach West streichenden Bergzug von Sanct Thomas in Sicht; südöstlich vor dem Eingang des Hafens ist Water Island. Grüne Vorhügel werden sichtbar und durch die Oeffnung des Hafens erblickt man die Stadt und den Strand mit seinen Cocospalmen. Der Eingang des Hafens wird durch eine weit vorspringende, schmale Halbinsel noch mehr verengt. Eine Strandbatterie und das kleine Fort Christian im Grunde des Hafens beherrschen den Eingang.

Wir legten an der innern Seite der Halbinsel an, wo die Kohlendepots der englisch-westindischen Dampfschifffahrtscompagnie sich befinden. Der Hafen gehört nicht zu den größten, ist aber vollkommen sicher und tief. Ungefähr fünfzig Fahrzeuge, die Mehrzahl jedoch unter 300 Tonnen, ankerten im Hafen, fast allen Nationen angehörig. Engländer, Nordamerikaner, Hanseaten, Dänen, Holländer und Spanier lagen neben den verschiedenen mittel- und südamerikanischen Flaggen, die man so selten in europäischen Häfen zu sehen bekommt; die Flagge von Mexico, Neu-Granada und Venezuela, selbst die beiden Flaggen

Haiti's wehen von mehreren Schiffen. Ein Blick auf sie enthüllt uns die Bedeutung von Sanct Thomas. Die Insel producirt wenig und ist für ihre eigene Subsistenz auf die Nachbarschaft angewiesen; die einheimische Bevölkerung ist klein, ohne Industrie, hat daher nur unbedeutende Importe für sich nothwendig. Sanct Thomas ist aber das große Depot eines lebhaften Handels mit allen Gestaden des Antillenmeeres, da seine Lage in der nördlichen Krümmung des großen Bogens von Inseln, der wie eine Brücke zwischen den Continenten von Süd- und Nordamerika gespannt ist, dem Platz seit zwei Jahrhunderten eine mercantile Wichtigkeit gegeben hat, die größere und von der Natur reicher dotirte Nachbarinseln nie besessen haben.

Die Insel war schon von Columbus entdeckt und in Besitz genommen worden. Die einheimische Indianerbevölkerung wurde wie überall aufgerieben und als 1596 die Engländer die Insel vor ihrem Angriff auf Portorico besuchten, war jede Spur derselben schon erloschen. Die Spanier hatten die Insel ganz außer Acht gelassen, die aber vom Ende des sechzehnten Jahrhunderts an abwechselnd im englischen, holländischen, französischen und selbst im vorübergehenden Besitz der Flibustier war, bis sie endlich Ende des siebzehnten Jahrhunderts von den Dänen colonisirt wurde. Seit jener Zeit haben die Engländer zweimal, von 1801 bis 1802 und von 1807 bis 1815 die Insel in Besitz genommen.

Die dänische Regierung hatte kluger Weise schon 1766 den Hafen als Freihafen erklärt, dessen Prosperität viele Fremde herbeizog und schon 1799 wurde die Bevölkerung auf 7000 angegeben.

In jener Zeit bestand auch eine bedeutende Zahl von Zucker-

und Baumwollpflanzungen. Die beiden Besitznahmen der Engländer blieben nicht ohne Nachtheil. Der Verkehr sank und der Hafen war nur dann voll englischer Schiffe, wenn die Convois nach Europa gingen; denn dann sammelten sich oft aus der Nachbarschaft bis 400 Fahrzeuge, die unter dem Schutz der englischen Kriegsschiffe nach Europa segelten.

Nach dem Frieden von 1815 wurde Sanct Thomas wieder dänisch und der Handel erhielt einen neuen Aufschwung, besonders nach der Unabhängigkeitserklärung der spanischen Colonien; denn diese traten nach dem Aufhören der monopolisirenden spanischen Handelspolitik in unmittelbaren Verkehr mit europäischen Kaufleuten, und da der noch fortdauernde Krieg dem fremden Eigenthum wenig Sicherheit bot, gewährte Sanct Thomas ein sicheres Depot für alle europäischen Waaren. Aber der Bürgerkrieg trieb auch viele Opfer beider Parteien, ein Asyl zu suchen, nach Sanct Thomas, die oft mit hinreichenden Mitteln kamen, um Handelsgeschäfte zu beginnen. Trotzdem, daß bald nach der Unabhängigkeitsanerkennung der südamerikanischen Staaten die seefahrenden Nationen directe Importe dorthin machten, hat der Handel von Sanct Thomas nicht gelitten, da dafür jener mit Portorico größer wurde, deren Zuckerplantagen durch die Geldvorschüsse der Handlungshäuser von Sanct Thomas abhängig sind.

Der Import der letzten Jahre an Manufacturwaaren wurde auf eine Million Pfund Sterling gerechnet, von denen zwei Fünftel nach Portorico gehen, wofür sie ungefähr 200,000 Pfd. Strl. Colonialproducte von dort ausführen. Die übrigen Waaren gehen nach San Domingo, Cuba, der Terra firma, Curaçao und den Inseln unter dem Winde. Eine andere Entschädigung hat Sanct Thomas als Knotenpunkt der englisch-westindischen

Dampferlinie. Die westindische Dampfcompagnie führt jährlich ungefähr 42,000 Tonnen Kohlen ein. Hat auch die Zahl der Schiffe eher ab- als zugenommen, so ist dagegen die Zahl der Tonnen bedeutend gestiegen. [1])

Hafen und Stadt liegen beinahe in der Mitte der südlichen Küste der Insel, deren größte Länge dreizehn, deren größte Breite drei englische Meilen beträgt. Die größte Breite des Hafens ist anderthalb englische Meilen, die des Eingangs eine halbe Meile. Das Ufer hat keine Schiffsländen und die Waaren werden durch Leichterbote gelöscht.

Die Stadt liegt theils am Strande, theils auf drei Hügeln und macht mit ihren weißen Mauern, Bretterwänden und rothen Ziegeldächern auf dem hellgrünen Hintergrunde einen recht freundlichen Eindruck; sie sieht aber von der See viel großartiger aus, als sie wirklich ist, denn viele Häuser, besonders der farbigen Bevölkerung, bestehen nur aus Brettern und haben Holzdächer, mit einem rothen, ziegelähnlichen Anstrich. Die Hauptstraße geht dem Strande parallel und enthält meist an ihrer Seeseite große, feuersichere Waarenlager. Zwischen der Stadt und dem Fort Christiansburg ist ein kleiner öffentlicher Garten; auf der Hauptstraße ist ein kleiner Platz. Die Zahl der Bevölkerung ist etwas über 12,000 in der Stadt und 1300 auf dem Lande, von der ein großer Theil Neger und Farbige sind, die sich sehr gut benehmen; denn für die untern Classen besteht eine Dienstbotenordnung, durch welche sie verpflichtet sind, immer für ein Jahr Dienste zu nehmen. Die Arbeitslöhne sind fixirt und die Tarife für die Bote sind billiger, als ich sie selbst in Europa fand; die Botleute enthalten sich jeder Pressung und Bettelei bei Passagieren. Hinter der Stadt erheben sich die Hügel von 700 bis 1400 Fuß. Im Fort und in einer Caserne

am Ufer liegt die Garnison von 200 bis 300 Mann; außerdem besteht hier eine Miliz von einigen hundert Mann und ein Pompiercorps.

Das Klima von Sanct Thomas ist trotz aller Gegenversicherungen eben so erschlaffend und ungesund als das anderer westindischen Inseln und nicht weniger von der Geißel derselben, dem gelben Fieber, heimgesucht. Auf den Schiffen, die den westindischen Handel betreiben, kommt es in der heißen Jahreszeit fast immer vor und zur Zeit meiner ersten Anwesenheit herrschte es auch unter den Truppen. [2])

Die Wälder der Insel sind lange schon abgetrieben worden, aber alles nicht in Cultur stehende Land ist mit Strauchwerk vom üppigsten Hellgrün bedeckt und der kleine Fleck Erde von anderthalb geographischen Quadratmeilen (siebenunddreißig englischen) Oberfläche soll 1000 bis 1200 einheimische und eingeführte Pflanzen zählen. Diese Fülle der Vegetation erklärt sich zum Theil durch die leichte Verwitterung der porphyrartigen Gesteine, die den Kalk, welcher wahrscheinlich der Oolitperiode angehört, gehoben haben. Die eingeführten Pflanzen sind theils Nutz-, theils Zierpflanzen; die ersten reichen aber für den Bedarf nicht hin, und man würde irren, wenn man glaubte, daß die große Menge tropischen feilgebotenen Obstes das Product der Insel ist; es kommt theils von Saint Croix, theils von Portorico.

Am 17. verließ ich Sanct Thomas. Schon nach zwei Stunden tauchten die Berge des östlichen Theils von Portorico aus dem Meeresspiegel auf; der Curs des Schiffes ging im Norden der Insel in so geringer Entfernung, daß ich von Bord aus immer die malerischen Hügelketten in Sicht hatte. Die Postdampfer legen gewöhnlich vor dem Hafen von San Juan für

kurze Zeit an, um die Post oder Passagiere zu landen oder aufzunehmen. In der Stadt herrschte große Niedergeschlagenheit, denn das gelbe Fieber hatte mehr als die gewohnte Zahl seiner Opfer gefordert; sie hatten schon bei 700 Personen begraben.

Am nächsten Tage bekamen wir den Südrand der Insel Haiti in Sicht. Die Aussicht auf die fernen blauen Gebirge, das ruhige Meer und der Nordostpassat, der grade nur stark genug war, um als Erfrischung betrachtet zu werden, machten die Fahrt sehr angenehm. Der Himmel hatte einige lange, weiße, fast durchsichtige Streifwolken, die in der Richtung des Passates zogen. Auch in Haiti macht der Postdampfer Station im Hafen von Jaquemel; der Ort ist über alle Beschreibung elend, aber die Vegetation sehr schön und üppig; der Aufenthalt war noch kürzer als der auf Portorico, so daß an eine nähere Orientirung nicht zu denken war.

Am dritten Tage kamen wir schon in der Vormittagsstunde auf die Höhe des östlichen Caps von Jamaica und fuhren, nur wenige Meilen vom Strande entfernt, die Südküste entlang. Ein hoher Bergzug, vom schönsten Dunkelblau, mit malerischen Vorbergen, schönen Ebenen und Thälern, fesselt die Aufmerksamkeit selbst des Theilnahmlosesten. Die Berge verdienen mit Recht den Namen der „blauen." Ein schöneres, tieferes Blau, das sich im vollen Glanz der Sonne in sanften Umrissen am Himmel abhebt, habe ich nirgend gesehen. Um 5 Uhr passirten wir den Eingang von Port Royal, der durch Riffe und Untiefen gefährlich ist, so daß die Schiffe der genauesten Detailleitung durch den Lotsen bedürfen. Hier ist die Hauptstation der englischen Kriegsmarine im Antillenmeer mit Arsenal, einem großen Matrosenspital, Magazinen und Casernen. Ein großes Linienschiff liegt abgetakelt im Hafen als Wachtschiff. Die

Privathäuser von Port Royal sehen neben den öffentlichen Bauten sehr ärmlich aus, obwohl die Stadt neuern Ursprungs ist; denn das alte Port Royal versank bei einem Erdbeben. Gegenüber den Fortificationen liegen Strandbatterien, von denen die bedeutendste die Zwölf-Apostel sind. Wir fuhren in die Bucht hinein nach Kingston, das sieben Meilen entfernt ist. Die Bucht ist vom Meere durch eine sehr schmale Landzunge (Palisades), die aus Dünen mit wenigem dürftigen Strauchwerk besteht, getrennt.

Zweites Capitel.

Kingston. — Die Savanna. — Pens.

Der Eindruck, den Kingston macht, ist weder großartig, noch schön, denn die ziemlich ausgedehnte Stadt mit meist einen Stock hohen Häusern, und die Kirchen, die sich aus den rothen Ziegeldächern erheben, sind ohne weitern architektonischen Werth. Ein einziges großes Gebäude am östlichen Ende der Stadt, von einer hohen Mauer umgeben, tritt mehr hervor; es ist das Colonialgefängniß. Hinter der Stadt liegen einige Gärten und eine allmälig sich hebende Ebene mit zerstreuten Landhäusern; das schönste sind jedoch die Berge im Hintergrunde. Am Meeresufer sind viele Magazine mit Schiffsländen, die weit hinauslaufen und solid gebaut sind, denen man es ansieht, daß sie einer bessern Zeit angehören. Die Zahl der größern Schiffe war zehn bis fünfzehn und vielleicht die doppelte Anzahl von Küstenfahrzeugen. Treten wir in die Stadt, so finden wir lange, dem Strande parallele Straßen, welche von andern unter rechten Winkeln gekreuzt werden, so daß die Stadt aus großen Häuservierecken besteht. Die Häuser sind meist ein Stock hoch, aus Ziegeln gebaut und mit Verandas versehen. Die dem

Meeresstrande nächste Häuserreihe besteht größtentheils aus Waarenmagazinen, die bis an die Schiffsländen reichen. Man sieht hier große Fässer mit Rum, Zucker und Melasse, Säcke mit Kaffee und Piment, Mahagoniholz und rothes Farbholz für die Ausfuhr.

Die Einfuhrartikel sind: Englische Manufacturen, Mehl und gesalzene Fische, die besonders von den Negern in großen Quantitäten verzehrt werden; hauptsächlich sind es Makrelen und Stockfische, von denen oft zwei oder drei Schiffsladungen zu gleicher Zeit im Hafen liegen. Andere Einfuhrartikel sind: Wein, Ale, Käse, Butter, Schinken, obwohl Jamaika einst durch seine Rindvieh- und Schweinezucht berühmt war und die Bereitung von Schinken noch vor wenigen Decennien von den Maronnegern schwunghaft betrieben wurde. [3])

In der Mitte dieser Straße ist der Marktplatz, auf dem beständig große Quantitäten von Obst und Gemüse verkauft werden. Ungeheure Körbe mit Orangen, die hier in mehreren Species vorkommen, darunter die große Pampelmuse, Sternäpfel, Mammey, Guava, Anacardium, Feigen, Sapoten, Nasberry und verschiedene Arten Annonaceen, die birnförmigen Früchte von Laurus persea, die Aquacate der Spanier, große schöne Weintrauben, die so wie an der peruanischen Küste in der Nähe des Meeresstrandes gedeihen; daneben der Stapelartikel, die Banane, in verschiedenen Varietäten. Ich habe weder in Ceylon, noch in Lima einen so verschiedenen und reichen Fruchtmarkt gesehen. Von Gemüsen fand ich Zwiebeln, Knoblauch, Kohl, Blumenkohl und aus den Bergen Rüben, Möhren und Kartoffeln. Einen großen Theil des Marktplatzes nimmt die Fischhalle ein, die gut gepflastert und erträglich rein gehalten ist. Am lebhaftesten geht es hier um die Mittagsstunde zu.

Die Fischverkäuferinnen sind meist Mulattinnen und Tercerons; die letztern werden gewöhnlich spottweise White cocaroaches (weiße Küchenschaben) genannt. Die häufigsten eßbaren Fische sind: Harder (Mugil), Snapper (Mesoprion), Grouper (Serranus), eine Menge Scomberoiden (Caranx, Scomber, Cybium, Thynnus), von denen eine Gruppe (Chorinaemus) vom Volkswitz mit dem Namen Leather coat (lederner Rock) bezeichnet wird; daneben glänzende Papageifische (Scarus), Mäniden (Chaetodon), Balistes, mit harten Panzern bedeckte Kofferfische (Ostracion), kugelige Igelfische (Diodon), Doctorfische (Acanthurus), Fische, welche der Europäer trotz ihrer Schönheit meidet, da ihr Fleisch unschmackhaft ist und viele als gesundheitsschädlich betrachtet werden. Alle diese Formen finden jedoch willige Käufer an der farbigen Bevölkerung, welche auch Rochen und Haie nicht verschmäht. An günstigen Tagen ist die Menge der Fische, welche auf den Markt kommt, sehr bedeutend, aber in einer bis zwei Stunden sind alle verkauft.

Nächst den Fischen bilden die Crustaceen einen Hauptartikel, große Palinuren, kurzschwänzige Krabben, aber häufig auch Landkrabben, die im Innern gefangen und für die Feinschmecker in Käfigen gemästet werden. Weniger häufig waren Muscheln, unter denen Miesmuscheln und Austern auch hier die gesuchtesten sind; die letztern kommen in Menge auf den Wurzeln der Mangrovebäume vor, so daß man sie gar nicht ablöst, sondern die Wurzeln, die naiver Weise von vielen Creolen für Baumäste gehalten werden, abhaut; diese Austern haben jedoch einen unangenehmen Schlammgeschmack.

Die Hauptstraße mündet im westlichen Theil in einen großen, ungepflasterten Platz, die Parade, um welchen Casernen, Theater und Kirchen liegen. Im Theater wurde nicht gespielt,

manchmal finden Vorstellungen durch Dilettanten Statt. Die Kirchen, deren Zahl nicht unbedeutend ist, gehören allen christlichen Confessionen an und die zahlreichen Juden haben zwei Synagogen. Ueber die öffentlichen Gebäude läßt sich wenig Rühmliches sagen; die meisten sind mehr als anspruchslos und gewinnen nur wenig durch die nähere Besichtigung. Die Gerichtshalle (Court) hat sehr luftige hohe Säle. Die Straßen sind ungepflastert und voll Sand, der von den Windstößen auch überall in's Innere der Häuser geführt wird; sie sind schmutzig, in den entferntern liegt sogar viel Unrath, der so wie Kehricht, Küchenabfälle, die Federn und das Blut des geschlachteten Geflügels ohne Umstände vor die Häuser geworfen wird, und in dem obern Stadttheile laufen auch die Schweine frei herum. Man sieht es der Stadt an, daß das englische Element die Minderzahl der Bevölkerung bildet.

Die Brunnen enthalten brackisches Wasser; glücklicherweise ist die Stadt seit einigen Jahren hinreichend mit gutem Trinkwasser versehen. Eine Actiengesellschaft hat das Wasser vom Fluß Hope zur Stadt geleitet; für tägliche hundert Gallonen wurden monatlich 4 Schilling bezahlt; größere Quantitäten waren verhältnißmäßig billiger; auch zu den außer der Stadt gelegenen Landhäusern legte man Zuleitungsröhren, für diese ist die erste Zahlung aber eine bedeutend größere.

Die Communication zwischen den entferntern Stadttheilen ist leicht, da Omnibus verkehren, in denen man für jede Entfernung innerhalb der Stadt nur 6 Pence bezahlt. Unter den Geschäftsleuten und den Regierungsbeamten gehört es zum guten Ton, einen Wagen zu besitzen. Es sind meist leichte, zwei- oder vierrädrige zweisitzige Wagen; die als Gig, Buggy oder Dogcart bekannten Formen sind die gewöhnlichsten und werden aus den

Vereinigten Staaten eingeführt, weil sie leichter und wegen des ausgezeichneten Wagenholzes (Hickory) sehr dauerhaft sind. Straßenbeleuchtung gab es bis dorthin nicht; sie ist aber auch nicht nöthig, denn gegen 5 Uhr Abends werden die Geschäfte geschlossen und die meisten europäischen Kaufleute fahren oder reiten nach ihren Landwohnungen in der Nähe der Stadt; der Geschäftstheil ist dann wie ausgestorben und man begegnet nur Wenigen, welche der farbigen Bevölkerung angehören.

Selbst von den europäischen Truppen liegt der größte Theil in hochgelegenen Bergstationen, nur einige Artillerieabtheilungen und wenig Infanterie, die aber von Zeit zu Zeit abgelöst wird, ist in den Forts und den Strandbatterien oder im Camp außerhalb Kingston stationirt. Der gewöhnliche Wachdienst wird von den schwarzen, westindischen Regimentern bestritten, in denen aber meist afrikanische und nicht Jamaika-Neger dienen. Zwischen beiden besteht eine gewisse Antipathie; die Afrikaner sehen auf ihre Brüder verächtlich, wie auf Schwächlinge, und diese betrachten jene als unwissende Barbaren. Der Grund, warum die englische Regierung die Afrikaner vorzieht, ist so durchsichtig, daß er wohl nicht erst erörtert zu werden braucht.

Die Gegend von Kingston besteht vorwaltend aus einem trocknen Sandboden und unterscheidet sich so wie mehrere andere Punkte der Südküste von dem reich bewässerten Hügellande der Nordküste, so wie von den Bergländern des Innern durch eine eigenthümliche Vegetation. Niederes Strauchwerk aus Euphorbiaceen, Crotoneen, Cappariden und dürftiger Graswuchs sind hier vorherrschend, stellenweise von Bombaceen oder Gruppen anderer Bäume, besonders Acacien, deren schirmartiges, oft flaches Laubdach einen dürftigen Schatten bildet, unterbrochen. Eine der häufigsten Formen ist die Cashaw (Prosopis juliflora),

die das gewöhnliche Brennholz liefert. Ein dichteres, dunkleres Laub hat eine Zygophyllee (Quajacum officinale) mit kleinen, glänzenden Zwillingsblättern und schönen Blüthen, oft so hellblau wie die unseres Bergenzians. An andern Orten ist der sonderbare Streusandbüchsenbaum (Hura crepitans) mit scharfer Milch und großen ovalen Kapseln, deren Deckel bei Temperaturänderungen mit Geräusch aufspringen und die Samen ausschleudern; oder eine Cassie, deren lange Hülsen von der Creolenphantasie mit Bratwürsten verglichen werden. Von der Grenze des Waldes hat sich das rothe Farbholz (Haematoxylon campechianum) eingeschlichen, das die Spanier angepflanzt haben und hier allgemein Logwood genannt wird; aber auch dem Neger ist aus seinem Vaterlande ein Baum in den fremden Welttheil gefolgt, der für seinen Culturzustand sehr wichtig ist, da er ihn mit dem fast fertigen Material für einen Theil seines Hausrathes versorgt; es ist die Crescentia oder der Kalabassenbaum. Man kann sich nicht leicht einen abenteuerlichern Baum denken; er wird auf der Savanna selten über fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, fällt aber sogleich in die Augen durch die stiellosen Blätter, die hellgrün, fast gelblichgrün sind, büschelweise, unmittelbar aus Anschwellungen der Zweige hervortreten und an denselben herablaufen, so daß diese wie mit grünen Bändern eingefaßt aussehen; das Werthvolle sind die großen kugelförmigen Früchte, die oft die Größe eines Kopfes erreichen und mit einem lockern, leicht auslösbaren Parenchym erfüllt sind. Die Früchte werden gewöhnlich in der Mitte durchschnitten und das Fruchtmark entfernt; das Perikarp stellt dann Schalen und Schüsseln dar, die durch ihre Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit dem Neger viel lieber sind als dieselben Artikel aus Thon. Man findet sie in jeder Negerhütte, oft rohe Arabesken, Namenszüge, einen Bibelspruch oder

Figuren in die äußere Fläche eingeschnitten. Die jungen Früchte werden in Essig mit Gewürzen eingemacht und geben gute Pickles. In der trocknen Zeit blühte neben einer großen Leguminose mit schneeweißen Blüthentrauben eine Popinax, eine Mimose mit kleinen, kugeligen, gelben Blüthenköpfen, deren Rinde, die unangenehm riecht, gegen Krämpfe gebraucht werden soll. Zerstreut stehen hohe schlanke Bignonien (french oak) mit reicher Belaubung aus mattglänzenden, ovalen, zugespitzten Blättern; oder die Hogplum mit hochgelben Früchten, von süßsäuerlichem angenehmen Geschmack; eine hohe Asclepias mit großen filzartigen Blättern und weißem, an der Spitze violetten Perigone und Brya ebenus, hier Ebenholz genannt, kommt dazwischen vor. Ein hervorragender Baum ist Eriodendron anfractuosum, aus der Familie der Bombaceen, dessen Samen mit seidenartiger Pflanzenwolle umgeben ist und daher den Namen Silk cotton (Seidenwolle) erhalten hat. Er ist deswegen interessant, weil er jedes zweite Jahr die Blätter abwirft. Die Neger machen zwar Kähne aus seinem Stamm, hegen aber eine Art abergläubische Verehrung für ihn; sie begießen ihn manchmal mit Rum und betrachten das Hineinwerfen eines Steines in sein Laubdach als eine Versündigung. Wir dürfen uns über solche Anschauungen, die stark nach afrikanischem Fetischmus schmecken, gar nicht wundern, da solche Dinge auch bei andern Racen auf niederer Stufe der Cultur häufig vorkommen. Ich will beispielsweise nur an die Verordnung Karl's des Großen erinnern, welcher Sedum auf den Dächern der Häuser anzupflanzen befahl, um sie gegen das Einschlagen des Blitzes zu sichern. Alle großen Bäume sind mit einer schmarotzenden Bromeliacee, der Tillandsia usneoides, und langen grauen Usneen bedeckt, welche der Bart des alten Mannes (Old mans beard) genannt werden. Eine

andere, sehr stachelige Bromeliacee ist die Pinguin (Bromelia pinguin), die häufig zu Einzäunungen und deren Früchte zum Reinigen des Mundes verwendet werden; ihr Geschmack ist sauer, aber sehr erfrischend.

Die geringe Anzahl hoher Bäume, ihre meist spärliche Belaubung, ihre matten Farben, in denen das Grau vorherrscht, geben den Savannen ein einförmiges, fast melancholisches Aussehen. In der Savanne entstanden zuerst die großen Viehwirthschaften. 1587 war der Handel in Fleisch, Talg und Häuten bedeutend groß; die spanischen Galeonen und die Perlfischer versorgten sich damit. Noch zur Zeit von Sir Hans Sloane, des ersten Naturforschers, der die Insel bereiste, waren sie von großer Ausdehnung. Er führt ausdrücklich an, daß manche Colonisten bis 40,000 Stück Vieh besaßen. Außer Pferden und Rindvieh wurden Schweine in großer Menge gemästet in großen eingefriedeten Krals. Außer dem Futter auf der Weide erhielten sie noch täglich regelmäßig Mais. Diese Viehwirthschaften wurden von den Engländern Pens genannt, welcher Name später auch auf die in der Savanne von Kingston liegenden Landhäuser übertragen wurde. Der ursprüngliche Graswuchs war sehr spärlich und man dachte erst später daran, fremde Futtergräser anzupflanzen, von denen gegenwärtig zwei besonders cultivirt werden; das Guineagras und das Bahamagras. Das erste (Panicum jumentorum) verdankt seine Anpflanzung dem Zufall; es wurde durch den Capitän eines Schiffes aus Afrika als Futter für seine Singvögel mitgebracht, und da diese auf der Reise gestorben waren, ausgesäet; es gedieh ausgezeichnet und wurde von Pferden und Rindvieh so begierig gefressen, daß sein Anbau bald ein allgemeiner wurde. Es kann drei- bis viermal jährlich geschnitten werden, kommt selbst auf steinigem Boden gut fort und

erreicht auf gutem Boden in drei bis vier Wochen eine Höhe von fünf Fuß und darüber. Das Bahamagras wächst nur wenige Zoll hoch, bildet aber einen schönen, saftgrünen, dichten Rasen, empfiehlt sich daher mehr für die Gärten als zur Fütterung. Die europäischen Gräser kommen nur an feuchten und höher gelegenen Orten gut fort. Holcus sacharatus wurde in der neuern Zeit wieder eingeführt, denn man hatte ganz vergessen, daß es schon auf der Insel wuchs. Es wurde nicht nur als Viehfutter, sondern merkwürdiger Weise auch zur Zuckererzeugung empfohlen.

Nicht nur die Asclepias und Cacteen verrathen den dürren heißen Boden, sondern auch der Kugelcactus (Melocactus), im Lande allgemein der Türkenkopf genannt. Hohe Säulencactus (Cereus) und Feigencactus (Opuntia) gedeihen ausgezeichnet gut und werden, da ihre Anpflanzung keine Mühe erfordert, häufig zu Einzäunungen gebraucht.

Nur nach Regen bietet die Savanne ein freundliches Bild, dann sprießen aus dem erfrischten Boden die Gräser neu und bilden mit gelb blühenden Verbenen, blau und roth blühender Sida, Ipomeen, Convolvolusarten, Cleome und krautartigen Leguminosen einen schönen Rasen, der an Mannigfaltigkeit der Farben und Blüthen unsern allseitig belobten nordischen Wiesen gewiß nicht nachsteht.

Die Landhäuser sind theils aus Stein, theils aus Holz; viele der letzten sind neuern Ursprungs, aber sehr klein und enthalten kaum den hinreichenden Raum für eine Familie; nichtsdestoweniger besitzen alle Geschäftsleute in Kingston keinen sehnlichern Wunsch, als eine Pen zu besitzen, die große Auslagen mit sich bringt, da sie Wagen und Pferde nothwendig macht, um standesgemäß nach der Stadt zu kommen.

Drittes Capitel.

Die blauen Berge. — Die Kaffeecultur und ihr Verfall.

Die Bergzüge Jamaika's streichen von Ost nach West in Parallelketten, von denen sich Seitenarme ablösen, welche nach der Küste ziehen. Der östliche Theil des Hauptzuges ist der höchste, so daß die Culminationspunkte excentrisch liegen, nach demselben Gesetz, wie auf den andern großen Antillen. Es ist das östliche Bergland, welches unter dem Namen Port-Royal-Mountains oder Blue-Mountains bekannt ist, in welchem die Gesteine der Porphyrgruppe den jungen Kalkstein gehoben haben.

Eine Fahrstraße führt von Kingston nach Botanical-Garden, das neun Meilen entfernt ist. Der botanische Garten ist aber nicht hier, sondern gegenwärtig fünfundvierzig englische Meilen östlich von Kingston. Der Weg ist sehr hübsch und geht anfänglich durch die von den Bergen gegen die See sanft abfallende Ebene, die schon zwei Meilen nördlich von Kingston 200 bis 300 Fuß Erhöhung hat; schon die Casernen im Camp liegen 211 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Einzelne Landwohnungen, bald größer, bald kleiner, aus Stein oder Holz, je nach den Mitteln ihrer Besitzer, folgen rasch auf einander. Es waren dies ursprünglich Graswirthschaften (Pens),

halb in Cultur und halb verwildert. Wo die Originalvegetation ihren Charakter behauptet, da ist es der der Savanne; es ist ein ebenes mageres Grasland, dürftig beschattet von Acacien und niederm dornigen Gestrüpp. Die Einzäunungen der Pens bestehen aus Säulencactus und Jucca, welche in Jamaika allgemein Spanish-Dagger genannt wird, und aus dem stachlichten Pinguin. Später windet sich die Straße dem Hope-River entlang, der Kingston mit Trinkwasser versorgt, das in Reservoirs gesammelt wird, von wo es erst in die Röhren gelangt. An den Ufern des Flusses wurde die Vegetation schöner und kräftiger. Es war am frühen Morgen und ich begegnete vielen Menschen; die Neger gingen in Gruppen zu Markte, lachend und lärmend, denn sie scheuen das Alleinsein und lieben die Conversation selbst auf dem Wege. Einige trugen Körbe auf dem Kopfe mit Früchten oder Eiern, Andere trieben einen mit ihren Marktartikeln beladenen Esel vor sich her.

Ich fand die Höhe von Botanical-Garden 1058 Pariser Fuß. Trotzdem, daß um 8 Uhr die Temperatur der Luft im Schatten 20⁰ R. war, athmete es sich im Schatten der hohen Bäume, an dem rauschenden klaren Fluß, leicht und angenehm. Hier theilt sich die Straße; die eine geht nördlich nach New-Castle, ein reizender Ort in 4000 Fuß Höhe, mit einer schönen Fernsicht und einer beständigen Vorsommertemperatur; es ist eine Militärstation für die weißen Truppen, von denen der größte Theil hier liegt. Die zweite Straße, welche ich einschlug, geht abwechselnd östlich und nordöstlich in die Berge. Ich kam über mehrere Höhen in das Thal des Yallah-River, kreuzte dieses und stieg dann im Osten des Thales wieder auf. Im Thale sind einige hübsche Culturen, ungleich mehrere sind aber verlassen oder verwildert. An den östlichen Abhängen des Thales

beginnen Kaffeepflanzungen, die mit Unterbrechung sich bis Abbey-Green hinziehen.

Die Aussichten sind bei jeder Straßenwindung andere und geben immer die schönsten Bilder. Es fehlen zwar nackte Wände und brausende Wasserfälle, dagegen strotzt Alles im saftigsten Grün. Jeder Baum scheint sich an's Licht zu drängen und hält seine großen Blätter der Sonne entgegen. Mit dem dunkeln Grün der Terminalien, deren Blätter an die der Roßkastanien erinnern, und Cedrelaceen, die auf der Insel Cedern genannt werden, contrastiren die grauen Blätter der Clusien, die dick und fleischig, wie mit Reif überzogen, aussehen. Vitis indica umschlingt die Bäume, parasitische Ficusarten, welche andere Bäume umklammern und denen der Volkswitz menschliches Leben gibt, sie mit dem Schottländer vergleichend, welcher den Creolen umstrickt (The Creole in the scotchmans embrace), epiphyte Orchideen und violette Pothos mit langgestielten Blättern bedecken die Stämme der Bäume. Große Caladium, Pancratium sind an den feuchten Stellen; hier und da ist eine kleine Gruppe Fächerpalmen (Thrinax). An den dunkeln Waldstellen sind viele Farren, großblättrige Venusfarren mit schwarzen Blattstielen (Adianthum macrophyllum) und Diplacium, Nothọlaena trichomanoides mit eingekerbten Fiederblättchen, an Abhängen Hemidictyon marginatum mit einfachen langen Blättern, von dessen Mittelrippe Seitenrippen ausgehen.

Abbey-Green ist die letzte Kaffeeplantage auf diesem Theil der Berge, die leicht in einem vierstündigen Ritt von Botanical-Garden erreicht werden kann. Ich fand die mittlere Höhe des Wohnhauses der Kaffeepflanzung nach mehreren Messungen 3723 Pariser Fuß. Es soll übrigens auf der Insel eine andere Plantage eine noch höhere Lage haben. Der Besitzer ist ein

alter, aber noch sehr lebenslustiger Mann, der mit meinen Messungen unzufrieden war und sich bitter beschwerte, daß Fremde auf die Insel kommen, um die Berge zu verkleinern. Der Bach in der Nähe hatte eine Temperatur von 14° R. Chrysomeliden und Bockkäfer schwärmten an seinen Ufern.

Die Plantage Abbey-Green läßt sich in der Art des Anbaues nicht mit den auf Ceylon vergleichen. Fast alle Pflanzungen, die ich in Jamaika sah, tragen den Stempel der Vernachlässigung, der Verödung und des Ruins an sich; selbst die besten, zu denen die in Rede stehende gehört, sehen mehr oder weniger verwildert aus. Der Hauptgrund ist der Arbeitermangel; denn alle Arbeiter sind emancipirte Neger, die einige kleine Grundstücke besitzen und die nur vier Tage in der Woche und nur acht Stunden im Tage auf fremden Pflanzungen arbeiten, wofür sie 9 Pence bis 1 Schilling Taglohn erhalten. Der erste Preis ist in den untern Districten, die dichter bevölkert sind, der letztere in den höhern, spärlich bevölkerten Gegenden der gebräuchliche. Die meisten Arbeiten werden jedoch in Accord gegeben, so das Umgraben, das Beschneiden oder das Anlegen neuer Pflanzungen. Das Urbarmachen kostet nahezu so viel wie in Ceylon. 40 bis 50 Schilling per Acre wird für das Holzfällen, beinahe eben so viel für das Abbrennen, Aufräumen, das Setzen junger Bäume u. s. w. bezahlt. Die jungen Pflanzen werden nicht in Baumschulen gezogen, sondern die an den Bächen und Grasplätzen wild aufwachsenden jungen Bäume, die aus den von Vögeln und andern Thieren verschleppten Samen aufgeschossen sind, aufgesucht. Die Gesammtauslagen per Acre belaufen sich auf 6 bis 7 Pfd. Strl.

Die volle Tragfähigkeit beginnt in den untern Pflanzungen im dritten Jahre, in den Bergen später, bei 4000 Fuß Höhe

im sechsten Jahre. Die Bäume werden drei bis vier Fuß hoch gehalten; sie blühen jährlich zweimal; die erste Blüthenzeit im Mai ist die reichere; die zweite ist im Herbst. Einzelne Bäume blühen das ganze Jahr. Obwohl das Pflücken der Beeren ununterbrochen im kleinen Maßstab fortgeht, so ist die Haupternte in den Bergen doch von März bis Mai. Man zahlt für das Pflücken eines Bushels 1 Schilling. Viele Beeren fallen jedoch ab, und jene immer, deren fleischige Samenhülle vom Vogelfraß gelitten hat; dieser Kaffee heißt Ground coffee, und für das Einsammeln desselben wird der drei- bis vierfache Preis bezahlt. Der Bergkaffee ist auch hier, wie in Ceylon, schwerer, aromatischer und wird daher theurer bezahlt; dagegen ist die Ernte viel kleiner und unverläßlicher, da kalte Regen und andauernde Winde während der Blüthenzeit einen großen Theil der Ernte zerstören. Die Tragfähigkeit der Bäume dauert bis zum zwanzigsten Jahr und darüber. In Abbey-Green hatten mehrere eine bedeutende Dicke; sie waren wahrscheinlich von doppeltem Alter. 1200 Bäume stehen im Mittel auf einem Acre; Ein Pfund Bohnen per Baum wird als großes Erträgniß gerechnet; auf den Bergen ist es aber viel geringer und in Abbey-Green werden 400 Pfund Kaffee per Acre als das mittlere Erträgniß angenommen. Erträgnisse mit 20 Pfund von einzelnen Bäumen im Jahre kommen nur im reichen Alluvialboden an Bächen und Flüssen vor. Der Eigenthümer sagte mir, daß sein Reinerträgniß bei 100 Acres oft nur 400 Pfd. Strl. sei, sich in guten Jahren jedoch bis 1300 Pfd. Strl. steigern könne; die Regiekosten belaufen sich auf 700 Pfd. Strl.; die Taxe ist niedrig, 1 Penny per Acre.

Die Kaffeecultur bleibt also immer ein schönes landwirthschaftliches Unternehmen. Man hat kurz vor meiner Ankunft

vorgeschlagen, die jungen Blätter des Kaffee's wie Thee zu trocknen. Man bekommt dadurch allerdings ein Getränk, das aber von Thee und Kaffee weit entfernt ist; Niemand denkt daran, daß dadurch die Kaffeeproduction leiden wird. Außer der Unzulänglichkeit der Arbeit kommen noch zwei andere Schattenseiten in Betracht: der Mangel an Dünger und die große Steilheit des Bodens. Mehrere Pflanzer lachten mir in's Gesicht, als ich sie fragte, womit sie düngen; es war ihnen unerhört. Die Böschungen sind oft so steil, daß jeder heftige Regenguß große Massen von Dammerde wegschwemmt und ich sah an mehreren Stellen Bäume, die nur noch mit den Wurzelfasern in dem Boden hingen. Es erscheint mir daher gerechtfertigt, daß die Pflanzer Gräser oder Pflanzen von niederm Wuchs zwischen den Bäumen an steilen Orten dulden, da sie wesentlich zur Bodenbefestigung dienen.

Die geologische Beschaffenheit ist dem Kaffeebau sehr günstig, denn der von dem ceylon'schen Pflanzer so emsig gesuchte Kalk ist häufig. Wo der poröse Kalk nicht auftritt, liegt Thonschiefer, der hier in Glimmerschiefer übergeht, am Tage.

Abbey-Green ist eine siebzigjährige Pflanzung. Die Apparate für die Enthülsung des Kaffee's sind noch sehr einfach und vielleicht in dem primitiven Zustande geblieben, in welchem sie zur Zeit der Gründung der Pflanzung aufgestellt worden waren. Ein oberschlächtiges Rad bewegt einen hölzernen, mit Kupferblech, in dem viele Kerben sind, überzogenen Cylinder, der die fleischige Fruchthülle von dem Samen trennt. Diese werden dann auf gemauerten, mit hydraulischem Mörtel überzogenen, etwas abschüssigen und in bergiger Lage terrassenförmig übereinanderliegenden Trockenplätzen (Barbicans) getrocknet. Die getrockneten Samen werden von den beiden innern Samenhüllen,

der Pergamenthaut und der innersten, eng anliegenden, feinen Silberhaut durch eine im Kreise gehende, hölzerne, mit Kupfer überzogene Scheibe befreit und dann sortirt. Strenge Ueberwachung der Arbeiter ist nöthig, da sie das Stehlen nach spartanischen Grundsätzen für keine sehr große Sünde halten und in den Mitteln, die Wachsamkeit des Aufsehers zu täuschen, sehr erfindungsreich sind. [4]) Es steht nicht zu erwarten, daß die weißen Pflanzer mehr Arbeitskräfte erhalten werden, da Neger und Farbige Grundstücke nach und nach bis zu vierzig Acres ankaufen oder usurpiren, Kaffeebau in kleinem Maßstabe betreiben und mit kleinen und unvollkommenen Maschinen die Waare oft billiger herstellen. Die Quantitäten, die jetzt schon von dieser Seite auf den Markt kommen, sind nicht unbedeutend.

In den Schiefern und Porphyren der blauen Berge kommen einige Erze vor: Antimon, Blei, besonders Kupferverbindungen. Der Speculationsgeist ist auch hier selbst bis in die Kaffeeplantagen gedrungen, wie dies mehrfache Schürfungen bezeugen. Ich fand Buntkupfererz (Kupferkies), Rothkupfererz, Lasur und Malachit; häufig kommt damit auch etwas Bleiglanz vor. Bis jetzt sind aber die Kupfererze nirgend in mächtigen Lagern und Gängen, sondern nur in Nestern gefunden worden. Es gab noch verschiedene Mining-Companies; eine derselben, die Clarendon-Company, trieb ihre ursprünglichen Einpfundsterlingactien in wenigen Wochen bis 18 Pfd. Strl. hinauf, worauf der größte Theil der Unternehmer die Actien verkaufte und das Unternehmen sich als reine Prellerei erwies.

Der Abend war schön und ich erfreute mich an den vielen Vogelstimmen. Das Innere der Insel, besonders die Berge, sind sehr vogelreich; darunter sind viele Sänger. Unter diesen

allein siebzehn Drosselartige (Turdidae) und elf Fliegenschnäpper (Muscicapidae), zwölf Sperlingsartige (Fringillidae), dann kommen die Tauben, Schwalben und Kuckucke; von Papageien sind fünf oder sechs Species, von Kolibris vier bekannt. Nach Sonnenuntergang begann es ringsum zu blitzen und zu funkeln; die Leuchtkäfer schwärmten in großen Schaaren und ergossen über Berg und Thal einen Feuerregen. Es sind theils Lampyris, theils Elaterarten, von denen Gosse während seines langen Aufenthaltes mehr als ein Dutzend Species gesammelt hat.

Die Nacht schien mir empfindlich kalt; was ich für äußere Kälte hielt, war ein erster Fieberschauer, der sich den andern Tag wiederholte. Morgens bei Sonnenaufgang brach ich auf, um den Pik zu besteigen. Ich konnte noch eine Stunde weit auf einem Fußpfade reiten, bis zum Gape, wo der Boden plötzlich sehr steil ansteigt. Auf dem Wege sah ich mehrmal Tauben (Ringtail pigeon), die in Jamaika zu den Delicatessen gehören. Die Erhebung des Gape ist 5190 Pariser Fuß, die steile Wand daneben führt den Namen Jakobsleiter; die Temperatur der äußern Luft war 12,5° R.

Die Jakobsleiter verdient ihren Namen redlich; nach einem halbstündigen Steigen und Klettern ging es auf einem wenig abschüssigen Rücken ziemlich leicht fort. Ich fand eine Fülle von prachtvollen Baumfarren, Melastomen und Lycopodien im Schatten hochstämmiger Bäume, meist Podocarpeen, welche die Stelle der Nadelhölzer vertreten und mit Usneen bedeckt waren; Orchideen sah ich nur wenige. Ein Baumfarren (Alsophila puninata), an dem die untere Wedelfläche grau, wie bereift aussieht, ist besonders interessant. Ich stieg dann einen Sattel des Hogs-Pond, der mit niedrigem Bambus und krautartigen Farren dicht bedeckt war, hinab, um gleich auf der andern Seite wieder

aufwärts zu gehen. An dieser Stelle ist die Basis des eigentlichen Piks, welcher keine Zacken oder zähneartige, scharfe Erhebungen, sondern eine sanft zugerundete, an der Oberfläche ganz aus Dammerde bestehende Kuppe hat. Das Grundgestein konnte ich nicht ermitteln; obwohl ich von meinen schwarzen Führern ein tiefes Loch graben ließ, kam ich nicht an das Ende der Humusschicht. Der humusreiche Thon hat eine rothbraune Farbe. Oben blühte überall nur Leotodon; das einzige Thier war ein kleiner Frosch. In den Thälern wogten die Nebel, die der Wind manchmal herauftrieb und die den Gipfel in Wolken hüllten; für Augenblicke zerriß der graue, wallende Nebelschleier und dann blickte das Land im glänzendsten Grün und im schönsten Wechsel des Reliefs durch; das Bild zu den Füßen gehört, was Bodengestaltung anbelangt, zu den schönsten, die ich gesehen habe. Zwischen dem grünen Lande und dem blauen Meere liegt ein weißer Saum von Dünensand und hinter ihm kleine Inseln aus Korallenriffen vor Port Royal und der Südküste, die unter dem Namen der Keys bekannt sind. Nach Cuba und Haiti, die man bei vollkommen heiterm Himmel sieht, blickte ich vergebens; denn die Aussicht war durch Wolken und Nebel verbaut. Ich fand die Höhe des Hauptpiks 7000 Pariser Fuß und die des Westmorelandpiks 6970 Pariser Fuß. Die Temperatur der Luft wechselte von 11 bis 13,3° R., je nachdem die Bergspitze wolkenfrei oder von Wolken bedeckt war. [5])

Ich trat schon Mittags den Rückweg an, da die Witterung stets ungünstiger wurde. Die Neger hatten sich betrunken und verloren den Weg, trotzdem machte ich meinen Rückweg nach Abbey-Green in drei Stunden; ich mußte mich beeilen, denn die Regenzeichen wurden immer drohender. Das Klettern und Waten durch die niedern Farren und den am Boden liegenden

Bambus war stellenweise sehr unangenehm und noch beschwerlicher als beim Aufsteigen.

Am nächsten Tage war schon Morgens der Himmel mit einzelnen, großen Haufwolken, die schnell wuchsen, bedeckt. Da mein Unwohlsein zunahm und ich den Ausbruch des Malariafiebers beinahe eben so gewiß fühlte, als den kommenden Regen, so beschloß ich aufzubrechen, um über den Yallah-River zu kommen, der bei jedem Regen sehr anschwillt und oft nicht zu passiren ist. Die Vorberge sehen auch bei bewölktem Himmel freundlich und üppig aus, besonders schön sind jene Waldstellen, wo Mountain-Pride (Spathelia simplex) mit schönen purpurrothen Blüthensträußen durch das dunkle Laub der Cedrelaceen und Terminalien bricht. Wenn man etwas wünschen sollte, so wären es Wasserfälle, überhaupt eine größere Wasserfülle. Jamaika hat zwar seinen Namen vom indischen Xaymaca, das heißt waldig und wohl bewässert, aber die größte Wasservertheilung findet an der Nordseite des Bergstocks Statt.

Viertes Capitel.

Spanisch-Town. — Geschichtliches. — Colonialregierung.

Die einzige kurze Eisenbahn, welche Jamaika besitzt, verbindet Kingston mit Spanisch-Town und geht über den letzten Ort noch einige Meilen weit hinaus. Spanisch-Town ist die Hauptstadt des Landes, das heißt der Sitz des Gouverneurs und der Versammlungsort des Parlamentes, aber ohne alle commercielle Bedeutung; sie war schon von Don Diego Colon, dem Sohne des Entdeckers, 1523 gegründet worden und hieß früher Sant Jago de Vega. Colon's Sohn hatte zwar die Vicekönigsschaft in allen von seinem Vater entdeckten Ländern, die ihm vertragsmäßig als Familienerbe von der spanischen Krone zugesichert war, verlangt, erhielt aber nicht mehr von Kaiser Karl V. als die Satthalterwürde von Hispaniola und den Admiralstitel. Don Diego Colon sandte Don Juan de Esquirol mit wenigen Leuten nach Jamaika, der getreu den Vorschriften und Maximen des Entdeckers, die Indianer mit Milde behandelte; ein Beispiel, das von den spätern Vicegouverneuren gänzlich außer Acht gelassen wurde. Die Insel, welche damals dicht bevölkert war, so daß um Old Harbour allein viele tausend Indianer wohnten, zählte anderthalb Jahrhunderte nach der Ent-

deckung keinen einzigen Bewohner mehr. Diego's Sohn erhielt nach dem Tode seines Vaters von Karl V. nichts als die Statthalterschaft von Veragua und die Insel Jamaika. Da er und seine Brüder kinderlos starben, brachte seine Schwester Isabella, die mit dem Grafen von Gelves vermählt war, die Besitzung an sich, welche durch deren Nachkommen an das Haus Braganza kam. Als dieses auf den portugiesischen Thron gelangte, wurden die Güter von der spanischen Krone eingezogen. Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts galt Jamaika schon als ein reiches Land. Der Reichthum war das Resultat des Ackerbaues und vorzüglich der Viehzucht, deren Producte von den großen spanischen Flotten verbraucht wurden. 1605 geschah der erste Einfall der Engländer unter Anthony Shirly, in welchem ein Theil der Küste geplündert wurde. 1644 fiel Oberst Jackson mit 500 Mann ein; er kam von den Inseln unter dem Winde. Am Passagefort, welches die Mündung des Rio-Cobre vertheidigte, erwarteten ihn die Spanier, die er nach einem siegreichen Treffen zerstreute; er besetzte Sant Jago und brandschatzte es.

1655 schickte Cromwell den Admiral Penn und den General Venables zur Eroberung Sanct Domingo's; da diese mißlungen war, nahmen sie Jamaika. Cromwell betrachtete diese Eroberung als so geringfügig, daß er die beiden Anführer bei ihrer Rückkunft in den Tower werfen ließ.

Der Versuch, den die Spanier 1658 machten, um den Engländern die Insel wieder zu entreißen, endete mit ihrer Niederlage, und im Frieden, welchen später Karl II. mit Spanien abschloß, wurde die Insel förmlich abgetreten. 1694 versuchten die Franzosen einen Angriff unter Du Caß, die plündernd und verheerend vordrangen, jedoch bald zurückgetrieben wurden. 1782 wurde der projectirte Angriff des französischen Admirals

de Grasse durch den großen Seesieg Rodney's vereitelt. Diese Schlacht ist durch ein Denkmal in Spanisch-Town verewigt, welches die Insel dem Admiral Rodney setzte; es ist das Anziehendste, das Spanisch-Town aufzuweisen hat. Das schönste Gebäude der trostlos aussehenden Hauptstadt ist der Palast des Gouverneurs. Für die Versammlungen der beiden Parlamentshäuser, ihr Archiv, ihre Bibliothek, Bureaux sind schöne und zweckmäßig eingerichtete Räumlichkeiten vorhanden. Die Stadt sieht verkommen und verödet aus; es geschieht nur selten, daß man Jemandem auf den Straßen begegnet. Die Bevölkerung mit Ausnahme eines Theils der an den Bureaux beschäftigten Weißen bestand aus Farbigen. Ich war einigemal in Spanisch-Town, verließ es aber jedesmal mit dem größten Vergnügen. Zweimal passirte ich die Stadt auf weiteren Excursionen, ohne mich auch nur umzusehen.

Die Regierung der Insel ist eine constitutionelle und der Gouverneur als Stellvertreter der Königin wird von dieser ernannt und bezieht 5000 Pfd. Strl. in letzter Zeit von England, um sein Ansehen nicht zu compromittiren, da dies Parlament auf dem besten Wege war, Motionen gegen die großen Ausgaben zu machen und sich vielleicht irgend ein schmutziger Neger erboten haben würde, die Insel für half prize zu regieren.

Der Gouverneur hat ein Cabinet (Executive Committee) und einen Rath (Privy Council) zur Seite. Das Parlament besteht aus einem Oberhaus (Legislative Council) von siebzehn Mitgliedern, die vom Gouverneur für Lebenszeit ernannt werden und aus einem Unterhaus (House of Assembly) von siebenundvierzig Mitgliedern. Das Parlament ist bei keinem Theil der Bevölkerung geachtet. Ein Blick auf die Zusammensetzung wird es beweisen: Die Assembly bestand aus zwei Negern,

vierzehn Farbigen, dreizehn Juden, achtzehn weißen Creolen und Engländern. In Jamaika war Jeder Wähler und wählbar, der Steuer (Tax or rent) zahlt; nun besteht aber die Bevölkerung überwiegend aus Schwarzen und Farbigen; die Handvoll Weißer sind nicht im Stande, für sich allein etwas durchzusetzen und wenn viele von diesen auch ihre bittern Gefühle gegen die Majorität bezwingen und im Schwarzen auch den Nebenmenschen anerkennen, so ist in den meisten doch ein aristokratisches Vorurtheil — vielleicht das am schwersten überwindbare — das der Race, zu lebendig, um bei den Wahlen zu jenen Manövern zu schreiten, durch welche die Wähler gewonnen werden; sie räumen dadurch den minder Scrupulösen, die aber deswegen nicht immer die Edlern sind, das Feld. Ich will der äthiopischen Race und ihren Mischlingen nicht nahe treten oder ihre parlamentarische Berechtigung bestreiten, aber die Mehrzahl derselben ist in Jamaika auf solchen Bildungsstufen, daß sie als Gesetzgeber in der Regel eine lächerliche Rolle spielen. Der Einfluß der semitischen Race ist im Parlament fast eben so groß als auf dem Geldmarkt und wenn die christlichen Bewohner Kingston's ihr auch diesen verzeihen, so entstand doch eine gewaltige Agitation, als sie es versuchten, einen der Ihren als Oberlehrer in eine christliche Schule zu setzen.

Fünftes Capitel.

Schönheit der Negerdörfer. — Die kleine landwirthschaftliche Production.

Da es weder der Zweck dieses Buches ist, Reiseabenteuer zu erzählen, noch alle Erlebnisse und Arbeiten des Reisenden in chronologischer Folge zu schildern, so will ich, um den Leser nicht mit der Beschreibung jedes Dorfes oder jeder gesehenen Pflanzung zu ermüden, die Dörfer generalisiren, welche ich auf meinem Ausfluge von Kingston über Spanish Town, den reizenden Bogwalk nach Moneague und dem Norden der Insel besucht habe.

Die Negerdörfer machen immer einen angenehmen Eindruck, ungeachtet die Architektur daran ganz unschuldig ist, denn die Häuser haben die einfachste Form, bestehen meist aus Brettern und sind mit Schindeln gedeckt. Zu beiden werden im Innern des Landes häufig die Cedrelaceen verwendet, die Cedern genannt werden; ihre Bearbeitung geschieht durch die Axt in einer sehr rohen Art. An der Küste können sie nicht mit den aus Nordamerika eingeführten Artikeln der Pitch-Pine concurriren, die weniger dauerhaft, aber billig und leicht zu handhaben sind. Die Häuser haben alle einen halb englischen, halb tropischen Zuschnitt in der Vereinigung der Veranda mit dem Cottagestil; was ihnen das malerische Aussehen gibt, ist nicht

nur die Vegetation des anstoßenden Waldes, sondern auch die ihrer Gärten und Felder, da manche Zierpflanzen hierher gewandert oder vielleicht vom Besitzer angepflanzt worden sind.

Die Hauptnahrungspflanzen sind die süßen Bataten und Yam; von letzterem gibt es zwar fünf Spielarten, aber nur zwei werden häufig gebaut, eine weiße und eine schwarze; die weiße ist die beste. Ihr krautartiger Stengel windet sich um Pfähle und die pfeilherzförmigen, dicht stehenden Blätter, die unten breit aus einander gehen, geben jeder Pflanze das Aussehen eines grünen Kegels; die Wurzeln sind oft dicker als ein Arm und dann bis vierzig Pfund schwer.

Außer diesen wird Arum (Colocasia esculenta) häufig angepflanzt; sie ist gekocht fast geschmacklos, aber wegen ihres großen Reichthums an Stärkemehl sehr beliebt. Die faustgroßen Knollen haben eine röthlichbraune Farbe. Demnächst nehmen Melonen, Gurken und Kürbispflanzungen einen bedeutenden Platz ein. Die Moorhirse (Holcus sorghum) wird selten, Reis nirgends cultivirt, aber viel importirt. Mais wird nicht in hinreichender Menge gebaut, trotzdem daß er vortrefflich gedeiht und im Tieflande nur eine viermonatliche Vegetationsperiode hat. Die arbeitscheue schwarze Bevölkerung zieht es vor, Artikel, die weniger kosten, aber viel Arbeit verursachen, zu kaufen. Mais wird daher so wie Weizenmehl aus den Vereinigten Staaten eingeführt. Cassave (Jatropha manihot), die mit magerem Boden zufrieden ist, kommt in süßen und bitteren Varietäten vor; sie liefert sehr feines Stärkemehl, hat aber keinen Geschmack und der Fremde muß sich erst daran gewöhnen. Die Creolen bereiten aus ihrem Mehl dünne, fladenförmige Kuchen, die scharf gebacken werden. Ueber diese niedrigen Früchte erheben sich Brotfruchtbäume mit ihren prächtigen Laubdächern. Beide Species

des Artocarpus werden gegenwärtig gepflanzt; sie sind früher wenig beliebt gewesen, da sie für eine zu reizlose und wenig nachhaltende Nahrung gehalten wurden und wohl für den müßigen Oceanier, aber nicht für die hart arbeitenden Sclaven gepaßt haben.

Arrowroot (aus Maranta arundinacea) wurde wenig producirt; hie und da werden die Knollen von Arachis hypogaea (groundnut) geröstet gegessen.

Die Bananen sind nicht in so vielen Spielarten hier vertreten wie in Ceylon; eine (Musa sapientum, Banana der Creolen) kommt auch in höheren Lagen vor; ihre Vegetationsperiode ist ein Jahr. In neuester Zeit hat man vorgeschlagen, die Fasern ihres Stammes zu Gespinnsten zu verwerthen, und die steigende Papierfabrication in Europa, für welche nicht hinreichend genug Lumpen aufgebracht werden können, hat den einheimischen Agronomen Veranlassung gegeben, sie auch zur Erzeugung von Papier vorzuschlagen; mehrere Creolen glaubten ernstlich, anstatt der eingegangenen Zuckermühlen durch die Errichtung von Papiermühlen im Innern einen neuen bedeutenden Industriezweig zu schaffen. Auf den Zuckerplantagen wurde ehemals, außer den Grundfrüchten, vorzugsweise diese Pflanze für die Neger cultivirt. Die vorherrschende Spielart ist die mit großen, langen Früchten.

Eine fast unzählbare Menge von Fruchtbäumen ist in allen Gärten der Pens, der Negerdörfer und der Plantagen angepflanzt, theils einheimische, theils acclimatisirte.

Von Aurantiaceen werden sieben oder acht Species gepflanzt, von Anonaceen drei oder vier; diese kommen jedoch auch wild oder verwildert vor, so wie viele andere Obstsorten. Der weiße, aromatische Brei der Anonen schmeckt so angenehm und jede hat

etwas so Eigenthümliches, daß es schwer hält, zu entscheiden, welche die beste ist. Einige Creolen erklären die eine, die hier Sour-sop genannt wird (Anona muricata) und einen süßsäuerlichen Geschmack hat, als die beste; andere den Netted-Custard-apple (Anona reticulata), der auch süßer ist.

Melicocca bijuga, eine Sapindacee, enthält ein gallertartiges, orangegelbes, süßsäuerliches Fruchtfleisch. Sehr ölreich, von schwach bitterlichsüßem Geschmack, gleichsam eine weiche Mandel, ist die Samenhülle oder innere Fruchthülle von Blightia sapida (eine Sapindacee), die nach Jamaika verpflanzt wurde; sie heißt Akhee oder bei den Engländern vegetabilisches Mark (vegetable marrow).

Die Familie der Terebinthaceen liefert drei Fruchtarten: Die Cashew (Anacardium occidentale), deren Frucht der birnenartig-verdickte, unterständige Fruchtknoten ist; der über ihm stehende Samen ist bohnenförmig und wird geröstet gegessen. Die Schweinspflaume (hogplum) ist die Frucht von Spondias graveolens, als Obst wenig geschätzt. Die dritte ist die Mango (Mango mangifera), von welcher es sehr viele Spielarten gibt, die wieder nach Boden, Cultur und verticaler Erhebung einen verschiedenen Geschmack haben. Mehrere sind ausgezeichnet durch Größe, andere durch Wohlgeschmack; die beste ist jene, welche die Creolen mit Nro. 11 bezeichnen. Die Mango ist überall verwildert in solcher Menge, daß früher entlaufene Sclaven wochenlang sich vorzugsweise davon nährten.

Die Cocoplum ist die Frucht eines rosenblüthigen Baumes (Chrysobalanus icaca). Der Granatapfel wird größer als in Südeuropa. Einen ähnlichen Brei um die Samenkerne hat die Grenadilla, welche aber die Frucht der Passiflora quadrangularis ist.

Die Familie der Myrtengewächse liefert zwei eßbare Früchte von Guava und den Rosenapfel. Oekonomisch wichtig sind nur die Guava (Psidium pyriforme und Ps. pomiforme), aus denen durch Einkochen mit Zucker eine sehr feine, braune Gallerte bereitet wird. Sowohl die Weißen als Schwarzen essen die Früchte auch roh; ich finde sie jedoch nicht angenehm.

Der Rosenapfel ist die Frucht der Eugenia jambos, die überall an Flußufern wild wächst. Das den Samen umhüllende Fleisch hat einen angenehmen süßen Geschmack und einen entschiedenen Rosengeruch, daher die Frucht auch Roseapple heißt; der Samen soll giftig sein. Die eßbaren Myrtaceen sind vorzüglich im nördlichen Theile der Insel häufig.

Die lorbeerartigen Gewächse liefern eine köstliche Frucht in der Persea gratissima, die Palta oder Cura oder Agua-cate der Spanier, aus welcher die hiesigen Creolen den Namen Avogado-pear gemacht haben; hier und da auf der Insel heißen sie auch Alligator-pear. Ich hatte schon in Südamerika diese Frucht gesehen, die den Fremden weder durch Geruch noch Süßigkeit lockt, ihr aber nur wenig Beifall geschenkt, obwohl sie auf dem Markte in Lima sehr groß und schön war. Sie hat die Größe und Form einer Birne; unter der braunen Oberhaut, die sich leicht abziehen läßt, liegt das Fruchtfleisch, welches im vollkommen reifen Zustande weich, gelblich und sehr ölreich ist und in der Mitte den großen, dunkelbraunen Samen enthält; sie zerfließt gleichsam im Munde. Der Geschmack ist sehr zart, aber weder sauer noch süß noch aromatisch; er wird erhöht durch Zusatz von etwas Salz und Pfeffer und die Agua-cate hat dann eine große Aehnlichkeit mit einem Eierkuchen. Menschen und alle Thiere essen diese Frucht gern und die Hausthiere suchen

sie grade so auf, wie die Mango; im unreifen Zustande ist sie hart und bitter. Man hat in neuester Zeit versucht, ein Oel aus ihr zu pressen, das sehr wohlschmeckend ist. Sie wird für sich allein gegessen, von den Armen wohl auch mit Brot, hier und da heißt sie die Butter des Pflanzers, sie fehlt aber nie auf der Tafel des Wohlhabenden als Beiessen oder Nachtisch und wird entweder, wie oben erwähnt, mit Salz und Pfeffer gegessen, in welcher Form sie mit etwas Essig einen ausgezeichneten Salat bildet, oder sie wird mit Wein und Zucker zu einem Brei zerrührt. „Es ist eine Frucht," sagte mir ein frommer Gastronom, „welche die Vorsehung in ihrer ewigen Weisheit für den Feinschmecker erschaffen hat."

Die Ananas sind hier fast so schön wie die von Guayaquil. Einige Mitglieder der Society of arts haben den Vorschlag gemacht, sie in Zucker eingekocht zu einem Exportartikel zu machen. Man macht auch ein gegohrenes Getränk aus ihr, welches angenehm schmeckt. Eine andere Bromeliacee ist der Pinguin (Br. pinguin), dessen Früchte klein und sauer sind und der nur zu Einfriedigungen verwendet wird.

Die Cocospalme wird nicht in der Ausdehnung cultivirt, wie sie es verdient. Man findet sie an der Küste, hier und da in einzelnen Gruppen oder in Alleen auf den Zuckerplantagen; aber große Anpflanzungen, der eigentliche Cocoswald, der mit seinem Helldunkel und den zitternden Sonnenlichtern zwischen seinen Schatten die Küsten Ceylon's so reizend macht, fehlt hier und damit geht der hiesigen Seeuferlandschaft ein großer Zauber, dem Wohlstande der Insel aber ein großes Capital verloren; denn obwohl große Quantitäten Oel bei einer ausgedehnten Anpflanzung erzeugt werden könnten, führte Jamaika (1855)

Cocosöl für seinen eigenen Bedarf ein. Von Dattelpalmen kommen einzelne Exemplare in den Gärten von Kingston vor.

Bambus wird aller Orten häufig gepflanzt, nicht nur um die Häuser, für die gewöhnlichen Bedürfnisse der Wirthschaft, sondern auch an den Straßen und in den Bergen zur Befestigung des Erdreiches; an den steilen Stellen dient er zugleich als Geländer. Es sind zwei Species: eine mit grünem, die andere mit goldgelbem Stamme.

Von Solaneen werden in den Gärten der Neger und Creolen häufig folgende drei gebaut: Die Eierpflanze (Solanum melogonum), der Paradiesapfel und der Cayennepfeffer (Capsicum) in sehr vielen Spielarten, welchen die Neger allen andern Gewürzen vorziehen. Die Kartoffel kommt nur in den Bergen fort, wird aber meist aus den Vereinigten Staaten eingeführt. Häufig wird eine Malvacee gepflanzt (Hibiscus esculentus), deren Samenkapseln gekocht, in der Suppe der Creolen, oder geschmort, ein Lieblingsgericht geben, welches aber der Europäer etwas zu schleimig findet.

Ingwer wächst wild und wird entweder getrocknet oder in Zucker eingekocht; in letzterer Form liefert er auch ein bei den Engländern sehr beliebtes Dessert. Bei sorgfältiger Bereitung könnte er mit dem aus China eingeführten concurriren.

Aepfel und Birnen kommen in hochgelegenen Oertlichkeiten fort, die Früchte sind jedoch minder schmackhaft als die europäischen, eben so die Erdbeeren. Daß die Rebe gute Trauben erzeugt, habe ich schon früher erwähnt, sie darf aber nicht stark der Sonne ausgesetzt sein, da in diesem Falle ein Theil der Beeren noch vor der Reife vertrocknet. Zwiebeln werden eben so wie Kartoffeln eingeführt. Die meisten Gemüse, wie

Kohl, Salat, Rettiche, Bohnen, Erbsen gedeihen nicht nur in den höher gelegenen Localitäten, sondern selbst in der Ebene sehr gut, wenn sie nur hinreichend bewässert werden; sie entarten bald, daher ist stets eine neue Sameneinfuhr nothwendig.

Die Familie der Guttiferen enthält ebenfalls eßbare Früchte, so die Mammei (Mammea americana), die besonders von den Creolen sehr geliebt wird. Die Mammeen sind die Früchte eines sechzig Fuß hohen Baumes, welche oft die Größe eines Kindskopfes erreichen. Die äußere Schale ist lederartig, die darauf folgende dünn, gelblich und bitter; das Fleisch, von der Consistenz eines Apfels, ist süß, gelblich und umschließt einen oder mehrere große Samen von faseriger Structur. Sie wird roh oder mit Wein und Zucker oder in Zucker gekocht gegessen. Eine, fast eben so wie diese, geschätzte Frucht ist die Papaya von Carica papaya. Dieser Baum ist überall eine Zierde der Gärten; der schlanke dünne Stamm, die aus seinem Ende ausstrahlenden großen Blätter, geben ihm etwas Palmenartiges. (S. Bd. I. S. 223.) Die Früchte erreichen oft die Größe eines Kindskopfes, die grüne Oberhaut und das gelbe Fruchtfleisch gleichen sehr dem der Melonen, ihr Geschmack ist süß und gewürzhaft; das Aroma erinnert sehr an jenes der Kresse. Der Milchsaft wird in Jamaika benutzt, um Fleisch mürbe zu machen, er scheint als eine Art Ferment zu wirken und so die Fäulniß schnell einzuleiten; Fleisch zwischen die Blätter gelegt oder an Bäume aufgehängt, soll ähnlichen Wirkungen unterliegen.

Für die Krone aller hiesigen Früchte werden von einigen Creolen die Varietäten der Ananas mit dunkler Rinde und von Andern die Anona gehalten. Einige erklären die zweier Sapotaceen (Achras sapota und A. sideroxylon) für die besten, sie heißen Nasberry, sehen ungefähr wie große Mispeln aus und

enthalten einen süßen, rothbraunen, milchsaftreichen Brei, in welchem die schwarzen Samen liegen. Ein anderer Baum derselben Familie ist der Sternapfelbaum (Chrysophyllum cainito), dessen Blätter mit einem goldgelben Filz überzogen sind. Die Früchte, von der Größe eines Apfels, haben eine dunkelpurpurrothe Schale und enthalten ein rosenrothes oder purpurrothes, manchmal aber auch grünlichweißes, breiartiges Parenchym, das reich an weißem Milchsaft ist. Ich konnte ihm keinen Geschmack abgewinnen; er ist süß, fad und klebrig, wird jedoch von Creolen und Negern gern gegessen. Den Namen Sternapfel (Star apple) hat er wegen der sternförmigen Anordnung seiner Samen.

Um viele Hütten und auch auf den Savannen wächst Ricinus in Menge, ohne daß sein Oel ausgeführt wird. Die kleinen Grundstücke sind mit Hecken von Cactus, dessen Früchte eßbar sind, mit Pinguin oder mit Jucca gloriosa eingefriedigt.

Versuche, die Gewürznelken, den Zimmt, die Sagopalme und den Theestrauch anzupflanzen, die zum Theil schon am Ende des vorigen Jahrhunderts mit vielen der obengenannten aus Ostindien und der Südsee eingeführten Pflanzen versucht wurden, und für deren Acclimatisation neuerdings plaidirt wird, sind gescheitert.

Mit dem Ueberschuß seiner Gartenfrüchte oder dem Erlös einer kleinen Kaffee- oder Pimenternte bestreitet der Neger seine Luxusbedürfnisse. Was er zu seiner Nothdurft braucht, wächst auf einem kleinen Grunde und wenig Arbeit liefert ihm eine solche Menge vorzüglicher Nahrungsmittel, daß er das ganze Jahr davon leben kann. Die Arbeitsamkeit unsers Tagelöhners, die auch bei diesem in den meisten Fällen nur durch die Noth erzeugt wird, ist ihm fremd.

Wenn wir heute englisches oder deutsches Proletariat hierher

verpflanzten, so wird es bald, befreit von der Angst zu verhungern und zu erfrieren, von dem milden Klima und der reichen Bodenproduction verführt, in Behaglichkeit und endlich in Trägheit versinken. Jedes Capua hat noch zu allen Zeiten und auf alle Nationen seine entnervende Wirkung hervorgebracht; das größte und gefährlichste sind aber die Tropenländer.

Sechstes Capitel.

Ausflüge im Innern und im Norden der Insel. — Zuckerplantagen.

Nach dieser Erörterung der verschiedenen Producte wenden wir uns wieder der Straße zu, welche nach Norden geht und die für leichte Fuhrwerke fahrbar und im guten Stande sich befindet. Man reist entweder zu Pferde, am liebsten in den frühen Morgenstunden, und bricht bei längern Excursionen schon vor Tagesanbruch, oft um 3 oder 4 Uhr Morgens auf, oder wo die Straßen gut sind, in leichten Wagen. Sowohl in Kingston als in Spanisch-Town kann man diese miethen und bezahlt in der Regel 1 Pfd. Strl. für einen Tag. Auf dem Wege nach Moneague hat man eine schöne Ebene zur Rechten. Das Hotel steht im Rufe des besten Wirthshauses der Insel. Von da geht der Weg durch ein Hochthal, das mit seinem Wechsel von Wald und Grasfluren reizend aussieht; auf den letztern sind hier und da Gebüsche hoher Bambus, die angepflanzt wurden. Die dichten, kreisförmigen Gruppen dieser hohen Baumgräser mit ihren schmalen, zierlichen Blättern, gleichen riesigen grünen Federkronen oder aufrechtstehenden Garben und verleihen der Landschaft einen großen Reiz. Der Eindruck dieser Massen, die isolirt auf dem

grünen Teppich stehen und sich scharf in der glänzend blauen Luft abheben, ist eben so schön, als wenn sie an den Ufern der Flüsse über das ruhig fließende, durchsichtige Wasser hängen. Die Blätter sind, einzeln genommen, starr, fast geometrisch steif, die Natur hat aber durch das Arrangement derselben eine Zierlichkeit und Leichtigkeit hervorgebracht, wie sie die geschmackvollsten Decorateure nie erzielen könnten; es ist die Schönheit der einfachsten Mittel.

Nach zwei Stunden steigt der Weg wieder etwas an; auf den Höhen tritt der Kalk zu Tage, der sehr porös und von de la Beche als Hony combed limestone beschrieben worden ist. Die Straße geht an der Küste abwärts nach Sanct Anne, einem kleinen Hafenplatz von geringer Bedeutung, aber geschichtlich interessant; denn in der Nähe ist der Ort, wo Columbus 1503 auf der vierten Reise mit seiner Caravelle Schiffbruch litt und ein Jahr, auf Hilfe wartend, unter den Eingeborenen lebte. Hier hatten die Spanier Santa Gloria gebaut, das später Sevilla, Sevilla nueva und Sevilla de oro hieß. Der Ort wurde bald von der Mehrzahl seiner Einwohner verlassen, als die Conquista der Terra firma begonnen hatte und als die Häfen im Süden der Insel nach der Eroberung von Mexico, Neu-Granada und Centralamerika sich als bequemere Vermittlungspunkte für die Handelsfahrzeuge der Perlfischer des Golfes von Darien und der Küste von Venezuela, sowie als Kriegsstation der spanischen Galeonen erwiesen. Im siebzehnten Jahrhundert wurde die herabgekommene Stadt durch die französischen Flibustier zerstört, aber einer Sage nach sollen die Bewohner durch Ameisen vertrieben worden sein, welche alle Vorräthe zerstörten. Auf seinen Ruinen steht jetzt eine Pflanzung, die noch Sevilla heißt. Sanct Anne liegt ungemein freundlich, die Stadt ist zwar klein, aber

die Bai mit ihren Schiffen und die Cocospalmen ringsum, die Frucht- und Pimentogärten hinter den Häusern der Stadt und die waldigen Hügel im Rücken bringen einen sehr gefälligen Eindruck hervor.

Von Sanct Anne's Bai ging ich die Küste entlang; die Straße führt am Gestade hin, das eine schmale Ebene ist, die auf dem halben Wege nach Rio Bueno von einem steilen Hügel unterbrochen wird, der wie ein Querast von der Bergkette, die in Entfernungen von zwei bis vier englischen Meilen mit der Küste parallel läuft, sich ablöst. Am Fuß der Bergkette sind eine große Zahl Zuckerpflanzungen; einige sind noch im Zustande erträglicher Cultur, viele vernachlässigt, die meisten im Verfall; die größern haben Schiffsländen und Magazine am Ufer. Die Pflanzungen mit den Wohnhäusern sind auf der andern Seite der Straße; die meisten sind groß, doch fast keine einzige hat mehr eine vollkommen erhaltene Umfassungsmauer, überall sind große Stücke derselben eingestürzt. Die Gebäude für die Zucker- und Rumbereitung, Trocken- und Vorrathshäuser sind weitläufig, die Herrenhäuser oft großartig, aber verfallene Dächer und gebrochene Fenster, große erblindete Spiegel in goldenen Rahmen, durch Schimmel und Ameisenfraß entstellte Familienbilder, Ratten und Eidechsen, die ungestört ihr Spiel in den Wohnzimmern treiben, bezeugen eine traurige Aenderung einstiger Herrlichkeit. Möglicherweise kann der eingerissene Ruin da, wo der Boden gut ist, bei etwas Energie und Aufopferungsfähigkeit des Besitzers aufgehalten werden, da auf der Verfrachtung der Producte so nahe an der Küste keine Kosten liegen.

Viele dieser Pflanzungen gehörten reichen Leuten in England, die sich nicht entschließen konnten, bei der Aenderung der Verhältnisse auf ihre Besitzungen zu kommen und aus dem

allgemeinen Schiffbruch des Wohlstandes noch die Trümmer zu retten. Andere Besitzer, die auf ihren Pflanzungen lebten, haben sich eingeschränkt, die Ausdehnung des Betriebes verringert, den Rest aber intensiver betrieben, Maschinen eingeführt, die manuelle Arbeit vereinfacht und sich entschlossen, ihre eigenen Sachwalter und Aufseher zu sein, und diese gedeihen. Viele haben aber in einem Anfall von Verzweiflung Alles aufgegeben oder im Genuß der Spirituosen Vergessenheit gesucht. Manche Pflanzung ging auf diese Weise aus den Händen des Grundeigenthümers in die des Sachwalters, Aufsehers oder Buchhalters über, von denen mehr als einer sich den ungetreuen Haushälter des Evangeliums zum Vorbild nahm. [6]) Das Haus, in welchem ich in Rio Bueno übernachtete, trägt ganz den Stempel der eben geschilderten Verhältnisse des Verfalls. Eine Treppenflucht, über die man jedoch wegen ausgebrochener Stufen kaum noch hinaufgelangt, führt in einen großen, mit Mahagoni gedielten Saal, in dem das Gehen gewagt ist, weil jeden Augenblick der Durchbruch der Dielen zu befürchten ist, und das Zimmer, in dem ich schlief, das lange verschlossen gewesen war, hatte einen Grabesgeruch von dem langsamen Vermoderungsproceß.

Im Hafen von Rio Bueno lagen drei große Schiffe und ein halbes Dutzend Küstenfahrer. Der Ort hat seinen Namen von dem Flusse gleichen Namens, aber ganz mit Unrecht; er ist kein guter Fluß, vielmehr sehr reißend; er hat vor nicht langer Zeit seinen Lauf geändert und sich eine neue Mündung gebrochen. Vor der Stadt steht eine schöne steinerne Brücke, eine der besten im Lande, aber ganz im Trocknen, während zweihundert Schritt davon der Strom durchwatet werden muß. Das überschwemmte Land wieder zu gewinnen und den alten Lauf zu reguliren, fällt den Leuten nicht ein, sie lassen die Dinge

wie sie sind, denn der englische Unternehmungsgeist hat sich nicht von den Vätern auf die Creolen vererbt. „England thut nichts für uns," ist das Tagesgeschrei. Das Mutterland hat allerdings durch die Sclavenemancipation einen Act der Eigenmächtigkeit und eine schwere Verletzung der Autonomie so wie durch das nicht vollständige Ausbezahlen der Ablösung und durch die Aufhebung der Differentialzölle auf Zucker einen Act der Unbilligkeit an ihren Colonien ausgeübt; aber Mauritius, Demerara, Trinidad und Barbadoes haben dasselbe herbe Schicksal erlitten und doch ihre Zuckerproduction nicht nur nicht eingestellt, sondern zum Theil noch ungeheuer vermehrt und die Zunahme der Einfuhr englischen Colonialzuckers nach England kommt hauptsächlich auf Rechnung dieser Colonien. Das hiesige Unglück liegt in der Indolenz der Creolen und in dem System des Absentismus. Organisirung der Arbeit, Einfuhr fremder Arbeiter, Adoptirung des neuen Verfahrens in der Zuckerbereitung in den günstig gelegenen Pflanzungen, Ersetzung des Zuckerrohrs durch Taback, Cocospflanzungen und im Innern Umwandlung der Zuckerfelder in Weideland, dessen Werth durch künstliche Besamung und Düngung rasch erhöht werden könnte, wären wirksamere Gegenmittel gewesen als die jetzigen unfruchtbaren Speculationen, Cacao, Baumwolle, Indigo, Muskatnußbäume oder Chinarindenwälder zu pflanzen, aus den Fasern der Bananen Papier, aus einheimischen Früchten Wein oder aus Obst Oel zu machen. 7)

Die Geschichte der Insel könnte Vieles lehren; denn bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts war Jamaika vorwaltend Weideland; sein Reichthum bestand in Heerden, die, von Hispaniola eingeführt, sich rasch vermehrt hatten: Indigo, Taback, Ingwer, Pimento waren nur untergeordnete Exportartikel; die

Ausfuhr von Häuten und Talg, der Verkauf von Schlachtvieh und gesalzenem Fleisch für die anlegenden Schiffe waren zur Zeit der spanischen Herrschaft die Hauptartikel und sie könnten es für viele Oertlichkeiten wieder werden. Die Viehhöfe rentirten sich selbst vor der Emancipation am besten; sie hatten gewöhnlich 1000 bis 1500 Acres in natürlicher Weide oder mit Guineagras und bedurften nur vierzig bis fünfzig Sclaven, daher auch ein ungleich kleineres Anlagecapital.

Siebentes Capitel.

Der Norden von Jamaika.

Von Rio Bueno nach Falmouth geht eine gute Straße, längs der ich dieselbe Wiederholung der Pflanzungen fand; in einigen ist das Zuckerrohr noch im üppigsten Grün und rein gehalten, in andern ist es von Unkraut überwuchert. Falmouth liegt mitten zwischen Sümpfen, ist aber gut gebaut und hat viele steinerne alte Häuser; es ist die zweite Stadt des Landes. Die schöne Hängebrücke der Stadt ist eine Neubaute. Am Strande und um die Sümpfe schwärmt es von Krabben, welche oft auch unter die Dielen der Wohnungen kommen. Der Sumpfboden um die Stadt macht sie sehr ungesund, besonders in der heißen Jahreszeit, und wenige Wochen nach meinem Besuche grassirte das Malariafieber mit großer Heftigkeit. Viel verderblicher jedoch ist der Aufenthalt auf den benachbarten Hügeln und die Sterblichkeit war auf den dort angelegten Pflanzungen und Landhäusern stets eine sehr große. Der Grund liegt in dem Seewinde, der die mit Miasmen geschwängerten Wasserdünste, die aus den Sümpfen aufsteigen, auf den benachbarten Höhen niederschlägt.

Nachmittags erreichte ich Montego-Bai, deren Namen vom spanischen Manteca (Schweinefett) stammt, da zur Zeit der spanischen Herrschaft aus diesem Hafen viel Fett, Rindvieh, Pferde, Schweine und Geflügel ausgeführt wurden. Der Hafen ist schön und groß, aber im Spätherbst unsicher. Die Hügel steigen gleich hinter der Stadt auf und geben dieser ein sehr ländliches und romantisches Aussehen. Ich fand Unterkunft in einem Hotel, einem hohen hölzernen, unter jedem Windstoße schwankenden Gebäude, in welches Nachmittags (am 31. Juli, dem zweiten Tage meines Aufenthaltes) bei einem heftigen Gewitterregen das Wasser eindrang. Solche kurze Gewitter kommen in den Sommermonaten immer nur vereinzelt vor; die darauf folgenden oder damit verbundenen Regen sind kurz und ziehen sich nur manchmal mit kleinen Unterbrechungen durch zwölf bis sechsunddreißig Stunden. Die Stadt und ihre nächste Umgebung gehören zu dem gesundesten Theil Jamaika's.

Mit dem 1. August begannen überall Festlichkeiten und Fröhlichkeit, aber nur von Seiten der schwarzen Bevölkerung, die den Jahrestag ihrer Menschwerdung, ihrer Emancipation feierten, während die Weißen den Emancipationstag bejammern und beseufzen. Die farbige Bevölkerung war überall in ihren besten Kleidern sichtbar; es wurden bunte Tücher und Bänder, ein Extrapfund Salzfische und eine Flasche Rum gekauft; Schmausen, Trinken, Musik und Tanz waren an allen Ecken an der Tagesordnung. Zur Ehre der Schwarzen sei es gesagt, daß nirgend mehr Frivolität oder Unanständigkeit sichtbar war, als an manchen unserer Kirchweihtage. Die Sectirerei hat sich auch dieses Festtages bemächtigt, der schon jetzt das Hauptnationalfest genannt werden kann. Auf einer Excursion in die Umgebung sah ich am Wege Processionen von schwarzen Wieder-

täufern, die von der zweiten Taufe am Flusse zurückkamen. Ich bedauerte sehr, nicht eine Stunde früher dort angelangt zu sein. Den Abend zuvor gab es einen großen Negerball. Ich dachte, es dürften sich noch Reste von alten afrikanischen Pas finden, hatte mich aber sehr getäuscht. Sie haben wirklich alle unsere europäischen Verrücktheiten angenommen und tanzten unsere Polkas und Walzer. Die Männer waren in schwarzen Fracks und Sammtwesten, steifen Halskragen und Halsbinden; die schwarzen Damen in weißen Mousselinkleidern, viele auch in Seide. Pomade und Kölnerwasser waren nicht gespart. Ich überzeugte mich bald, daß die Negerausdünstung kein leerer Wahn sei, trotz Parfüm, und daß die Behauptung der Amerikaner, daß die Neger stinken, eine unangenehme, aber eine platte Wahrheit sei; man riecht einen solchen Negerball schon über die Straße. Die Leute benahmen sich mit scrupulösem Anstand und mit einer Etikette, die selbst ihre Halskragen an Steifheit übertraf.

Die ganze Nordküste von Jamaika ist, so weit ich sie sah, mit Korallenriffen eingefaßt; an den steilen Ufern sind es Strandriffe, dagegen Barrierriffe an den meisten Stellen, wo der Strand sehr flach und seicht ist, denn dort finden die Korallen nicht die nöthige Tiefe, um Strandriffe aufzubauen und die Riffe beginnen daher erst in einer Entfernung von 500 bis 2000 Fuß, oft auch darüber, vom Strande. Zwischen der Barriere und dem Ufer ist eine ruhige Lagune. Viele der nördlichen Häfen sind nichts weiter als Buchten, die aber nach außen durch die Riffe wie durch einen unterseeischen Molo geschützt sind, in welchem die offen gebliebenen Stellen die Einfahrten bilden. Der Grund, warum diese nicht im Lauf der Zeiten verbaut werden, liegt nicht darin, daß die dort zusammengedrängte und ver-

stärkte Strömung die Korallen in ihrem Leben hindert, da sie ja selbst in der starken Brandung, die gewöhnlich an der Außenwand aller Riffe herrscht, sehr gut gedeihen; ich glaube, daß diese offenen Stellen in der Reliefbildung des Meeresbodens ihren Grund haben, daß dort die Meerestiefe eine viel größere sei. Die große Ausdehnung der Riffe macht die Schifffahrt in der Nähe der Küsten sehr gefährlich und bei Unkenntniß derselben können Schiffe leicht noch im Angesicht des Hafens verunglücken; es war daher ein glücklicher Zufall, daß Columbus und seine Gefährten ihre Entdeckungsreisen in kleinen Fahrzeugen machten.

Auf dem Rückwege nahm ich von Falmouth den Weg über die Kalkberge der Küste landein, in der Richtung von Stewarts-Town. Von Falmouth erreichte ich bald die Berge, die hier lange Rücken bilden, von denen der erste eine Höhe von 900 Fuß hat, das südlich davon gelegene Thal ist 630 Fuß hoch; die Luft hatte schon um 8 Uhr Morgens 22,5° R. Die Formation der Berge besteht aus einem porösen, höhlenreichen, offenbar sehr jungen Kalk (Pliocen) mit häufigen Einschlüssen von Feuersteinknollen; teller- und trichterförmige Vertiefungen (sinking holes der Creolen), oft mit Vegetation überwuchert und deshalb gefährlich, sind häufig. Eine halbe Stunde später überstieg ich eine zweite Parallelkette und gelangte in das Thal, in welchem Stewarts-Town liegt. Ich war erstaunt, auf dem Wege dahin auch noch verlassene Zuckerplantagen zu finden; man hat in jener Zeit, wo die Nachfrage nach Zucker gestiegen und Arbeit in beliebiger Menge, durch die Sclaveneinfuhr aus Afrika, zu haben war, das Zuckerrohr auch an solchen Stellen gepflanzt, wo die Bodenverhältnisse minder günstig waren. Gegenwärtig sind die meisten ganz aufgegeben, der Rest im Betrieb sehr reducirt. Die schwarze und farbige Bevölkerung hat sich weiter

ausgebreitet, den Boden der Pflanzer usurpirt und zählt gegenwärtig 3000 Einwohner. Die Kirche liegt 740 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel. Die 3000 Einwohner leben nicht auf einem Fleck beisammen, sondern sind über eine große Fläche vertheilt, deren Kern die Kirche mit einer kleinen Häusergruppe bildet. Ich brachte dort zwei Stunden zu, um die größte Mittagshitze vorübergehen zu lassen und den Pferden die nöthige Ruhe zu gönnen. Der größte und einflußreichste Mann, der Herr der ganzen Gemeinde, ist ein Kaufmann, welcher mit allen Dingen handelt. Die Kauflustigen waren zahlreich, sowohl die schwarzen als die braunen; die Mädchen und Weiber kauften Hals- und Armbänder aus farbigen Gläsern, Email oder Porcellan, obschon die meisten schmutzige und abgerissene Kleider am Leibe trugen; eine Mulattin kam zu Pferde im schwarzen eleganten Reitkleide, einen breitrandigen Filzhut mit weißer Feder auf dem Kopfe und einen berittenen Diener hinter sich, der aber einer ihrer Verwandten war, um ein Paar blaßrosenrothe Handschuhe zu kaufen und ein vierschrötiger Neger feilschte um ein Halstuch für 6 Pence, um seine Geliebte damit zu beschenken. Die Commis erkannten wenigstens in der Praxis die Menschenrechte und Farbengleichheit an, waren gegen die Männer höflich und gegen die schwarzen Schönen galant, wie ihre raffinirtesten Collegen in Europa. Dieser Laden ist zugleich ein Etablissement für den Ankauf und Verkauf von Lebensmitteln, Getreide, Mehl, Bohnen, Getränke; daneben sind Ackergeräthe, Spaten und Hauen, Kochgeschirre und kleine eiserne Kessel zum Zuckersieden; es ist Bank, Apotheke, Restauration. Den Eigenthümer sah ich nicht, da er abwesend war, um Producte einzukaufen; er muß aber ein sehr unternehmender Mann sein, denn er hat den Ort in die Höhe gebracht, aus eigenen Mitteln die Kirche ge-

baut und in Ermangelung eines Priesters selbst gepredigt; er hatte einen Arzt zur Niederlassung bewogen und, als dieser starb, dessen Praxis übernommen; er ist Alles in Allem, Oberst der Miliz, Friedensrichter, Magistrat, Mitglied des Parlaments und gibt Alles, was man will: guten Rath, richterliche Entscheidung, Geld gegen Hypothek, alte Häringe, Rum und Holloway's Pillen. Um Stewarts-Town wird Kaffee, Zucker und Pimento gebaut, Alles in kleinem Maßstabe, aber er kauft alle Producte.

Die Neger und Farbigen pressen das Zuckerrohr mit hölzernen Walzen und sieden den Saft in kleinen eisernen Kesseln; trotz der dabei unvermeidlichen Verluste rentirt es sich, da sie ihre Arbeit dadurch verwerthen. Destillationsapparate für die Rumerzeugung sind ihnen zu theuer und schwerer zu handhaben; da die Destillation viel Aufmerksamkeit erfordert, so bleibt diese in den Händen der größern Pflanzungen; die kleinen Pflanzer dagegen verkaufen die Melasse in den Städten und verbrauchen einen Theil im eigenen Hause, statt Zucker zum Kaffee, Thee und zu ihren Mehlspeisen; viel wird zu einer Art Kuchen verwendet, die wie unsere Lebkuchen aussehen und welche viele Liebhaber, selbst unter den weißen Creolen, finden. Eine Gallone Melasse wird in Kingston um 2 Schilling verkauft, was oft sogar eine bessere Verwerthung als die zur Rumerzeugung auf den großen Plantagen ist. Nächst dem Zucker ist es der Kaffee, welcher von dieser Classe cultivirt wird, deren Pflanzungen nur in seltenen Fällen sechzig Acres übersteigen. Besonders beliebt ist die Cultur des Pimento oder der Gewürzmyrte (Myrtus pimenta), deren Pflanzungen niemals geschlossene Anlagen, wie die des Kaffee's oder Zuckers, sind, dagegen aber malerischer aussehen. Die Bäume werden oft bis dreißig Fuß hoch

und mannsdick, sie stehen vereinzelt oder in kleinen Gruppen, die dichte, dunkelgrüne, glänzende Krone gibt ihnen ein üppiges Aussehen; die Blätter sind vier bis fünf Zoll lang und sehr gewürzhaft; der grauweiße Stamm wirft seine Borke ab und gleicht darin seinen Verwandten, den Eucalypten. Sie gedeihen ohne Pflege, denn die Krone abzustutzen, oder die Zweige zu beschneiden, fällt Niemandem ein; sie wachsen alle hochstämmig auf und sind dadurch ungleich stattlicher, als wenn sie unter dem Messer gehalten würden, liefern aber deshalb einen kleinern Ertrag. Hier und da wird die Erde um die Wurzeln umgegraben und niederes Stauchwerk umgehauen, um sie nicht zu verkümmern oder zu ersticken. Künstliche Anpflanzungen finden selten Statt, man überläßt die Verbreitung der Samen den Winden und den Vögeln; selbst die gebildeten Agronomen der Insel hegen das Vorurtheil, daß für das Keimen die Reise durch das Vogelgedärm nothwendig ist. Die Zweige hingen voll Früchte in losen Trauben; diese werden grün, vor der vollständigen Reife gebrochen. Die Frucht ist eine zweifächerige Kapsel und hat frisch einen höchst angenehmen Geschmack, etwas stechend oder prickelnd, aber viel aromatischer als die getrocknete; die zwei Samen dagegen schmecken frisch schwach bitter, aber wenig aromatisch. Durch das Trocknen, das auf kleinen Barbicans oder bei Aermern auch nur auf ausgebreiteten Tüchern oder Matten geschieht, wird die Kapsel braun. Die Cultur, wenn man das, was ich eben anführte, so nennen kann, sagt so recht dem Geschmack einer trägen Bevölkerung zu, und Pimento ist in der That der einzige Artikel, dessen Ausfuhr in den letzten Jahren zugenommen hat.

Gegen Abend kam ich wieder in Sanct Anne's Bai an. Der Ort hat zwei Gasthöfe, beide waren aber zum Erdrücken

voll, denn es sollten den andern Tag Wettrennen am Strande gehalten werden, zu welchen sich Besucher nicht nur aus der nächsten Umgebung, sondern aus der ganzen Insel eingefunden hatten. Ich fand jedoch ein Unterkommen im Hause einer Farbigen, das sehr angenehm an der Küste zwischen Cocospalmen liegt. Ich machte den nächsten Tag einige kleine Streifzüge zwischen den malerischen Hügeln und den schönen wasserreichen Thälern in der Nachbarschaft von Sanct Anne. Ich fand eine beträchtliche Menge von Land- und Süßwassermollusken, darunter viele Cyklostomen, kleine Achatinen, Bulimus, Cylindrella, winzig kleine Pupa, Geomelania und sehr viele Helix. In dem letzten Geschlechte lassen sich sogar mehrere Gruppen unterscheiden; während die eine flach und rundlich ist, ist eine andere flach und scharfkantig; einige haben einen pagodenartigen Bau, andere mahnen an Cylindrella; Clausilia fand ich nur in einem Exemplar.

Ich hatte noch nicht meine Kräfte vollständig wieder erlangt, fühlte mich daher sehr ermüdet und brachte den Rest des Tages unter den Palmen vor dem Hause und am Meeresstrande zu. Es liegt eine unbeschreibliche Grazie in der Seeuferpalme, dem schlanken Schaft mit seinem matten Weiß und sanften Curven, und den langen, im leisen Windhauch zitternden oder schwingenden Wedeln; die obersten, als die jüngsten, noch nicht entfalteten, schießen fast senkrecht in die Höhe. Der Genesende fühlt die Schönheiten der Natur stärker und tiefer, er kann stundenlang das blaue Meer und den noch blauern, glänzenden Himmel anstieren, dem Spiel der Lichter in dem besonnten Theil der Landschaft folgen oder die schmalen zitternden Schatten und Lichtreflexe unter den Palmen betrachten. Die Nähe des Meeres kühlt die heiße Luft so weit ab, daß man sie mit Vergnügen athmet und

sich in ihr auflösen möchte. Es wird Einem klar, daß in den Tropen der Mensch nicht arbeiten soll und darf, daß er hier zu einem ruhigen, beschaulichen Leben bestimmt ist, wie es die Singhalesen führen, bei denen das Seelenleben nur in der Anregung der Phantasie besteht. Wer noch nicht ein Abolitionist ist, wird es hier unter dem Einfluß der warmen Luft, vorausgesetzt, daß er keine Zuckerplantagen besitzt; Alle, die nur in der Theorie Proslaverymen sind, würden die Hände in den Schoß legen und der europäischen Runkelrübenindustrie allen Segen wünschen. Zu bedauern ist es, daß die schönen westindischen Inseln nicht in andere Hände fallen als in die der afrikanischen Race, die bei ihrer vorherrschenden Sinnlichkeit stets auf den untern Stufen des Naturgenusses stehen bleiben wird.

Oestlich von Sanct Anne's Bai liegt der District Ocho-Rios (acht Flüsse). Der Weg führt die Küste entlang, die an einigen Stellen ziemlich steil abfällt. Die vielen kleinen Buchten, das kühn vorspringende Land, dort wieder sanft gerundete Hügel, sammtgrüne Rasen und glänzende, dunkelgrüne Wälder voll Singvögel und glänzenden Schmetterlingen am Saume (Agenistos, Charaxes, Papilio) erfreuen sehr. Rüsselkäfer und langgehörnte Cerambicinen schwärmen durch die Wälder, Termiten bauen an gefallenen Stämmen ihre Kegel und treiben ihren bedeckten Weg wie eine Sappe über die Straße; die verlassenen Baue werden oft von Vögeln bezogen. Die große Anzahl Flüsse, Bäche und Wasserfälle, der Wechsel der Vegetation, die zahlreichen Singvögel machen diesen Theil der Küste zu einem Paradies. Die Wasserfülle ist größer als in irgend einem andern Theil der Insel, der Lauf der Flüsse ist kurz, das Gefälle groß, so daß oft noch nahe der Mündung große Katarakte gebildet werden. Der schönste ist der Roaring-River, östlich davon fällt Ocho-Rios

und der weiße Fluß, White-River, in die See. Der letzte hat wirklich eine milchblaue Farbe.

Das Interesse dieser nördlichen Gestade wird noch erhöht durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen und ihnen eine culturhistorische Weihe geben. Die Sagen der Ureinwohner, die Geschichte der blutigen Zwiste und der Kampf mit den Weißen sind mit dem letzten Schrei der Unterdrückten verschollen, nur manchmal erregt in mit Lianen umrankten Höhlen ein gefundener Schädel mit künstlich abgeplatteter Stirn die Erinnerung an die verschwundenen Geschlechter, die weder ein Lied, noch einen von Menschenhand behauenen Stein hinterlassen haben. Auch die Spuren der Eroberer sind bis auf Namen und wenige Trümmer verschwunden, aber das Andenken des großen Menschen, der die neue Welt aufschloß, wird immer den Boden verklären. In geringer Entfernung östlich liegt Port Maria, der erste Ort, auf dem Columbus auf seiner zweiten Entdeckungsfahrt landete. Wenn man die Schönheiten dieser Landschaften in sich einsaugt, findet man den Enthusiasmus der ersten Seefahrer, denen das Land ihrer prophetischen Träume hier in jugendlicher Schönheit sich aufschloß, erklärt und kann es nicht begreifen, wie man die durch die Wirklichkeit erzeugte Begeisterung in unserm nüchternen Jahrhundert für eine phantasiereiche Ueberschwänglichkeit halten kann. Daß auch Einzelne der ersten englischen Ansiedler unter dem Eindruck dieser schönen Natur standen, beweisen die häufigen Namen von Eden, Elysium, Frühlingsgarten, welche sie ihren Pflanzungen beigelegt haben.

Dem Fluß entlang, auf sanft ansteigenden Wegen gelangte ich nach Industrie-Hall. Hohe, großblättrige Ficus, Nelkenpfefferbäume und Artocarpus incisus kommen zerstreut im Walde oder auf gelichteten Stellen vor und aus dem Dunkel leuchten

die Blüthen der Heliconia, die hier wilde Banane genannt wird. Der Fluß macht einen Wasserfall unterhalb Industrie-Hall und einen zweiten oberhalb; es ist kein schmaler Wasserfaden, sondern noch ein großer Fluß, der seine Wassermassen von hohen Felsen herabstürzt. An seinem Fuß im Thale stehen schöne Gruppen dunkelgrüner Arecapalmen (Areca oleracea), welche den etwas prosaischen Namen „Bergkohl" (Mountain cabbage) führen, weil die noch nicht aufgeschlossenen jungen Blätter als Gemüse gegessen werden. Industrie-Hall hat eine Höhe von 416 Pariser Fuß; die Lufttemperatur war um 12 Uhr 25° R. Die benachbarten Höhen sind 400 bis 500 Fuß höher. Auf einer derselben liegt in reizender Lage das Wohnhaus des Besitzers von Industrie-Hall. Ich war sehr angenehm überrascht, in ihm einen der wenigen wirklich gut unterrichteten Creolen zu finden; er ist Kaufmann, der nebenbei aber auch Pimento und eine kleine Zuckerpflanzung cultivirt. Das Haus hat große Zimmer und eine breite ringsumlaufende Veranda und ist sehr solid gebaut, wie alle ältern Ansiedlungen an der Küste, die häufig auch befestigt waren, um gegen die Anfälle der Piqueros gesichert zu sein. Diese waren spanische Freibeuter, welche regelmäßig während der Kriege zwischen Spanien und England, manchmal aber auch oft mitten im Frieden Landungen in Jamaika machten, um Sclaven gewaltsam mit sich fortzuführen. Die Aussicht von dem Hause, welches die Umgebung beherrscht, und dessen Höhe ich 716 Pariser Fuß fand, ist eben so großartig als schön. Im Norden glänzt das Meer am Horizont mit den wolkenartig zerflossenen Umrissen der Ostküste von Cuba, zu den Füßen rauscht der Weiße Fluß mit seinen Wasserstürzen und Krümmungen und ringsum liegt ein Labyrinth von Bergen und Hügeln mit üppig grünem Hochwald, wie mit einem zusammenhängenden

Teppich bedeckt. Die Luft hatte um $1\frac{1}{2}$ Uhr Mittags noch 24° R., die Extreme der Temperatur sind jedoch viel bedeutender als an der Küste. Im Winter sinkt sie bei anhaltenden Nordwinden bis auf 46° F. = 6,4° R. und steigt im Sommer bis 88° F. = 25° R.

Eine große Plage sind die Landkrabben, die überall in den Wäldern zahlreich sind und zur Laichzeit nach der Küste gehen; der zwischen hier und Port Maria gelegene Wald heißt deshalb der Krabbenwald (Crabwood). Man erzählte mir hier, daß sie sich durch nichts auf der Wanderung aufhalten ließen und oft ihren Weg mitten durch das Haus nehmen. Sie sind ein sehr geschätztes, aber schwer verdauliches Nahrungsmittel. In der Nähe des Hauses waren große steinerne Käfige zur Aufbewahrung und Mästung derselben mit Küchenabfällen.

Von Industrie-Hall führt ein steiler Weg über die fast 2000 Fuß hohe Bergkette nach Moneague. In den Defileen dieser Berge machten die Spanier den letzten Halt und führten noch einen langen Guerillakrieg gegen die Engländer, nachdem diese schon den Süden der Insel besetzt hatten. Jener Theil der Insel, wo Columbus zuerst landete, war auch der zuletzt verlassene, daher haben sich hier auch ungleich mehr spanische Ortsnamen, Namen von Flüssen, Bergen und selbst von Familien erhalten, obwohl die letztern schon längst anglisirt sind. Nachdem die Spanier den letzten verzweifelten Widerstand gegen die Truppen Cromwell's in den nördlichen Bergen geleistet hatten, zog sich der größte Theil auf ihre Schiffe zurück und verließ die Insel; der Rest zog sich mit seinen Negern in die unzugänglichen Wälder zurück und lebte von der Jagd, führte aber einen beständigen kleinen Krieg mit den englischen Ansiedlern. Die kleinen Negerbanden, die sich eine demokratische Verfassung gaben, ver-

stärkten sich bald durch entlaufene Sclaven, die besonders auch bei den Sclavenaufständen in bedeutender Zahl überliefen und so die Maroonneger verstärkten.[8]) Die Dunkelheit war hereingebrochen, ehe ich zu Fuß die Höhe des Berges erreichte. Leuchtkäfer schwärmten in Menge im Walde, die Luft war hell und klar, die Venus leuchtete in einem glänzenden Lichte und nichts deutete auf den Nachts eintretenden Regen. Der Morgen war feucht und kühl, Nebel lagen rings auf den Bergen, welche das Thal von Moneague umgeben; selbst um 7 Uhr stand der Thermometer erst auf 17° R. Ich fand die Höhe des Thals, das die beiden Ketten trennt, 1074 Pariser Fuß. Es war Sonntag, die Leute gingen, ritten oder fuhren zur Kirche; vor manchem Hause sah ich jedoch auch die Neger ruhig lungern. Fast alle waren anständig gekleidet, die Männer in Jacken und Beinkleidern, Stroh- oder breite Filzhüte auf dem Kopfe; die meisten hatten auch Schuhe, manche trugen sie jedoch in den Händen statt an den Füßen; ich weiß nicht, ob zur Schonung der Füße oder der Schuhe, oder um diese erst vor der Kirche anzuziehen. Die Weiber tragen weiße oder bunte Kleider und alle haben so viel guten Geschmack, ihr Wollhaar unter bunten turbanartig umgewundenen Tüchern zu verbergen, auf welche sie einen Strohhut mit breiten runden Krempen, wie die Hispanoamerikanerinen, setzen. Die braunen Frauen tragen dagegen häufig schwarze Kleider, welche Sitte sie wahrscheinlich von den Spanierinnen ererbt haben; wenn sie langes Haar haben, bedeckten sie den Kopf gar nicht, sonst mit europäischen Hüten. Wer immer Haare statt Wollhaar auf dem Kopfe trägt, gibt sich alle Mühe, es zu zeigen, selbst wenn es nur fingerlang ist. Die Mulattinnen machen oft große Anstrengungen, das krause Haar durch Salben und Kämmen schlichter zu machen, was ihnen

aber oft das Aussehen gibt, als trügen sie gestutzte Allongeperrücken. Die Straße aus dem Thal über den südlichen Berg, welcher den hybriden Namen Mount-Diablo führt, ist in gutem Stande; von ihren höhern Windungen hatte ich die Aussicht auf den Pik der blauen Berge. Der Straße entlang oder in geringer Entfernung sind kleine Negeransiedlungen zerstreut, mit hübschen kleinen Gärten. Der rothblühende Hibiscus, eine hohe breitblättrige Leguminose mit großen goldenen Blüthentrauben oder die kletternde Prachtlilie (Gloriosa superba) mit ihren feuerrothen Blüthen und duftende spanische Jasmine (Plumeria alba) verschönern die kleinen Häuser; daneben wird von dem abergläubigen Neger eine Leguminose gegen den bösen Blick gepflanzt, die Pferdaugenbohne (Dolichos ensiformis, Horse-eye-bean). Der höchste Punkt des Passes von Mount-Diablo ist 1819 Pariser Fuß. Das südlich gelegene Thal von Linstead liegt viel niedriger als das von Moneague, nämlich 401 Pariser Fuß.

Achtes Capitel.

Bevölkerung. — Klima. — Krankheiten.

Jamaika bietet eine große Musterkarte seiner Bevölkerung, die in allen Nüancen fremden Ursprunges ist; denn das einheimische Caribenvolk ist gänzlich verschwunden. Der neue Herr des Bodens hat den Neger als Sclaven herübergebracht und zahlreiche Bastarde zwischen beiden sind entstanden in allen Abstufungen von Braun und Gelb. Die Bevölkerung beträgt in runder Summe 9000 Weiße, 91,000 Farbige und 300,000 Schwarze.

Die Weißen sind fast durchgehends Engländer oder englische Creolen; die Nachkommen der Spanier und der französischen Creolen von San Domingo, die zur Zeit des Sclavenaufruhres in Jamaika eine neue Heimath suchten, haben sich englisirt. Der englische Creole unterscheidet sich vom Altengländer nur durch geringere körperliche Entwicklung, leichte Temperamentsänderung und Bläſſe des Gesichts; diese Unterschiede sind jedoch bei solchen, welche den größten Theil ihrer Jugend in England um ihrer Erziehung willen zugebracht haben, kaum wahrnehmbar; diese zeigen auch die unverkümmerte geistige Ent-

wicklung und die ganze Thatkraft ihrer Race. Die englische Erziehung ist der Grund, daß der Creole Altengland als sein Vaterland, seine Heimath aber nur als temporären Aufenthalt betrachtet und der Krimkrieg gab der weißen Bevölkerung mehr als einmal Gelegenheit, die Ergebenheit gegen das große Vaterland zu manifestiren. In ihren oberen Schichten sind die Creolen höchst achtbar; sie haben sich in die veränderten Glücksumstände gefügt, und wenn sie deswegen auch einen hohen Grad von Zurückgezogenheit beobachten, behandeln sie die Farbigen und Schwarzen doch in der Regel ohne Bitterkeit; wenn auch kein Einziger für sie und die neuen Zustände schwärmt, so würde doch Mancher von ihnen auch mit denselben verkehren, wenn nicht die aristokratischen Racevorurtheile der Frauen entgegentreten würden. Diese verfallende Aristokratie des Landes würde sogar lieber auf Constitution und alles Selfgovernment verzichten, als diese mit der andern Race theilen.

Die Juden sind, wie schon früher erwähnt, sehr zahlreich, 5- bis 6000, theils unvermischt, theils in allen Graden des Mestizenthums; viele sind wohlhabend, andere treiben Detail- und selbst einen bedeutenden Importhandel. Es ist bemerkenswerth, daß sie schon vor der englischen Besitznahme in Jamaika waren, denn die Familie Colons, in deren Besitz Sanct Jago de Vega forterbte, gestattete ihnen mannigfache Begünstigungen oder wenigstens doch die Einwanderung aus Spanien und Portugal. Später kamen auch Juden aus England; über ihren Einfluß war schon Seite 33 die Rede.

Die Negerbevölkerung ist die zahlreichste, dem Klima am besten adaptirt und würde unter naturgemäßer Entwicklung der Zustände die ausdauerndsten Arbeiter liefern; ihre robuste Constitution ermöglicht ihnen die schwere Feldarbeit und ihre Haut

ist für die Tropenhitze geschaffen. Sie zeigen fast ohne Ausnahme die reinste Form des sanguinischen Temperaments, die größte Sorglosigkeit, und befreit von der Peitsche des Sclavenvogtes aber auch die größte Trägheit. Die animalischen Neigungen herrschen vor, daher ihr Vergnügen an Essen und Trinken, aber ohne Raffinement, nur durch die Quantität und starke Reizmittel wie Branntwein, Ingwerbier, Cayennepfeffer und Salzfische beeinflußt. Die Phantasie ist ohne Schwung, aber leicht oder eigentlich immer erregt; ihre Vorliebe für Musik spricht sich in Tanz und Kirchengesang aus, wobei es ihnen jedoch am meisten um den Lärm zu thun ist; sie sind wie Kinder, lieben äußern Prunk, Zierrath, Flitter, Bronzegeschmeide und grelle Farben in ihren Kleidungsstücken, die sie ohne Geschmack wählen. Kleinigkeiten machen sie glücklich, aber ihr Glück, ihre Freuden und Leiden sind vorübergehend, denn es mangelt ihnen die Tiefe des Gemüthslebens. Achtung, Liebe, Freundschaft sind seltene Ausnahmen und die Beweise rührender Anhänglichkeit an ihren alten Herrn so selten, daß sie das Gespräch auf der ganzen Insel sind. Mit diesem Ueberwiegen der Einbildungskraft hängt der große Nachahmungstrieb zusammen; die Neger copiren den Weißen in der Tracht, in Sprache, Geberden und in den conventionellen Formen der Höflichkeit; unter einander nennen sie sich stets Master oder Mistreß oder Miß so und so und unterlassen nie, von sich und ihren Freunden als Squire zu reden; sie copiren die Laster, aber auch die Tugenden bis zur Caricatur, sie übertreffen im Schwören jeden englischen Matrosen und im Zurschautragen ihrer vorgeblichen Tugenden ihre Meister, aber de Frömmigkeit ist nur Wortheiligkeit, keine Ueberzeugung, und denselben Mann, der jetzt von Bibeltexten übersprudelt, die oft allerdings so komisch angebracht sind, wie die Sprichwörter

Sancho Pansa's, hindern sie nicht, zu stehlen oder den weiblichen Theil seiner Familie zu prostituiren. Ihr Verstand ist beschränkt, die Aufmerksamkeit auf ernste Gegenstände schwer zu lenken und noch schwerer zu fixiren, das Vermögen der Abstraction ist gering und die Unvollkommenheit des Urtheils zeigt sich schon in dem grauenhaften Jargon, in welchem sie häufig wie Kinder von sich in der dritten Person sprechen; ihre Erziehungsfähigkeit ist geringer als in andern Racen. Einige haben eine vollkommene Erziehung in Europa erhalten und sind Schullehrer, Prediger und Aerzte geworden; ihre Leistungen sind aber in diesen Berufen nur selten mittelmäßig, in der Regel aber nicht der aufgewendeten Mühe werth. Ihre Anmaßung dem Weißen gegenüber ist groß und wie alle Emancipirte schießen sie, in Berührung mit ihm, über die anerkannten Formen hinaus, verweigern die Arbeit, wenn sie nicht nothwendig Geld brauchen, und suchen sich unter allen Vorwänden ihren Verpflichtungen trotzig zu entziehen, wenn sie es ungestraft thun können, oder suchen sich herauszulügen. Sie erkennen die Inferiorität der eigenen Race an und Nigger ist ein Schimpfwort, mit dem sie sehr freigebig sind. Auffallend ist an mehreren Orten das Ueberwiegen der weiblichen Bevölkerung, das nach einer Mittheilung des Hon. R. Hill in Spanisch-Town 1000 bei einer Bevölkerung von 7000 beträgt und wahrscheinlich die Folge eines verschiedenen Mortalitätsverhältnisses bei epidemischen Krankheiten war, wie ich dies später auch in Guayaquil wieder traf. In diesem Mißverhältnisse liegt vielleicht der Schlüssel mancher Schattenseite in den socialen Zuständen. Die jüngere Landbevölkerung liebt es, nach Kingston zu gehen, um sich auszutoben (go on a spree). Eigenthum ist für viele Neger ein elastischer Begriff; sie lassen sich auf verlassenen und zu Grunde ge-

gangenen Pflanzungen nieder, ohne auch nur den Eigenthümer zu fragen und Feldfrüchte zu stehlen, ist in ihren Augen kein Vergehen.

Man kann der emancipirten Bevölkerung nicht den Vorwurf der absoluten Faulheit oder Indolenz machen; aber sie lieben, nicht mehr zu arbeiten, als für ihre Bedürfnisse ausreicht, und da diese in Allem, was Bequemlichkeit und Luxus betrifft, viel geringer sind als die der Weißen, so haben sie vor diesen einen ungeheuren Vortheil voraus. Hier und da ist ein kleiner Fortschritt sichtbar und manche Neger erzeugen auf ihrem kleinen Fleck Land außer den für sie nöthigen Baumfrüchten und Knollengewächsen einen Ueberschuß, den sie an die Pflanzer oder die Städter verkaufen. Von den Ersparnissen wird dann ein Esel oder Maulthier, ein Stück Land oder ein eiserner Kessel zum Zuckersieden gekauft. Auf diese Weise ist der Anfang zu einer Cultur der tropischen Gewächse für den Export im Kleinen gegeben. Einige Ziegen und Schweine hat auch der Aermste; Viele halten Geflügel, Bemittelte und Ehrgeizige aber auch ein Pferd. Die Kleidung kostet nicht viel, aber der Trieb, den Europäern nachzuahmen und sich in Schnitt und Stoff der Kleidung ihnen gleichzustellen, verleitet Manche jetzt schon, Ausgaben zu machen, wodurch sie natürlich zu einer größern Production getrieben werden. Viele schicken ihre Kinder zur Schule. Manche treiben einen kleinen Handel; die Klügeren und Gebildeteren sind Ortsmagistrate.

Ich finde nirgends die Spuren des Zugrundegehens Jamaika's in der Masse seiner Bevölkerung und seiner Interessen, im Gegentheil einen Schritt auf dem Wege der Civilisation einer bis vor zwanzig Jahren noch rechtslosen und verachteten Classe, die ohne Erziehung und selbst ohne Religionsunterricht aufwuchs.

Der englische Klerus hatte zwar schöne Pfründen, die aber als Sinecuren betrachtet und nicht selten an Aufseher von Pflanzungen, an verunglückte Kaufleute oder Regierungsbeamte vergeben wurden. Ueber die Saumseligkeit des Klerus und die Hindernisse, welche die Pflanzer den Missionären in den Weg legten, waren alle Berichterstatter einig. Glücklicherweise hat sich dies geändert und eine lobenswerthe Thätigkeit zeigt sich unter dem Klerus aller Confessionen.

Auf die Farbigen paßt Vieles von dem über die Schwarzen Gesagten; sie haben von diesem die größere Energie und Lebensfähigkeit für die Tropen und vom Weißen etwas von der höhern Intelligenz geerbt; sie werden von beiden Hauptracen scheel angesehen und der Neger nennt sie häufig nur weiße Neger (white niggers), da ja der Weiße ihm mit dem schlechten Beispiel des Racenhasses vorangeht und sie black fellows nennt. Obwohl gesetzlich gleich und bei öffentlichen Gelegenheiten in die Gesellschaft des Weißen gezogen, suchen diese sie im Privatverkehr doch zu vermeiden. Viele Europäer sehen in den Farbigen die eigentliche Zukunft des Landes, eine Voraussetzung, die bei dem bestehenden Racenhaß sehr chimärisch und durch die Verfolgung derselben in Haiti widerlegt ist.

Unter den Mulatten und anderen Farbigen gibt es viele intelligente und anständige Leute, die Majorität erhebt sich aber nur langsam aus der Unwissenheit, dem physischen und moralischen Schmutz. Armuth, Unordnung und Pfändungen sind in Kingston gewöhnlich.

Die Temperatur stand in Kingston im Schatten des Hauses nie über 26° R., selbst im Monat September, wo der leichte Seewind, der schon um 10 oder 11 Uhr Morgens, und der Landwind, der um 9 oder 10 Uhr Abends aufspringt, fast

gänzlich fehlen. Dagegen stand der Thermometer um 9 Uhr Morgens und um 5 Uhr Abends noch auf 25° R.; auch sonst waren im Juli und August die windstillen zwei- bis dreistündigen Pausen des Abends fast unerträglich. Im Monat October dagegen sank das Maximum schon auf 23° R.

Die Regen waren im Juli und August sehr selten und meist von kurzer Dauer; am 16. September waren mehrere Regengüsse, die jedesmal plötzlich eintraten und aufhörten. Die continuirlichen Regen begannen in den Bergen etwa am 20. September, in der Ebene traten sie erst anfangs October ein und waren selbst am 10. noch nicht heftig. Die gewöhnlichen Anzeichen fehlten auch hier nicht. Auf die höhenrauchartige Wolkenbildung, die Mitte August und anfangs September herrschte, war die Bildung großer Haufwolken eingetreten, die anfänglich in den Nachmittagsstunden, seit dem 20. September aber schon in den Morgenstunden sich aufthürmten. Der Seewind, der anfangs Juli schon um 9 Uhr aufsprang, trat jeden Tag später und schwächer ein und hatte am 24. September schon ganz aufgehört; es herrschte oft eine Stille in der Luft, die stets unangenehm und oft beängstigend war. [9])

Im Monat September gab es viele Vögel, die aus Nordamerika abgezogen waren.

Um die große Sonnenhitze zu vermeiden, bedient man sich fast allgemein großer weißer Regenschirme, die äußerst billig zu 2 — 3 Schilling das Stück verkauft werden.

Jamaika steht in großem Verruf als ungesundes Land, in welchem Europäer ihren Aufenthalt mit dem Bankerott an Gesundheit und Lebensmuth in wenig Monaten bezahlen oder ein frühzeitiges Grab finden. Da ich selbst in Jamaika krank war, wird mich gewiß Niemand der Parteilichkeit für die große Salubrität

beschuldigen; aber ich gestehe, daß die Furcht der Fremden viel zu groß ist und glaube, daß die Insel ungerechterweise in Mißcredit gekommen ist. Wirklich ungesunde Striche sind einige versumpfte Localitäten, wo die bösartigen Wechselfieber (Malariafieber) und Leukämie stationäre Krankheiten sind; es ist aber selbst dort nicht viel schlechter, als in den Sumpfgegenden der untern Donau und Italiens, und die Fieber weichen in der Regel bei großen Dosen Chinin.

Der Ostwind wird in Kingston von den Creolen sehr gefürchtet als Fieberwind; wenn er weht, ist die Luft mit einem dünnen Nebel wie mit Höhenrauch erfüllt; er heißt Rockwind oder Sirocco von Haiti; ob die Leute Aehnlichkeit mit unserem Sirocco finden, oder ob er von Rockfort, das östlich von Kingston liegt, seinen Namen erhielt, wage ich nicht zu entscheiden.

Mit der Zeit wird jede europäische Constitution etwas angegriffen, die, wie die Bäume des Nordens, den Rhythmus der Jahreszeiten bedarf, damit die Verrichtungen der verschiedenen Systeme im Gleichgewichte bleiben. Dies ist um so mehr der Fall, je länger der Aufenthalt währt, je häufiger man sich den Schädlichkeiten der klimatischen Einflüsse aussetzt und je unzweckmäßiger die Lebensweise ist. Die fetten, schwer verdaulichen Speisen, welche die Creolen lieben, und die man durch den Genuß alkoholischer Getränke leichter assimilirbar zu machen glaubt, sind ein wesentlicher Factor der Morbilität. Fettleber, chronische Entzündung, Abscesse und Krebsbildung der Leber, obwohl nicht selten, lassen sich in ihrer Zahl und Heftigkeit nicht mit denen Ostindiens vergleichen. Scharlach, Schnupfen und Influenza sind häufig unter den Creolen aller Farben.

Die Savannen und Küsten sind überall relativ gesund, wo die Wasser einen regelmäßigen Abfluß haben. Die höheren

Berggegenden sind nicht nur absolut gesund, wenn man die senkrechte Mittagssonne vermeidet, sondern haben selbst einen ungeheuren Vorzug vor Mitteleuropa durch die Gleichförmigkeit des milden Klimas. Solche, die Anlagen zu Scropheln, Tuberculose, Gicht oder chronischem Rheumatismus haben, erholen sich hier leichter oder entgehen dem Uebel ganz. Individuen, welche den Höhepunkt des Lebens schon überschritten haben, finden sich, wie überall in den Tropen, viel besser und behaglicher als die kräftige Jugend, da die größere Wärme als ein Reizmittel auf das Blut und Nervenleben einwirkt, in derselben Weise, wie der Wein oder andere stimulirende Mittel in geringerem Maße das Wohlbehagen alternder Organismen erhöhen.

Durch die erhöhte Irritation der Haut entstehen leicht kleine, sehr juckende Hitzblätterchen (Eczema solare), an denen nicht nur neu Angekommene, sondern auch Creolen leiden. Seife und Bäder fand ich als das beste Mittel dagegen. Ein großer Comfort, der sich aber nur auf Kingston beschränkt, ist Eis, das aber nicht in Form von versüßten Pflanzensäften oder Eisrahm, sondern einfach mit Wasser und einem Zusatz von Wein oder Branntwein genommen wird. Es ist billig und bei täglicher Abnahme kostet 1 Pfund etwas weniger als 1 Penny. Man segnet hier die harten Winter der Vereinigten Staaten, welche diesen Luxusartikel den Tropenbewohnern liefern; leider verleitet das kühle Wasser Viele, die angeblich schädliche Wirkung der Kälte durch starke Zusätze alkoholischer Flüssigkeiten zu corrigiren. Diese Mischung von Feuer und Eis heißt allgemein kalter Thee (cold tea); zehn bis fünfzehn Gläser sind eine gar nicht ungewöhnliche Dosis, und doch wundern sich viele Leute, daß Leberkrankheiten und Säuferwahnsinn häufig sind.

Eine der gewöhnlichsten Krankheiten ist Anämie (Leukämie),

eine Blutkrankheit, in welcher die rothen Blutsphären sich nur in geringer Anzahl entwickeln, dagegen ein Ueberschuß der großen grauen, granulirten Blutkörper mit drei- bis viertheiligen Zellen vorhanden ist; dabei bleibt das Fibrin in gewöhnlicher Menge, das Blutroth dagegen ist verringert. Manchmal besteht sie für sich allein, oft ist sie aber mit Milzanschwellung combinirt und ich vermuthe in vielen Fällen bloß eine Folge der letzteren oder von Herzkrankheiten. Die Leute werden blaß und apathisch, die Muskelthätigkeit ist vermindert, die Nervenreizbarkeit ist erhöht, im Harn ist Blut, und ich fand einige Male mikroskopische Organismen (Bacterium biloculare) darin, vielleicht ist es eine Scorbutform. Das Essen von Erde (Geophagie) ist häufig.

Cancroidbildungen in der Haut, besonders nach Zugpflastern, runde oder bohnenförmige Geschwülste mit himbeerartiger Oberfläche sind unter den farbigen Racen häufig.

Milzanschwellungen sind nicht selten, eben so organische Herzleiden und Lungencongestionen, letztere besonders bei den Farbigen. Hirn- und Nierenentzündungen und Brightische Krankheit treten vielleicht sogar in größerer Zahl auf als in Europa. Calomel, Ricinusöl und blutige Schröpfköpfe in der Nierengegend bewähren sich in den ersten Stadien am besten. Dysenterie ist häufig unter allen Racen. Die Gicht ist unter den Europäern selten, aber häufig bei Eingeborenen. Die Pocken richten von Zeit zu Zeit große Verheerungen an; 1852 starben beinahe 12,000 daran.

Die Cholera erschien erst 1850, richtete aber ungeheuere Verheerungen an. Viele Leute starben auf den Straßen; nicht nur in den schmutzigen, elenden Häusern der farbigen Bevölkerung in Kingston, sondern auch auf dem Lande und selbst in den Bergen wüthete die Krankheit. Es fehlte an ärztlicher Hilfe

und später an Leuten zum Beerdigen der Todten; man war genöthigt, Sträflingen eine Verkürzung der Strafzeit zu versprechen, um sie dazu zu bewegen; Kingston bot ein grauenhaftes Bild; oft wurden die Leichen auf die Straße geworfen und dann von Hunden und Schweinen umhergezerrt. Dr. C. erzählte mir, daß er in einem Lodginghouse, das von vierzig Menschen bewohnt war, an einem Morgen siebenzehn Todte und Sterbende fand. Die Zahl der Opfer weiß man nicht genau; die Angaben schwanken von 42,000 bis 60,000, also bis fünfzehn Procent der Bevölkerung; denn von einer medicinischen Statistik ist auf der Insel noch keine Rede. Die Schwarzen und Farbigen unterliegen allen Krankheiten leichter und erholen sich langsamer als die Weißen.

Fälle von gelbem Fieber kommen im Sommer immer sporadisch vor, aber selbst zur Zeit der Epidemie geht es nie in die Berge, sondern beschränkt sich wie in Mexico und Südamerika auf die Niederungen. Einer seiner Hauptcharaktere ist das schwarze Erbrechen, weshalb die Krankheit häufig bei den Engländern den Namen black vomit und bei den Spaniern vomito prieto führt. Die entleerten Stoffe enthalten große Mengen abgestoßener Magenepithelien, zwischen denen sich Zellen mit schwarzem Pigment befinden, nicht unähnlich dem in der Bronchitis; der schwarze Farbstoff ist wahrscheinlich ein krankhaft verändertes Blutroth. Die Behandlung ist sehr verschieden; Mineralsäuren, die anfänglich versucht worden, sind ohne Erfolg, große Gaben von Calomel, Ricinusöl mit darauf folgendem Chinin halten das Fieber in Schranken, nehmen aber auf den localen Proceß in Magen und Darm keinen Einfluß; später wurde Kreosot versucht. Die Hauptsache ist gute Pflege, Rein-

lichkeit, kühlende Getränke, beständiger Luftwechsel. Ein guter Krankenwärter thut mehr als ein ganzer Arzneischatz.

Der Aussatz (Lepra oder Elephantiasis graecorum) tritt unter der farbigen Bevölkerung auf; von Weißen werden nur Juden oder deren Abkömmlinge afficirt. Offenbar haben diese als orientalisches Volk selbst nach zwei Jahrtausenden dazu noch eine ererbte größere Disposition, die durch das tropische Klima verstärkt wird. Unter den Farbigen jüdischer Abkunft ist dieser Aussatz häufiger als unter den weißen Juden. Es existirt für die ärmeren Aussätzigen eine Art Versorgungshaus oder Spital, aber mit sehr laxer Clausur, von welcher die Kranken profitiren und nicht selten Promenaden in die Straßen machen. Man sollte die übrige Bevölkerung von der Furcht des Contactes und dem häßlichen Anblick des Elends befreien. Ich untersuchte mit Dr. C. im Leprosisspital zwei junge Leute von vierzehn und siebenzehn Jahren, es waren Tercerons unter vier Fuß Höhe; beide sahen sehr verkommen und für ihr Alter klein aus und hatten ganz das Aussehen zwerghafter Greise; sie waren seit vielen Jahren von dem Uebel befallen. Der Krankheit geht gewöhnlich Empfindungslosigkeit an einzelnen Stellen, besonders den Händen voraus; die Haut schwillt an und wird ödematös, später bilden sich mit Serum gefüllte Blasen, welche aufbrechen und zu eitern beginnen; die Nägel krümmen sich, ändern ihre Textur, werden hart, brüchig und fallen ab. Diesem folgt Geschwürbildung an den Fingergelenken und Glied für Glied fällt ab. In derselben Weise schwillt das Gesicht stellenweise nach und nach auf; die spätern Anschwellungen verschmelzen nicht mit den erstern, sondern sind von diesen durch tiefliegende Furchen getrennt, nicht unähnlich im Aussehen den Hautplatten eines

Rhinoceros. Auch an den Augenlidknorpeln und an den Ohrknorpeln schwillt die Haut an, Augenbrauen und Augenwimpern fallen aus; später finden tuberculose Ablagerungen im Kehlkopf, der Lunge und dem Darmcanal Statt, daher die heisere, rauhe Stimme der Leprotischen. Die Abzehrung durch Eiterung und colliquative Diarrhöen, welche durch die Darmtuberculose bedingt scheinen, machen dem Leiden ein Ende. Das Blut ist dick, dunkelroth, die farblosen Blutsphären und gefärbten Blutkörper erscheinen nicht vermindert. In leichten Graden sind die oben angeführten Symptome weniger grell; die Krankheit tritt bei beiden Geschlechtern und allen Altern auf. Medicamente wurden im Leprosisspitale nicht gegeben, es wurde jedoch eine ausschließlich vegetabilische Diät befolgt. Jod und Quecksilber sollen ohne Erfolg sein; ich hörte nur von zwei Fällen, wo eine Jodcur glückte und eine allgemeine Erneuerung der Haut durch Abschuppung oder Ablösung in großen Plaques eintrat. Man theilte mir einen andern Fall von Heilung an einem jungen, ziemlich gut genährten Individuum mit; das Uebel bestand erst mehrere Monate, war aber bedeutend schnell vorgeschritten; man gab ihm nur Abführmittel, besonders Coloquinten. Nach mehreren Monaten wurde die Haut wieder empfindlich und weich, die Epidermis löste sich in großen Lappen und die neue bekam wieder das vorige Aussehen, doch war der Gesichtsausdruck verändert, da die Augenbrauen und Wimpern unersetzt blieben. Vielleicht wäre auch bei einer lang fortgesetzten, rationellen Wassercur in den Bergen Hoffnung auf Genesung vorhanden. Ich habe früher das Abfallen der Glieder an Fingern und Zehen bei den Neuseeländern gesehen und dort erwähnt (Band II. Seite 304), dies erfolgt in Jamaika auch unabhängig von Leprosis; ich glaube, es ist die Folge unvollkommener Ernährung des Or-

ganismus, ein trockener Brand oder ein Marasmus in jugendlichen Individuen.

Kingston hat ein öffentliches Spital mit hohen, luftigen Zimmern und zweckmäßigen, eisernen Bettstellen; die Diät ist gut. Ich fand die Bettwäsche rein, aber in einem Zustande von Durchsichtigkeit, die in einem tropischen Klima zwar nicht gefährlich ist, die sie aber tauglicher zu Charpie als zum Bedecken machte. Es können bei 300 Kranke aufgenommen werden; zur Zeit meines Besuches war nur eine geringe Zahl darin, einige unbemittelte Weiße, die übrigen meist Neger, Farbige und Chinesen. Letztere erholten sich von dem Malariafieber, mit dem sie vom Isthmus herüberkamen. Außer den gewöhnlichen äußerlichen Krankheiten waren zwei Fälle von gelbem Fieber, mehrere Fälle von weißblütiger Kacherie, Wechselfieber und Herzkrankheiten. In der Krankenabtheilung des großen Gefängnisses fand ich melanitische Drüsengeschwülste und viele Fälle von Dispepsie nicht selten, von denen sich einer zu einem regelmäßigen Wiederkauen gesteigert hatte. Ueber die Dispepsie darf sich Niemand wundern, da die Gefangenen eine zwar reichliche, aber fast ausschließlich vegetabilische und reizlose Nahrung genießen, besonders viel Coco (Colocasia esculenta), welche das billigste Nahrungsmittel ist; nur die gefangenen Chinesen erhielten Reis.

Erläuterungen und Anmerkungen.

1) Zu S. 7. Schifffahrt von Sanct Thomas.

1819	2358 Schiffe mit	157,000 Tonnen
1850	2196 „ „	235,800 „

In der letztern Zahl sind die englischen Postdampfer nicht eingerechnet.

2) Zu S. 8. Die täglichen Schwankungen des Thermometers betragen selten mehr als 5° C., er erreicht den niedrigsten Stand zwischen 3 und 5 Uhr Morgens, steigt dann schnell bis 8 Uhr und dann langsamer bis 1 Uhr, manchmal bis 2 Uhr Nachmittags. Von 3 Uhr beginnt er allmälig, von 7 Uhr aber rascher zu fallen. Ein plötzliches Fallen um 3° bei eintretendem starken Wind oder nach längerem Regen ist für die Residenten so empfindlich, daß es Katarrhe, Diarrhöen, Dysenterie und Wechselfieber zur Folge hat. Knox führt an, daß 1851 4000 Menschen zu gleicher Zeit nach einer plötzlich eingetretenen Abkühlung der Luft durch heftige Regen an Influenza erkrankt waren; da es eine lange anhaltende Epidemie war, an der allmälig 80 Procente der Bevölkerung erkrankten, so ist es zweifelhaft, ob dieser Regen die wirkliche Ursache war. Im Winter und Frühling sind Wechselfieber in den tiefer gelegenen Stadttheilen häufig, im Herbst gallichte Fieber. Aphthen kommen nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen häufig vor. Ungeachtet des milden Klimas, welches

besonders den Phthysikern aus den Vereinigten Staaten empfohlen wird, die jedenfalls durch die Flucht vor dem harten Winter nach den Tropenländern eine Prolongation gewinnen, fordert die Phthysis unter den Eingeborenen, besonders den untern Classen, zahlreiche Opfer. Noch häufiger sind Rheumatismen, die oft chronisch werden, und Neuralgien. 1844 richtete eine Blatternepidemie große Verheerungen an. Das Mortalitätsverhältniß von 1835 bis 1850 war 416 im jährlichen Durchschnitt, oder, die Bevölkerung im Mittel zu 11,000 angenommen, 1 zu 26. Es ist nicht der correcte Ausdruck, da in der Zahl dieser Todesfälle auch die der Fremden und die der Matrosen einbegriffen ist. Die residirenden europäischen Kaufleute fühlen jedoch in der Regel schon nach drei bis vier Jahren die Einflüsse des Klimas so, daß die meisten dann sich genöthigt sehen, die Insel zu ihrer Erholung auf einige Monate zu verlassen. Die wärmsten Monate sind Juli (83,3° F.), August (83,8° F.) und September (84° F.); die kältesten December (80,2° F.), Januar (78,4 F.), Februar (78,1° F.), also der Unterschied zwischen Februar und September 5,9° F. = 3,3° C.

Die mittlere Jahrestemperatur ist nach dreijähriger Beobachtung 27,2° C. = 81° F. Die größte Hitze 32,5° C., die niedrigste Wärme 19,3° C. innerhalb drei Jahren. Die größte Jahresdifferenz betrug

1845	10,6° C.
1846	10,6
1847	12,3

Die größte monatliche Differenz betrug

1845	8,9° C.
1846	9,3
1847	10,6

Die Beobachtungen der Bodentemperatur gaben mir 21,5° R. als Resultat. Die höchste Temperatur, die Knox in mehreren Jahren beobachtete, war 33,3° C. im September 1851; die niedrigste Temperatur

18,1° C. Es war nach einer vollständig klaren Nacht mit Nord-Nord-Ostwind. Krebs gibt die mittlere Temperatur von Sanct Thomas auf 27,2° C. an. Der größte Hitzegrad in der Sonne, in der Nähe einer hellgrau getünchten Mauer, war 51° C. = 123,8° F.

Die Regenmenge ist nach elfjährigen Beobachtungen Hornbeck's 46,8 englische Zoll, die sich in folgender Weise vertheilen:

Januar	2,6 engl. Zoll	Juli	3,5 engl. Zoll
Februar . . .	2,8 „	August	5,1 „
März	2,7 „	September . .	5,6 „
April	2,8 „	October . . .	5,1 „
Mai	5,0 „	November . . .	5,7 „
Juni	3,1 „	December . . .	2,8 „

Einmal sind 14 Zoll in einem Monat gefallen; in manchen Jahren regnet es dagegen mehrere Monate lang nicht. Nebel gibt es niemals. Den 13. Mai 1828 wurde in Sanct Thomas Hagel beobachtet und den 13. April 1844 in Sanct Croix der letzte bis zur Größe von Hühnereiern.

Die täglichen Barometerschwankungen gehen nicht über 0,2 Zoll, von 29,8 zu 30 Zoll, ausnahmsweise bei Nordostwind 30,15 Zoll. Die Winde wehen durch neun oder zehn Monate aus den östlichen Strichen, Ost-Nord-Ost bis Süd-Ost. Lange Triften von Wolken ziehen von Osten nach Westen. Die Orcane treten im August ein, sind jedoch so selten, daß die Insel im Laufe von anderthalb Jahrhundert nur siebenmal verheert worden ist. Erdstöße sind häufig.

3) Zu S. 12. Einfuhr von Jamaika:

	1852.	1853.
Waizenmehl, Fässer	97,826	123,810
Maismehl, Fässer	17,368	25,418
Reis, Pfund	2,347,302	5,309,417

Einfuhr von Jamaika.

	1852.	1853.
Mais, Bushel	76,566	61,679
Hülsenfrüchte, Bushel	2540	4263
Gesalzenes Rindfleisch, Fässer	2454	4113
„ Schweinfleisch, Fässer	7172	17,919
Gesalzene Zungen, Fässer	813	799
Geräucherte Zungen, Fleisch u. dgl., Ctr.	2639	2290
Butter, Fäßchen	12,303	10,834
Schweinfett	8377	8725
Lachs, Fässer	1034	1123
Geräucherte Häringe, Kisten	3809	4531
Häringe, Makrelen und andere Fische, Fässer	43,739	38,444
Stockfisch, Centner	104,393	87,479
Käse, Centner	1670	1291
Seife, Kisten	37,632	30,436
Oel, Gallonen	116,241	101,940
Salz, Centner	20,925	29,773
Taback, manufactirt, Pfund	192,651	421,158
„ in Blättern	171,872	701,440
Ziegel, Stück	446,000	290,625
Hornvieh, Stück	2566	734
Faßdauben, Stück	1,406,362	935,392
Bauholz in Balken und Brettern, Fuß	3,108,593	3,993,246
Schindeln, Stück	5,963,702	5,441,658
Holzreife, Stück	786,415	502,095
Tischlerholz, Fuß	25,479	510
Raffinirter Zucker, Pfund	94,509	137,602
Thee, Pfund	15,864	28,540

Nur geringe Quantitäten wurden wieder exportirt oder dienten zur Provisionirung der Schiffe.

4) Zu S. 26. Die Kaffeecultur war seit der Afrikanisirung Haiti's rasch gestiegen und rentirte sich besser als die meisten Zuckerplantagen. Mit der Emancipation erlitt sie einen großen Stoß auf allen westindischen Inseln.

1820 wurden 22,127,000 Pfund und
1852 „ 3,786,000 „

ausgeführt. Im letzten Jahre producirte das ganze englische Westindien nur 3,829,000 Pfund. Mit der Abnahme der Kaffeeproduction in Jamaika nahm die Ceylons einen ungeheuren Aufschwung in Folge der billigen Arbeit, wie dies Bd. I. S. 553 ausführlich entwickelt ist.

5) Zu S. 28. Die Extreme der Temperatur auf dieser Höhe sind 33° und 106° F. nach der Angabe des Herrn Arnaboldi. Er gibt die Höhe des Piks zu 6739 englischen Fuß und die Temperatur der kleinen Quelle unterhalb des Gipfels von 40 bis 50° F. an. Nach andern Angaben ist die Höhe 8184 englische Fuß nach Wyld.

6) Zu S. 47. Die Zuckerfrage in Jamaika. Das Zuckerrohr darf in Jamaika nach zwölf Monaten in gewöhnlichen Jahren, in trocknen kann es schon mit elf Monaten, neu gepflanztes jedoch selten vor vierzehn Monaten geschnitten werden. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts begann man allgemein das Bourbon'sche (welches eigentlich das der Südseeinseln ist) zu pflanzen, indem man sich durch den reichern Ertrag unter besonders günstigen Umständen verführen ließ; denn in gutem Boden erreicht es eine Höhe von zwölf bis vierzehn Fuß und gibt 6000 bis 8000 Pfund Zucker per Acre; es saugt jedoch den Boden sehr aus und verkümmert bald, wenn nicht viel und gut gedüngt wird, zu drei bis vier Fuß Höhe. Die Feinde des Zuckerrohrs sind der Engerling eines Käfers (Calandra sacchari), wahrscheinlich von Tahiti eingeführt, denn derselbe zeigte sich plötzlich 1797, also ein Jahr nach der Einführung der erwähnten Spielart des Zuckerrohrs. Seine Anwesenheit hindert

nicht das Wachsthum der Pflanze, vermindert aber den Zuckersaft und nimmt ihm die Fähigkeit, zu krystallisiren. Nach Guilding soll auch die Calandra palmarum das Zuckerrohr angreifen. Der gefährlichste Feind nach ihm ist jedoch die Raupe einer Motte (Diaraea sacchari), die gegenwärtig häufig in Jamaika vorkommt. Blattläuse (Aphis) richten sowohl auf Zuckerrohr wie auf Bananen große Verwüstungen an. Die Zuckerrohrfliege ist eigentlich eine Hymenoptere (Delphax saccharivora), war aber nur in einigen Theilen der Insel beobachtet und auch dort durch ihre natürlichen Feinde, die Ichneumoniden, in Schranken gehalten worden. Termiten bohren Gänge in das Rohr und füllen dieselben mit Thon aus, das Parenchym wird dadurch roth und sein Saft sauer.

Die Engländer begannen bald nach der Eroberung das Zuckerrohr zu pflanzen und darüber die altspanischen Productionen, Indigo und Cacao, zu vernachlässigen. Jamaika führte 1670 noch 50,000 Pfund Indigo im Werthe von 60,000 Pfd. Strl. aus; der spätere Ausfuhrzoll von 3 Schilling 6 Pence pro Pfund lähmte diesen Zweig der Landwirthschaft gänzlich und die neuen Versuche, ihn wieder zu erneuern, sind mißglückt wegen der vielen Regen, die auf den neuen Pflanzungen den größten Theil des Jahres über herrschen. 1671 gab es noch fünfundsechzig Cacaopflanzungen, die gleichfalls durch den Ausfuhrzoll zu Grunde gerichtet wurden, da bei einem Kostenpreis von 1 Schilling pro Pfund der Ausfuhrzoll 6 Pence war.

Dagegen stieg die Zuckerproduction. 1670 hatte die Insel siebzig Zuckerpflanzungen mit einer Production von 1333 Hogshead, à 15 Centner, also nicht ganz 20 Hogshead per Pflanzung. Die Bevölkerung war damals 18,000, darunter 8500 Weiße. 1739 hatte sich die Zahl der Pflanzungen auf 429, mit einer Production von 33,000 Hogshead, also 76 Hogshead per Pflanzung vermehrt; die Zahl der Weißen betrug 10,000, die Sclavenbevölkerung 99,000. Es hatte sich demnach die Zuckerproduction um das 25fache und die Sclavenbevölkerung um das 10fache vermehrt.

Die Production Jamaika's in Zucker und Kaffee stieg besonders seit der Losreißung Sanct Domingo's und dem damit zusammenfallenden Verkommen der Insel, da in jener Zeit Cuba und Portorico nur wenig Colonialproducte erzeugten und sich erst darauf verlegten, als die spanische Regierung nach dem Verlust der übrigen Colonien den Anbau von Zucker gestattete oder begünstigte. Ein neues Steigen folgte mit dem Aufheben der Continentalsperre. Jamaika erfreute sich seiner Constellationen wie ein Monopolist und hatte von da bis zum Jahre 1820 seine goldenen Tage. 1820 führte Jamaika 115,000 Oxhoft (à 16 Centner) Zucker, also 184,000,000 Pfund und 60,000 Oxhoft Rum aus. Die Gesammtausfuhr erreichte eine Höhe von 5,000,000 Pfd. St. nach England und 400,000 Pfd. St. nach andern Häfen. Die Einfuhren betrugen ungefähr 2,000,000 Pfd. St. an Manufacturen und 1,000,000 Pfd. St. an Zimmerholz, Eisenwaaren, Lebensmitteln, lebendem Vieh und dergleichen. Ein großer Theil der englischen Manufacturen ging nach den insurgirten spanischen Colonien.

Mit der Prosperität stieg der Werth der Pflanzungen und der Sclaven. Eine Pflanzung, die in jenen Zeiten 200 Oxhoft Zucker und 100 Oxhoft Rum erzeugte, bedurfte

500 Acres Land . . . . (150 Acres waren mit Zucker bestellt und der Rest war Weide oder diente zur Pflanzung von Bananen und Grundfrüchten für die Neger.)	10,000 Pfd. St. Jam. Cour.
200 Sclaven	20,000 „ „
140 Stück Hornvieh und 50 Maulthiere	5000 „ „
Gebäude und Inventar	8000 „ „
	43,000 Pfd. St. Jam. Cour.
ungefähr	25,800 Pfd. St.

Das Pfund Sterling Jamaica Courant war fluctuirend und galt in jener Zeit 11 bis 12 Schilling englisch.

Diese Bodenwerthe wurden damals schon für zu hoch gehalten und bald kam die Zeit, daß ein solcher Besitz nur 1 Procent abwarf. Ein Sclave kostete 100 Pfd. St. Es gab auch Sclavenhalter, welche keine Plantagen hatten, aber ihre Sclaven vermietheten, zum Beispiel zum Urbarmachen, beim Anlegen von Straßen und zur Aushilfe bei der Zuckerernte; solche Sclaven hatten das härteste Loos und verdienten für ihre Herren $2\frac{1}{2}$ bis 3 Schilling täglich. Neger, die ein Handwerk verstanden, verdienten 5 Schilling, kosteten aber 300 Pfd. St. und darüber. Ueber eine Million Acres waren in Cultur. 1818 wurde von Robertson die Oberfläche der Insel zu

	2,724,000	Acres *)
angenommen, davon waren in Cultur ungefähr	1,100,000	„
von diesen Zuckerfelder	639,000	„
Weide und Wiese	280,000	„
Mit Kaffee, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer wurden bepflanzt	181,000	„

Es wurde viel Schwindel getrieben und um gegen die herrschende Unsolidität eine Schranke zu haben, verordnete die Legislative der Colonie, daß Jeder, der die Insel verlassen wolle, drei Wochen früher seine Absicht durch die öffentlichen Blätter bekannt machen müsse und kein Creole ohne einen Paß des Gouverneurs von den Schiffscapitänen an Bord genommen werden dürfe.

Schon um das Jahr 1825 begann der glänzende Wohlstand Jamaika's zu sinken, da die übrigen westindischen Inseln, Brasilien, die Sundainseln und die Mascarenen Concurrenz zu machen anfingen und die Zuckerproduction ging schon vor der Sclavenemancipation auf 70,000 Oxhoft zurück. Nach dieser sank sie noch bedeutender und stand endlich auf 35,000 Oxhoft.

Der Verfall Jamaika's ist nicht ausschließlich in der Aufhebung

*) Sie soll jedoch 4,000,000 Acres betragen.

der Sclaverei zu suchen, wenn auch diese der Hauptgrund ist. Sclaverei hat stets existirt, der Stärkere hat immer den Schwächern mißbraucht, um ihn in das Verhältniß von Abhängigkeit zu bringen; sie ist so alt als der menschliche Egoismus und dieser so alt als das Menschengeschlecht; sie findet sich bei den wilden Menschenfressern und heute bei dem Volke, das die freieste und vollkommenste Staatsverfassung zu haben sich rühmt. Die Völker des Orients, Griechen, Römer und Germanen kannten die Sclaverei, in unsern eigenen Ländern sind die letzten Spuren erst seit einem Jahrzehnt verwischt und im Osten von Europa seufzen noch fünfzig Millionen unter dem eisernen Druck der Leibeigenschaft.

Der Handel mit schwarzen Menschen durch die Völker des modernen Europa's begann jedoch erst um 1481 durch die Portugiesen, zur Zeit ihrer großen Entdeckungen an den Küsten Afrika's. Schon in der ersten Periode der Conquista wurden auf die Vorstellungen des menschenfreundlichen Las Casas Neger von den Spaniern nach Amerika eingeführt, um die schwächlichen Indianer, die unter dem Druck der harten Arbeiten rasch ihrem Untergange entgegengingen, zu retten. Als Sir John Hawkins den Sclavenhandel um 1563 in Westindien etablirte, glaubte man, daß er dem freien Albion einen großen Dienst erwiesen hätte und zum Andenken an die Wohlthat erhielt er einen gebundenen Neger in sein Wappen. In spätern Friedensschlüssen mit Spanien machte England es zu seiner Prärogative, jährlich Sclaven in die spanischen Colonien einführen zu dürfen. So ist es um die menschliche Moral bestellt, die eben so conventionell ist als viele andere Dinge, die wir für gut und schön halten. Erst $17^{77}/_{78}$ begann die Agitation auf englischem Boden gegen die Sclaverei und wurde von Wilberforce in seiner wahren Gestalt als Menschenraub hingestellt. 1782 bezeichnete Kaiser Joseph II. den Sclavenhandel als schändliches Gewerbe, aber der edle Menschenfreund konnte als Souverän eines Staates ohne Flotten, ohne Colonien und ohne Einfluß auf dem eignen Meere über den moralischen Protest nicht hinausgehen. Von

wichtigern Folgen begleitet war die Erklärung des französischen Convents 1794. In jener Zeit war der Sclavenhandel vorzugsweise ein englischer Handelszweig und mehr als 130 englische Schiffe waren damit beschäftigt, jährlich bei 42,000 Schwarze in die Sclaverei zu führen. Zu Anfang des Jahrhunderts, als England sich in den Besitz der meisten französischen und holländischen Colonien gesetzt hatte, importirten die englischen Sclavenschiffe sogar 60,000. Im ähnlichen Verhältnisse war der Sclavenhandel von Spaniern, Portugiesen, Franzosen und Holländern getrieben worden.

Der Kampf um die unverkäuflichen Rechte der Menschheit ging im englischen Parlamente fort. 1791 und 1798 fiel der Antrag Wilberforce's abermals im Parlament durch; 1804 ging zwar die Bill im Unterhause durch, fiel aber im Oberhause, 1805 fiel sie in beiden Häusern. Die Regierung that jedoch den ersten Schritt, indem sie die Sclaveneinfuhr in die neu eroberten Colonien verbot. 1806 brachte das Ministerium Granville die Bill durch, welche im März des folgenden Jahres zum Gesetz wurde. Von 1808 wurde die Einfuhr von Sclaven aus Afrika für eine verbrecherische Handlung erklärt. Geldstrafen erwiesen sich gegen die Uebertretung als unwirksam, daher wurde 1811 die Transportation und 1824 auf Antrag Canning's die Todesstrafe darauf gesetzt, die aber 1827 wieder in Transportirung umgewandelt wurde.

Die englische Anschauung wurde auf dem Wiener Congresse adoptirt und England schloß später auch Separatverträge mit beinahe allen Staaten, die aber eben so unwirksam waren wie die englischen Kreuzer und wie das Durchsuchungsrecht, das England als eine Art polizeilicher Maßregel auf hoher See trieb. Alles erwies sich als eine sehr unvollkommene Präventivmaßregel, welche England eine große Zahl Menschenleben und nach Lord G. Bentinck über 100,000,000 Pfd. Strl. gekostet hat.

Die Sclaverei bestand jedoch in den Colonien fort und die Localgesetzgebungen thaten nichts, um den Druck, unter welchem die

schwarze Bevölkerung lag, zu mildern. Es gab zwar einen Codex von Gesetzen, welche bestimmten, wie die an Sclaven begangenen Verbrechen bestraft werden sollten und unter welchen Bedingungen ein Sclave Eigenthum erwerben kann, aber die Gesetze waren hart und in den englischen Colonien grausamer als in den spanischen. Bei einer solchen Gesetzgebung war die möglichste Ausnutzung des Sclaven die Regel, die Einfuhr deckte ja leicht die Differenz zwischen Geburten und Todesfällen. Nach einer Mittheilung des ehrenwerthen R. Hill betrug 1807, wo die letzte Einfuhr stattfand, die schwarze Bevölkerung 300,000, die sich bis 1834 aber um 36,000 vermindert hatte. Die Verminderung stand im graden Verhältniß zum Maß und der Härte der Arbeit, denn der größte Ausfall fand auf den Zuckerplantagen Statt und der kleinere in den Kaffeeplantagen. Die Viehwirthschaften zeigten keine Verminderung, sondern in vielen Fällen sogar eine Vermehrung der Sclaven. Die Colonien thaten nichts, um diese Gesetze zu mildern und eine allmälige Emancipation vorzubereiten, wie sie einstens in England in so sanften Uebergängen erfolgt war, daß nach Macaulay der Zeitpunkt derselben nicht einmal zu ermitteln ist. Sie gaben so den Reformatoren im Parlament den Vorwand und das Recht zu fernerer Agitation, die mit einer überstürzten Manumission der Sclaven endigte.

1833 wurde die Sclaverei in allen englischen Colonien aufgehoben und 20,000,000 Pfd. St. als Entschädigungssumme für die Sclavenhalter bestimmt; die Zahl der Sclaven betrug 770,000, die am 1. August 1834 frei erklärt wurden.

Die Sclaven repräsentirten aber nur einen Theil des Vermögens der Pflanzer, als durch die Emancipation seine übrigen Bestandtheile: Grund und Boden, Gebäude, Zugthiere und Maschinen entwerthet wurden, da die ganze tropische Agricultur auf die Sclaven basirt war. Da die meisten Pflanzer mit fremdem Capital arbeiteten, waren viele schon ruinirt, denn die erhaltenen Abfindungssummen reichten in manchen Fällen nicht hin, ihre Verpflichtungen zu decken.

Die freien Neger sollten noch drei Jahre um Lohn bei ihren ehemaligen Herren arbeiten. Die Aufregung, die unter ihnen herrschte, welche die Aengstlichen das Schicksal Haiti's befürchten ließ, und die Unklugheit vieler Pflanzer, ihnen einen unverhältnißmäßig niedern Lohn zu bieten, machten die Verfügung illusorisch. War auch die Emancipation überstürzt, so hatten viele Pflanzer doch noch die Möglichkeit des Bestandes, da die englische Gesetzgebung trotz der hereinbrechenden Freihändlerideen den Unterschied der Zölle zwischen dem durch freie und dem durch Sclavenarbeit erzeugten Zucker aufrecht erhalten wollte. Der Zoll für englischen Zucker war bis 1815 30 Schilling per Centner und bis 1844 24 Schilling, während aller fremde Zucker 63 Schilling zahlte. 1845 wurde aber der englische Zucker mit 14 bis 21 Schilling nach der Qualität, der fremde, durch freie Arbeit erzeugte mit 23 Schilling 4 Pence, der durch Sclavenarbeit erzeugte mit 63 Schilling verzollt. Die eigentliche Concurrenz fand also nur zwischen englischem und dem fremden Zucker bei freier Arbeit Statt. Dieser allerdings hohe Schutzzoll der freien Arbeit galt für nothwendig, um sie vor dem Ruin zu schützen, denn ein Centner Zucker kam bei freier Arbeit in Jamaika auf 22 Schilling 6 Pence, also um 11 Schilling 6 Pence, und in Guiana sogar auf 25 Schilling 10 Pence, also um 14 Schilling 10 Pence theurer zu stehen als bei der frühern Sclavenarbeit.

Aber immer lauter erhob sich der Schrei der Freihändler nach einer Gleichstellung des Zuckers unter den stereotypen Vorwänden, daß es besser sei, wenn Wenige verarmen, als daß die Massen theuer kaufen. Unter der Administration Lord John Russel's wurden die Differenzzölle allmälig vermindert und endlich aufgehoben, so daß mit dem 5. Juli 1854 der Zoll nur nach der Qualität von 10 bis 13 Schilling 4 Pence variirte, aber der Unterschied zwischen freier und Sclavenarbeit aufhörte.

Eine Art freudiger Verwunderung hatte sich der spanischen und portugiesischen Colonien über die Abschaffung der Differenzzölle be-

mächtigt, von der ein Berichterstatter sagt: „The act of 1846 had ruined them, that they might be long in dying, but die they must, since it was impossible to struggle with effect against its operations.“ Mehrere andere Umstände, unabhängig von der Emancipation, trugen dazu bei, das Verderben zu vergrößern und zu beschleunigen.

Viele Grundbesitzer lebten nicht hier, sondern in England, und ließen ihre Güter durch Sachwalter und Aufseher bewirthschaften; da diese neben ihrer Besoldung oder statt dieser ausschließlich eine Tantieme vom Ertrag erhielten, so hatten sie wenig Interesse an einem möglichst andauernden kleinern, sondern an einem möglichst großen, momentanen Ertrag, und um einige Fässer Zucker oder Rum mehr zu gewinnen, wurden die Neger über die Maßen angestrengt. Dies war in noch höherm Grade zur Zeit der Sclaveneinfuhr der Fall, wo es die mit der Verwaltung Betrauten, wie noch heute die Cubaner, für ökonomisch hielten, mehr Sclaven einzuführen, um die Ernte zu vergrößern, als die Neger gut zu behandeln und zu schonen. Es ist eine Thatsache, daß die Sclaven überall besser behandelt wurden, wo sie unter den Augen ihrer Herren arbeiteten, als dort, wo die Verwaltung in den Händen eines Aufsehers und Sachwalters lag.

Beim verminderten Werth der Pflanzungen wäre es nothwendig gewesen, auf denselben zu leben und die Geschäfte selbst zu leiten. Diejenigen, welche dies thaten, haben ihre Besitzungen wenigstens theilweise in tragfähigem Zustand erhalten können, im entgegengesetzten Falle gingen sie zu Grunde; denn es war nicht möglich, daß zwei oder drei Leute sich da noch ein Vermögen sammelten, wo nur noch Einer existiren konnte. Die Abwesenheit manches reichen Pflanzers ist für ihn verderblich geworden und häufig sind seine Besitzungen in die Hände seines Verwalters gewandert.

Der Geist der Gesetzgebung war dem Sclaven gegenüber nicht hart, ließ aber unglücklicher Weise in der Form der Willkür einen zu großen Spielraum; der Pflanzer war häufig Kläger und Richter

in einer Person; der Sclave fast immer rechtslos, da er nie als Zeuge auftreten konnte. Erst in den letzten Decennien vor der Emancipation wurden freie Farbige als Zeugen zugelassen.

Ueberall ist der Glanz geschwunden; der kostspielige Haushalt, wo oft zehn bis zwanzig Sclaven für die Dienste des Herrn und des Verwaltungspersonals und eben so viele Wagen und Reitpferde gehalten wurden, die Zeit als die Feste oft tagelang dauerten und man täglich Besuche der Nachbarn empfing oder erwiederte, wobei eine verschwenderische Hospitalität herrschte, wo Verwalter und Buchhalter in ewigem Champagnerrausch lebten und hohe Summen im Kartenspiel und bei Wettrennen einsetzten, sind vorüber. Mit dem Verfall des Luxus auf den Plantagen hat auch der ganze Handelsstand einen harten Stoß erlitten. Der Sclavenhandel hat ungeheure Summen in Umlauf gebracht. Als er unterdrückt wurde (1808), fanden die großen Häuser eine Entschädigung zuerst im Schmuggel und später im offenen Handel mit den südamerikanischen Staaten zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes. Im Jahre 1822 betrug die Ausfuhr aus Jamaika nach Columbien acht Millionen spanische Thaler. Mit der Anerkennung dieser Staaten haben sich englische, amerikanische, holländische und deutsche Häuser in Venezuela und Neu-Granada etablirt, welche entweder direct importiren oder in Sanct Thomas Depots und Geschäftsfreunde haben. Es gab in Kingston noch manchen alten Residenten, der mit Seufzern von jener Zeit sprach, in der man die spanischen Duros nicht zählte, sondern nur wog und häufig in Scheffeln maß.

England hatte die Grundbesitzer seiner Colonien ruinirt durch die Satisfaction, die es jenen Doctrinären gab, welche den obersten Grundsatz aufstellen, daß alle Industrie und alle Production nur um des Handels willen existiren darf. England hat aber eine ungeheure Inconsequenz begangen, da es in seinen Colonien die Sclaverei aufgehoben, in allen Theilen der Erde aber der Ausbreitung derselben ein neues Feld eröffnet hat. Cuba, Portorico und Brasilien hatten

von nun an keine Concurrenz des englischen Colonialzuckers mehr zu fürchten; in Cuba betrugen die Productionskosten ja nur 8 Schilling 6 Pence und in Brasilien 11 Schilling 11 Pence per Centner, während sie in den englischen Colonien von 15 Schilling 6 Pence bis 25 Schilling 10 Pence variirten. Die Aussicht auf vermehrten Absatz reizte zur Steigerung der Production und diese erforderte, da die vorhandenen Arbeitskräfte schon bis zur äußersten Grenze angespannt waren, die Vermehruug der Arbeitskräfte und somit eine Vergrößerung der Sclaveneinfuhr. Die Aufhebung der Differenzzölle ist die größte Prämie, die England den Sclavenhändlern zahlt.

Vom Jahre 1845 an stieg in Cuba der Grund und Boden, aber auch die Sclaven erreichten einen früher nie gekannten Preis. Der Betrieb der Pflanzungen, die Geschäfte in den Seeplätzen und die Revenuen der Regierung erhöhten sich, während im englischen Westindien Alles den Krebsgang ging. Die Sclaveneinfuhr vergrößerte sich in betrübender Weise. Von 1840 bis 1845 waren 43,500 Sclaven nach Cuba und Brasilien, also 8700 jährlich eingeführt worden, von 1845 bis 1850 dagegen 68,000, also jährlich 13,600, trotz aller Kreuzerflotten. Aber der Zuckerexport Cuba's war von 2,090,000 Centner in 1840 auf 5,400,000 Centner im Jahre 1850 gestiegen.

Der Sclavenhandel ist für den Pflanzer, für gewissenlose Kaufleute und corrupte Regierungsbeamte viel zu verlockend und der Gewinn bei dem Umstande, daß der fünfte Theil der Ladung das Unternehmen schon deckt, ein viel zu sicherer und großer, um ihn durch Kreuzer oder durch das leidige Durchsuchungsrecht, gegen das in jüngster Zeit die Nordamerikaner mit energischem Trotz protestirten, zu vereiteln. Höhere Besteuerung des durch Sclavenarbeit erzeugten Zuckers und aller übrigen Colonialwaaren auf allen Märkten ist das einzige Mittel.

Die in andern englischen Colonien angewandten Mittel zur Hebung der Zuckercultur sind entweder in Jamaika erst spät oder un-

zweckmäßig angewendet worden oder haben sich als kostspielig erwiesen. Während also die Einfuhr von englischem Colonialzucker seit dem Jahre 1838 wieder zunahm,*) hat sich die von Jamaika constant vermindert.

Jamaika bedarf Intelligenz, Capital und Arbeiter, also so ziemlich Alles. Die Heilmittel waren für Jamaika bis jetzt palliativ und oft sogar verderblich. Ich habe die Pflicht zu erwähnen, wie unglücklich der Versuch, deutsche Arbeiter einzuführen, endete. Mögen deutsche Emigranten sich nie durch unsere gewinnsüchtigen Rheder und Kaufleute, durch Leute, die eine diplomatische Carriere machen oder durch Reisende, welche durch die Aufstellung windiger Colonisationsprojecte ihrer Reise einen größern Glanz geben wollen, verführen lassen. In einem Klima, das für die Constitution einer Race feindselige Lebensbedingungen bietet, kann diese nicht arbeiten, und die Lehre von der Acclimatisation in den Tropen ist eine der vielen schwindelhaften Behauptungen unserer Stubenphysiologen. In einem Lande, wo die Regierung ihre europäischen Truppen nicht einmal exercieren läßt, wenn die Sonne hoch steht, und sie in hoch gelegene kühle Stationen verlegt, ist gewiß ein baldiges Aufreiben der weißen Einwanderer vorauszusehen, wenn diese zehn Stunden täglich und zur Zeit der Zuckerernte sogar vierzehn bis sechzehn Stunden im Regen und Sonnenschein angestrengt arbeiten müßten. Man hatte deutsche Arbeiter empfohlen, die wegen ihres Fleißes und ihrer Ruhe überall für Helotendienste gesucht werden. Ein deutsches Handlungshaus hat vor mehreren Jahren einige hundert herübergeschifft; aber so gut sich das als Rhedergeschäft rentirt haben mag, so schlecht sind unsere Landsleute dabei gefahren. Viele starben in Folge von Fiebern und Sonnenstich, die Meisten zogen fort, der Rest zerstreute sich auf der Insel und suchte andere Beschäftigungen. Sollte sich noch Jemand Illu-

*) Sie betrug

1838	. . .	4,600,000	Centner,
1851	. . .	5,693,000	„
1852	. . .	5,838,000	„

sionen machen, so wird ihm der Ausspruch der Jamaica Society of arts and science, die um jeden Preis Arbeiter in's Land bringen will, aber fern von falschen Vorspiegelungen den weißen Arbeiter warnt, mehr gelten als die Bemerkungen eines Reisenden: „The first scheme of paying a bounty on the importation of Europeans as labourers, was probably a profit to the importer; to the island it brought nothing but expense; and to the unfortunate immigrants it exhibited cruelty little, if at all, short of that caused by the Slave-trade“ (Soc. of arts p. 126).

Die Arbeiter müssen einer im Tropenklima bei harter Arbeit lebensfähigen Race angehören. Lord Grey hatte empfohlen, die farbige freie Bevölkerung der Vereinigten Staaten zur Einwanderung nach Jamaika zu veranlassen. Wer wird von dort, wo er 1 Dollar bei leichterer Arbeit verdienen kann, nach Jamaika gehen, um etwa den vierten Theil zu erhalten und sich der strengen Disciplin zu fügen, die auf einer Pflanzung herrschen muß?

Gegen die Einführung freier Neger von der afrikanischen Küste müssen sich die Menschenfreunde verwahren, da dies nur ein verdeckter Sclavenhandel wäre, denn dadurch würden die Sclavenjagden im Innern Afrika's und die Unternehmungen der Sclavenhändler nur begünstigt.

Daß der erste Versuch, Chinesen einzuführen, zu keinem Resultat und nur zu Auslagen für die Colonie geführt hat, lag nicht im Fehler des Princips, fremde Arbeiter zu gewinnen, sondern nur in der unglücklichen Wahl. Die Chinesen wurden auf Speculation vom Isthmus von Panama herübergebracht; es waren Arbeiter von der Eisenbahn, welche die Amerikaner schon ausgenutzt hatten und die erschöpft, krank und elend ankamen, so daß gleich nach ihrer Ausschiffung das öffentliche Spital mit ihnen gefüllt wurde; viele starben jedoch auf den Straßen. Eine geringe Anzahl wurde zu leichten Arbeiten engagirt, der Rest zog als Bettler umher.

Die Chinesen sind ausgezeichnete Arbeiter und können in der

Zuckersiederei, wo der Neger beständig überwacht werden muß, ohne Controle verwandt werden, da sie viel intelligenter und verläßlicher sind; auf den Sundainseln wurden sie von jeher und in Cuba in neuester Zeit in dieser Weise verwendet, und die ungeheure Bevölkerung China's, die emigrationslustig ist oder durch die Noth es wird, könnte Hunderttausende von Arbeitern liefern.

Die verläßlichste Bezugsquelle wären aber die Länder des indobritischen Reiches, von wo schon nach Mauritius und den kleinen Antillen große Einwanderungen stattgefunden haben. Durch die indischen Kulies können alle tropischen Colonien versehen werden und diese haben daher noch immer eine Zukunft, aber der Besitz wird bis dahin größtentheils in andere Hände gekommen sein. In Jamaika fing man 1855 erst an, davon zu sprechen, während in die erwähnten Colonien schon seit Jahren ein regelmäßiger Strom sich ergoß. Die Kosten für die chinesischen Emigranten werden zu 15 Pfd. St. von China nach Panama und zu 1 Pfd. St. von dort nach Jamaika angeschlagen; nicht viel billiger erschienen die Kosten für Kulies aus Ostindien. Diese Auslagen und die eben so großen für die Rückfracht müßten in fünf bis acht Jahren, die gewöhnliche Contractzeit, eingebracht werden, wodurch allerdings die Productionskosten des Zuckers sich höher als in andern Colonien stellen. Die Ueberfahrt aus Ostindien nach den kleinen Antillen dauert in günstigen Fällen fünfundsiebzig Tage, die Sterblichkeit während der Ueberfahrt erreichte 3 Procent und einmal sogar 10 Procent.

Unter der schwarzen und farbigen Bevölkerung herrschte eine große Abneigung gegen die Einführung fremder Arbeiter, denn sie fürchteten mit Recht die Schmälerung ihrer Taglöhne und die Nöthigung, mehr zu arbeiten. Während diese Blätter zum Druck vorbereitet werden, sehe ich in den englischen Zeitungen, daß alle Schwierigkeiten überwunden und im Januar 1860 in Calcutta 300 und im März 2000 Kulies für Jamaika angeworben worden sind.

7) Zu S. 48. Hebung der Zustände. Wie mißlich es mit jeder Industrie in Jamaika aussieht, beweist der Umstand, daß die Tillandsia usneoides noch vor Kurzem aus Amerika eingeführt wurde, als ein Substitut für Roßhaar. Es ist eine Schmarotzerpflanze, die, wie erwähnt, in ungeheurer Menge auf den Bäumen um Kingston und auf der ganzen Insel wächst; ein würdiges Gegenstück zur Einfuhr von 114,000 Gallonen Cocosnußöl und gesalzenen Fischen.

Es wurde mir Mehl oder vielmehr ein grobes Pulver aus getrockneten Bananen gezeigt, das in Britisch Guiana schon lange als Coquintay und Congontay, noch früher auf den französischen Antillen bekannt war.

Das Pulver der Ochra (Hibiscus esculentus) für den Export, sowie verschiedene Arten von Cohuenmehl und dergleichen sind jedoch ohne Belang. Dagegen könnte Arrowroot (Maranta arundinacea) bei einer fleißigen Bevölkerung ein wichtiger Exportartikel werden.

Guania dominicensis (Chew-Stick) wird auf der Insel allgemein gepulvert als Zahnpulver gebraucht. Die Samen des Streusandbüchsenbaums (Hura crepitans) liefern ein Oel, welches als ein kräftiges Abführmittel schon in zwanzig Tropfen wirkt.

Die Insel besitzt wahrscheinlich einen Schatz von werthvollen Hölzern. Mit Ausnahme von Guajak, Mahagoni, Blauholz und Cedrela wird wenig ausgeführt. Die Zahl der Pflanzen, die in der Volksmedicin benutzt werden, beträgt einige Hundert.

Die Society of arts in Jamaika hat eine Menge neue Projecte empfohlen oder discutirt. Die große Zahl aber beweist schon das Precäre, denn es handelt sich nicht um Beschäftigung von ein Paar alten Frauen durch Strumpfstricken, um die im Lande gepflanzte Baumwolle auf dem Flecke zu verwerthen, noch weniger um Spielereien mit kleinen Agricultur- und chemischen Experimenten, sondern wirklich um die Wiederherstellung der großen alten oder Einführung neuer Productionen im großen Maßstabe.

Zucker- und Kaffeebau sollen auf dem möglichst kleinen Raum, aber intensiv getrieben werden, daher sind starke Düngung und, um Arbeit zu ersparen, vollkommene, aber leicht zu handhabende Maschinen nothwendig. Ausdehnung der Cocospflanzungen, um Oel zur Ausfuhr zu gewinnen; Baumwolle, Cacao, Indigo und der Anbau von Reis, Mais und Bananen im Großen wären in zweite Reihe zu stellen.

Holcus saccharatus (syn. Sorghum saccharatum) wird nach den Berichten Schacht's in Madeira gebaut. Er gibt dort im Jahre zwei Ernten, während das Zuckerrohr nur eine gibt. In Jamaika gibt er sogar drei Ernten.

Moringa pterygosperma (Horse radish tree), obwohl nur in Westindien eingeführt, liefert in ihren Samen doch ein gutes Oel und ein Acre mit diesem Baum bepflanzt, soll 19 Pfd. St. 16 Schilling Ertrag geben (J. Soc. of arts).

Citronensäure. Hunderttausende von Citronen werden jährlich verwüstet. Es verdient daher der Vorschlag eines Mitgliedes der Soc. of arts alle Berücksichtigung, sie zu gewinnen, und zwar in Form von citronensaurem Kalk. 4000 Citronen geben ungefähr zwanzig Gallonen Saft, aus dem sich 18 Pfund trockenen citronensauren Kalks darstellen lassen.

Wilson lenkte die Aufmerksamkeit auf die Pflanzenfasern in Jamaika. Er bereitete einundfünfzig Proben davon, von denen die meisten auf der Insel einheimisch sind, natürlich von sehr verschiedenem Werth. Er empfiehlt vor allen die Banane. Sein Ueberschlag ist folgender: Ein Acre damit in Zwischenräumen von zehn Fuß bepflanzt, enthält 435 Pflanzen. Jeder Strauß Früchte à 6 Pence

	10 Pfd. St.	17 Sh.	6 D.
jeder Stamm guter Fasern à 6 D. . .	10 „	17 „	6 „
	21 „	15 „	6 „
dazwischen pflanzt er Wurzelgewächse oder Gemüse, im ersten Jahre im Werthe von	20 „		
	41 Pfd. St.	15 Sh.	6 D.

Ich betrachte den Voranschlag für etwas sanguinisch, denn

1) wird bei vergrößertem Anbau der Banane der Werth der Früchte sinken;

2) sind die Kosten für das Reinhalten des Grundes und für die Bereitung des Flachses nicht inbegriffen.

Die zweite Pflanze, die er besonders empfiehlt (Pothos violacea) ist eine Schmarotzerpflanze in den Wäldern, daher ihr Einsammeln sehr schwierig, da sie gewöhnlich auf hohen Bäumen vorkommt. Die Faser würde sich allerdings durch große Länge, Stärke und Glanz empfehlen.

8) Zu S. 62. Maroonneger oder Cimarons. 1690 fand der erste Sclavenaufruhr auf der Insel Statt, der sich aber nicht weit verbreitete; 1760 der zweite und 1765 der dritte. Endlich gingen die Maroonneger unter ihrem kühnen Führer Cudjoe zur Offensive über, so daß ein regelmäßiger Krieg gegen sie geführt werden mußte. Gouverneur Trelawny verlangte in dem mit ihnen geschlossenen Frieden die Anerkennung der englischen Regierung und des englischen Gesetzes, gestattete ihnen jedoch die Benutzung ihres Grund und Bodens und ihre Gemeindeverfassung nach eigenem Herkommen, dagegen sollten sie gegen eine festgesetzte Belohnung alle entlaufenen Sclaven der Weißen todt oder lebendig ausliefern. 1795 brach jedoch der Krieg auf's Neue aus und drohte nach und nach auch die anfangs neutral gebliebenen Maroondörfer anzustecken. Die Linientruppen und die Miliz erlitten wiederholte Verluste. Der Gouverneur griff daher zu einem außerordentlichen Mittel: er ließ 200 große Bluthunde aus Cuba kommen, die zum Aufspüren der Maroons und damit zum Vermeiden der Hinterhalte benutzt werden sollten. Die Neger capitulirten. Die Capitulation, die General Walpole geschlossen hatte, wurde jedoch von der Regierung verworfen und alle Maroons, die am Kampfe Theil genommen hatten, wurden zuerst nach Nova Scotia und dann nach Siera Leone transportirt.

9) Zu. S. 70. Klima. Dr. Hunter gibt für Jamaika eine jährliche Temperaturdifferenz von 12,22° C. = 51,9° F. Blagden gibt für Jamaika die Isotherme von 27,2° C. = 80,9° F. Auf den blauen Bergen wurde der Thermometer bis 8,3° C. = 44,9° F.; zu Golden Spring 13,8° C. = 56,8° F. gesehen. Nach den Mittheilungen, die mir Herr Arnaboldi machte, soll an selbst registrirenden Maximum- und Minimumthermometern die niedrigste Temperatur 33, die höchste 106° F. am Gipfel des Piks der blauen Berge gewesen sein. Manchmal ist von Besuchern im Monat März des Morgens Eis beobachtet worden. Nach den Mittheilungen von Mr. Hill ist 86° F. in Spanisch-Town die höchste, 51° F. die niedrigste Temperatur. Nach meinen Messungen ist die Bodentemperatur für die nächste Umgebung Kingston's 21,2° R. Im Camp, 225 Fuß über dem Meere, war das Mittel aus allen während des Jahres 1853 beobachteten Temperaturen 79,412° F. nach den Beobachtungen im Observatory of the royal Engineers. Siehe auch Seite 61.

Die Regen sind späte Aequinoctialregen. Die Frühlingsregen kommen mit Blitz und Donner, aber selten mit heftigen Winden und kühlen die Luft nur wenig ab. Die im Herbst sind von Winden und häufig von heftigen Stürmen begleitet; die Herbstregen ziehen sich jedoch länger hinaus, sie dauern mit Unterbrechung bis in den Februar schwach fort, besonders an der Nordküste. Die Frühlingsregen sind kürzer.

Die Regenmenge ist sehr verschieden nach den verschiedenen Localitäten; während es in einigen Bergschluchten oft und stark regnet, so daß manchmal 7 Zoll in einem Tage fallen, ist die Regenmenge in andern sehr gering.

Nach den Beobachtungen im Camp, wo zwei Ombrometer, eines auf dem Boden, das andere in 30 Fuß Höhe aufgestellt sind, vertheilte sich die Regenmenge während des letzten Jahres folgendermaßen in englischen Zollen:

1854.	Am Boden.	In 30 Fuß Höhe.
August	1,57	1,10
September	2,88	2,41
October	3,54	2,68
November	1,92	1,74
December	1,30	1,03
1855.		
Januar	1,89	1,64
Februar	0,92	0,39
März	—	—
April	0,32	0,16
Mai	6,72	4,86
Juni	3,30	2,31
Juli	1,2	0,93
	25,56	19,25

Wie ungleich selbst im Camp die Regenmengen in denselben Monaten zweier auf einander folgender Jahre sind, beweist der Monat August. Während in diesem Monat im Jahre 1854 die Regenmenge sehr gering war, betrug sie im August 1855 im untern Ombrometer 6,2, im obern 5,55 Zoll.

Von Kingston nach Paita.

Erstes Capitel.

Im Antillenmeer. — Panama.

Die Atrato war am 21. October mit der europäischen Post, aber auch mit der Cholera am Bord in Kingston angekommen. Bemerkenswerth ist es, daß die Krankheit erst am sechsten Tage noch einige Hundert Seemeilen nördlich von Sanct Thomas am 15. November ausgebrochen war; aber bis zum Eintreffen in Jamaika waren nur drei Mann der Schiffsequipage, und am Tage der Ankunft ein vierter, ein Reisender, erkrankt. An demselben Tage war die Cholera auch auf einem andern Schiffe gleichfalls auf der hohen See ausgebrochen. Der Gouverneur erlaubte die Landung der Passagiere zum großen Entsetzen der Bevölkerung, welche das Schiff in Quarantäne gesetzt wissen wollte, da alle Erinnerungen aus der ersten Choleraepidemie wieder lebendig wurden. Trotzdem daß noch einige leichte Fälle vorkamen, schiffte ich mich am 26. Abends ein.

Am 27. October Morgens bei Tagesanbruch dampften wir aus Kingston-Harbour hinaus. Ein leichter Nebel lag über Stadt und Hafen und dem niedern Lande. Am 28. Morgens ging die Atrato längs der Südküste von Haiti dahin, um in

Jaquemel die Post und Passagiere aufzunehmen; unter den letztern befanden sich mehrere Mulatten, welche Haiti verließen, da in jener Zeit die despotischen Launen Soulouque's (des Kaisers Faustin) besonders auf der farbigen Bevölkerung lasteten.

Am 30. Morgens hatten wir die Nordküste von Portorico, die mich auch diesmal wieder sehr anzog, in Sicht; bei schönem Wetter ist nicht leicht eine Fahrt angenehmer und anregender als zwischen den westindischen Inseln. Wir nahmen in der Hauptstadt San Juan die Post und Passagiere ein, die Sanitätsbehörden des Hafens ließen uns jedoch nicht landen, nicht um die Verbreitung der Blattern, die in Portorico grassirten, zu verhindern, sondern aus Furcht vor der Cholera, die an Bord der Atrato war, als sie vor acht Tagen angelegt hatte. In San Juan kamen fünfzehn Spanier an Bord, die theils nach Sanct Thomas, theils nach Europa reisten; einer davon erzählte mir, daß viele Cocospalmen an einer eigenthümlichen Krankheit litten und zu Grunde gingen.

Um 4 Uhr Nachmittags kam ich nach Sanct Thomas, wo ich bis zum 3. November blieb. Mir fielen wieder alle Handelserleichterungen, die einen so schroffen Gegensatz mit der europäischen Sundzollregierung darbieten, recht auf, denn wir wurden trotz Cholera und dem Mangel eines Gesundheitspasses zugelassen.

Da in diesem Knotenpunkt der Wechsel stattfindet, übersiedelte ich an Bord der Dee; die Atrato ging Nachmittags nach England und die Dee wartete nur auf die europäische Post, um in die See zu gehen; ich konnte also weder eine größere Arbeit, noch Excursionen vornehmen und kam wenig aus der Stadt. Ich brachte viele Stunden in dem Leseverein zu, der mit englischen, deutschen, amerikanischen und den Localzeitungen der

einzelnen westindischen Inseln reichlich versehen ist. Ich war erstaunt über die große Zahl von Deutschen, die ich traf, die beinahe die Hälfte aller fremden Geschäftsleute bilden. Sanct Thomas hat das beste Hotel in Westindien und vielleicht auch das billigste; man zahlt für Wohnung und zwei Mahlzeiten, leichten französischen Wein eingerechnet, nur zwei Dollar.

Am 3. November kam die englische Post mit 250 Reisenden, von denen die Mehrzahl nach Havanna und Vera Cruz, den westindisch-englischen und französischen Inseln, Guiana und nur fünfzig nach dem Continente von Südamerika, und von diesen die meisten über den Isthmus gingen. Der Capitän zeigte große Eile und lichtete schon vor dem Termine die Anker, so daß die Passagiere mit Noth an Bord kamen. Die Reisegesellschaft bestand zu gleichen Theilen aus Hispanoamerikanern und Engländern; unter den letztern waren einige englische Familien, die durch eine kleine Broschüre, welche im Interesse der Eisenbahngesellschaft des Isthmus geschrieben worden war, verlockt, diesen Weg, anstatt jenen um's Cap Horn eingeschlagen und ein voluminöses Reisegepäck mitgenommen hatten.

Die Fahrt war überaus angenehm, da wir in der Richtung des Nordostpassates trieben; schon südlich von Sanct Thomas hatten wir fünf Inseln zu gleicher Zeit in Sicht, darunter Crabbeneiland ganz nahe, westlich und hinter ihr das viel höhere Portorico. Der Himmel war heiter und sein glänzendes Blau trat noch mehr hervor durch die großen weißen Haufwolken, die am Horizonte lagen. Trotz der vorgerückten Jahreszeit regnete es nur wenig und in kleinen Strichen, meist über den Inseln. Die nach oben lichtgefärbten und begrenzten, nach unten geöffneten und in einen grauen Schleier zerfließenden Wolken, mit den parallelen, markirten Streifen sehen in der hellen Beleuchtung

reizend aus. Oft ist eine entfernte niedrige Insel nur durch die über ihr hängenden Wolken sichtbar.

Die Gesellschaft hatte sich schon formirt und in Gruppen von Freunden und Bekannten getheilt. Ich war der einzige fremde Eindringling. Ich glaube, die zwei Völker, deren Repräsentanten die Hauptmasse der Gesellschaft ausmachten, bilden die strengsten Gegensätze, nicht nur in geistiger Beziehung, sondern auch in ihrer äußern Erscheinung; auffallender noch ist dies bei den Frauen als bei den Männern. Von der spanischen Seite kannte ich eine Familie aus Costarica, die vor vier Monaten mit mir von Colon gekommen war, um die Pariser Ausstellung zu besuchen; sie hatte nicht nur Zeit gefunden, dies zu realisiren, sondern auch Frankreich, Spanien und Italien zu bereisen, während ich mich in den Bergen Jamaika's oder auf den Korallenriffen im Süden der Insel beschäftigte.

Ich bedauerte die spanischen Frauen, welche der Capitän, der die Disciplin mit eiserner Strenge aufrechthielt, mit den cigarrenrauchenden Männern, vor den Kamin der Dampfmaschine verwies. Alle Hispanoamerikaner hatten Kampfhähne mit sich; da sie leidenschaftliche Freunde von Hahnenkämpfen sind, so hatten sie nicht unterlassen, den Aufenthalt in Europa auch zum Ankauf englischer Hähne zu benutzen. Es waren darunter Prachtexemplare, die 6 bis 10 Pfd. Strl. gekostet hatten.

Der 4. November war ein Sonntag, den die Engländer wie immer an Bord feierten, aber der spanische Theil vertrieb sich die Zeit mit Rauchen, Trinken und Kartenspiel, wie den Tag zuvor, zum Entsetzen der Andern.

Wir legten mit Dampf und Nordostpassat eine bedeutende Strecke Weges zurück, hatten zwar keine Insel mehr in Sicht, aber der Himmel hatte durch seine großen weißen und grauen

Wolkenhaufen, zwischen denen bald hier, bald dort Regenbogenstücke hingen, eine landschaftliche Schönheit.

Am folgenden Morgen überraschte uns der Capitän durch einen Feuerlärm, die Bote wurden losgemacht, die Officiere und Mannschaft mit Instrumenten und der übrigen nöthigen Ausrüstung traten in dieselben; es war jedoch glücklicherweise ein bloßes Exercitium.

Am Morgen des 6. bekamen wir die Sierra Nevada de Santa Marta zu Gesicht. Eine ungeheure Wolkenmasse am Horizont hatte ihre Nähe schon lange verrathen; beim Herankommen erblickte ich von Zeit zu Zeit die Seitenumrisse dieser grandiosen Landmarke, deren Gipfel leider beständig in Wolken und Nebel gehüllt blieben. Regenwolken und Dampfsäulen wallten Nachmittags über die Höhe und durch die Schluchten; Luft und Meer waren grau wie eine Seelandschaft am Mittelmeer zur Zeit des Sirocco. Alles Land von hier östlich bis an die Mündungen des Orinoco gehörte einst dem deutschen Handlungshause der Welser, die es 1530 von Karl V. erhielten, aber nichts daraus zu machen wußten und es schon zwanzig Jahre darnach aufgaben.

Im Hafen lagen vier Schiffe, zwei englische, ein oldenburger Dreimaster und eine französische Brigg. Dank unsern vielen Flaggen und Fläggchen, ich erkannte den Oldenburger nicht, aber das rothe Kreuz im blauen Felde war auch den Schiffsofficieren unbekannt, die endlich aus ihren nautischen Hilfsmitteln eruirten, es sei die Flag of Oldenbourg oder Ollendorf. Ich sprach dann unsern Landsmann, den Capitän, der Taback und Chinarinde, welche die Hauptausfuhrartikel bilden, lud.

Kaum ging der Hafencapitän vom Schiff zurück in sein Bot, das mit einer großen Flagge in den schwerfälligen Farben

Neu-Granada's (Roth, Blau und Gelb) versehen war, als die langen schmalen Kähne der Eingeborenen herankamen, um Passagiere an's Land zu setzen oder Früchte, Korallen und Muscheln zum Kauf anzubieten. Es war ein Anblick zum Malen, die Peruaner und Neu-Granadiner sich über die langentbehrten Sapoten, Bananen und Orangen stürzen zu sehen; ein junger Mann hielt in jeder Hand eine Sapote und biß abwechselnd in die eine und die andere. Die Zahl der distinguirten Personen wurde durch den ephemeren Dictator von Neu-Granada, den General Melo, und einen seiner ehemaligen Adjutanten, vermehrt. Ich habe nicht bald wieder eine solche unglückliche Physiognomie gesehen; er hatte gegen die Landesverfassung conspirirt, alle unbesonnenen und schlechten Elemente des Landes an sich gezogen und glaubte an der Spitze einer Armee von 13- — 14,000 Mann sich zu behaupten. Die Patrioten sammelten sich im Norden und Süden unter der Führung von Herrera und Mosquera, trieben seine Garnisonen und detachirten Truppen vor sich her, vereinigten sich nach glücklichen Gefechten und Märschen auf der Hochebene von Bogota und nöthigten nach einem letzten Gefecht in den Straßen der Hauptstadt Melo zur Capitulation. Dieser wurde vor Gericht gezogen und nach langer Untersuchung endlich verbannt. Er ging nun auf Reisen, das heißt, er wird sich in einem andern südamerikanischen Staate in der nächsten Nachbarschaft so lange aufhalten und conspiriren, bis er es für gerathen hält, mit einer Handvoll Mißvergnügter oder wenn er Geld und Einfluß hat, durch Bestechungen und Versprechungen eine neue Schilderhebung zu versuchen.

Wir sollten gegen Sonnenuntergang weitergehen, aber der Anker hing an einer Felsenspitze und das Losmachen verspätete unsere Abfahrt um zwei Stunden.

Wir liefen die Nacht und am folgenden Morgen der flachen Küste entlang und erreichten gegen Mittag Cartagena. Nach zwei Stunden setzten wir die Reise fort und hatten am 8. die flachen Höhenzüge in Sicht, die um den Golf von Darien liegen. Schwere, geschichtete Haufwolken bedeckten den größten Theil des Himmels, von dem nur gegen Abend einzelne Theile am Horizont nicht in blauer, sondern in meergrüner Farbe durchschimmerten. Den folgenden Tag fiel am Lande und auch über der See wiederholt Regen, dicke weiße Wolkenstreifen lagen auf den niedrigen Bergen und selbst an ihrem Fuße in horizontalen Schichten und gewitterhafte Schwüle herrschte in der Luft; die Sonne war den ganzen Tag unsichtbar gewesen und nur einzelne, brennend rothe Wolkenfackeln im Westen bezeichneten ihren Untergang. Um Mitternacht ankerten wir in der Navybay, das ist dem Hafen von Colon oder Aspinwall, wie die Yankees, die hier die tonangebende Bevölkerung sind, es nennen. Mein Gepäck war bald aufgegeben, die Fahrkarte gelöst und da die Eisenbahnbureaux auf dem Isthmus dem Reisenden die Sorge für Handgepäck ersparen, einfach dadurch, daß sie es nicht im Waggon dulden, so machte ich einen Spaziergang zur Polizei, zum englischen Consulat und zu einem Spediteur, denen ich von Jamaika geschrieben hatte, um mich nach meinem verlorenen Koffer zu erkundigen. Da Nichts von alle Dem angeschlagen hatte, sah ich mich wieder im Orte um; die anderthalb Straßen hatten sich nicht vergrößert, nur in den Hotels ging es lebhaft her, da viele Residenten sich vor ihrem Frühstück einen Cocktail bereiteten. Ein englischer oder amerikanischer Leser würde es für eine Vermessenheit halten, ihn darüber aufzuklären, bei dem Deutschen kann ich es wagen, da in unserer Getränksterminologie dies Wort fehlt. Der Cocktail auf dem Isthmus ver-

einigt die Extreme, er besteht aus Wein und Eis, Zucker und bitterm Branntwein, gewöhnlich einem Aloe- oder Enzianextract. Oft wird etwas Chinin gewöhnlich in Wein (Quininwine) vorausgenommen, als Präservativ gegen das Fieber.

Zur Fahrt (neunundvierzig englische Meilen) brauchten wir diesmal fünf Stunden. Die Fahrten waren nun täglich, während sie vor vier Monaten nur dreimal in der Woche stattfanden. Der Tarif für Personen war unverändert geblieben, doch wurden jetzt fünfzig Pfund Gepäck frei spedirt; für das Uebergewicht existire noch der alte Tarif von zehn Cents für ein Pfund. Ich bemerkte während der Fahrt, daß die kleinen Ansiedlungen um die Stationen im Zunehmen begriffen waren; das Stationsgebäude, eine Schenke und ein Kaufladen bilden den Mittelpunkt, um welchen die Ranchos (Hütten) für die Arbeiter stehen, entweder aus einem Gitterwerk von Bambus oder Brettern; einige bestehen jedoch nur aus Pfählen, zwischen denen Ochsenhäute, Blätter von Palmen oder Caladium die Wände vertreten; das Dach besteht regelmäßig aus Palmenblättern. Bananen, Zuckerrohr, Aroideen und Cocospalmen sind angepflanzt worden; manche der Ansiedler hielten Kühe und verwertheten ihre Producte sehr gut bei den Reisenden: ein kleines Glas Milch z. B. wurde für 20 Cents verkauft, 10 Bananen kosteten ½ Dollar. Nackte Kinder von allen Farben, Hühner, Hunde und schwarze Schweine tummelten sich vor den Hütten in knietiefem Kothe, denn es hatte die letzten Tage viel geregnet, jedoch nicht ununterbrochen; an mehreren Tagen begannen die Regen erst um Mittag und dauerten mit kurzen Unterbrechungen bis in die Nacht.

Vieles war an den Brücken, unter denen die 600 Fuß lange bei Barbacoas über den Chagres die meiste Aufmerksamkeit verdient, verbessert worden. Nach vielem Regen und manchem

Aufenthalt langte ich zum zweiten Male in Panama an. Am Bahnhofe hatte sich wenig geändert, mit Ausnahme von einem oder zwei neuen offenen Schuppen, die als Magazine dienten. Der Weg nach der Stadt ist schlecht und kothig, aber selbst das Gehen auf dem Pflaster der Stadt ist in der Regenzeit bedenklich, da seit dreißig Jahren Niemand daran gedacht hat, das Pflaster auszubessern.

Eine Beschleunigung im Transporte war eingetreten durch einen unternehmenden Franzosen, der Karren und Pferde gekauft hatte und das schwere Gepäck der Reisenden um mäßige Preise führte.

Die Straßen kamen mir noch öder vor, da wegen des schlechten Wetters nur wenig Menschen auf der Straße waren. Das Haus, wo ich das erste Mal wohnte, war billiger geworden, der frühere Eigenthümer hatte sich zurückgezogen. Vor vier Monaten zahlte ich zwei Dollar für jede Mahlzeit und drei Dollar für ein kleines Zimmer; diesmal erhielt ich Wohnung und Verköstigung für drei Dollar per Tag.

In Panama ließ ich mir vom peruanischen Consulat einen Paß nach Peru geben und mich deshalb beim Vertreter der peruanischen Republik von einem meiner Reisegefährten, Dr. G., einem Irländer, der in Arequipa sich angesiedelt hatte und dort medicinische Praxis treibt, einführen. Ich bezahlte zwei Pesos als Taxe und erhielt meinen Paß anstandslos ohne jede Frage. Ich betrachtete es als nothwendig oder wenigstens räthlich, nicht ohne ein beschriebenes Blatt Papier in einem Lande anzukommen, wo man noch an solchen alteuropäischen Formalitäten hängt. Da ich noch nicht an Bord gehen konnte und die Regen sehr häufig waren, trachtete ich meine Zeit zu Hause zu verwerthen. Ich untersuchte das Wasser der Umgebung auf mikroskopische Organismen

und fand ein farbloses Peranema mit braunem Magen, Euglena viridis und eine andere, welche der Euglena triquetra verwandt, aber flach und längsgestreift ist, und in einem Wasserbehälter zwischen Zygnemen die Hydatina, welche der von Sant Jago de Chili sehr ähnlich ist (Hydatina macrognatha). Als der Sonnenuntergang meinen Arbeiten ein Ende machte, unternahm ich einen Spaziergang durch die Straßen.

Die Kathedrale, — an deren Außenseite zur Verzierung die Schalen der Perlenmuscheln angebracht sind, die ich schon am Tage als geschmacklose Verherrlichung verurtheilt hatte — stand offen und ich trat ein. Dir Kirche war nur wenig erhellt; der Priester recitirte in monotoner Weise eine Litanei, die nur ein schwaches Echo fand, da nur wenig Gläubige zugegen waren, meist Frauen und einige Kinder, die mit den Lichtern auf den Grabsteinen spielten oder die herabfallenden Wachstropfen sammelten. Hier und da kniete oder hockte eine stumme weibliche Gestalt auf ihrem Gebetteppich, den sie am Boden ausgebreitet hatte, nach altspanischer Weise in die Manta gehüllt. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, kaufte ich eine kleine Wachskerze, um die Grabsteine zu lesen, die überall den Boden oder die Wände bedeckten. Die Namen und Thaten der hier begrabenen Panamenier interessirten mich wenig, mehr aber das Factum, das ich aus dieser kurzen statistischen Revue erhielt, daß auch die auf dem Isthmus geborenen Weißen der höhern Stände höchst selten über neunundvierzig Jahre alt wurden.

Aus der Kirche ging ich in einige Kaufläden; außer den berühmten Panamahüten — die aber nicht hier angefertigt werden — und europäischen Manufacturen, sah ich am häufigsten Waffen, besonders lange Messer und Colt's Revolver, theils Originalarbeit, theils in französischer und deutscher Nach-

ahmung. Daneben hing in einem Juwelierladen der allmächtige amerikanische Dollar, die kleinste Goldmünze der Vereinigten Staaten, gehenkelt oder oft auch mit Goldarabesken umgeben, die so von Negern getragen werden; auch einige Perlen aus dem Golf von Panama und Panamaketten aus Gold- und Silberdraht tauartig geflochten, aber ungemein biegsam, von denen bezüglich ihres Ursprungs dasselbe gilt wie von den Panamahüten. Am andern Morgen machte ich einen Spaziergang auf den Wällen, welche aus Bruchsteinen bestehen, die mit Muschelkalk cementirt sind; die Brustwehr des Walles ist niedrig, bankartig, an den Bastionen und an den ehemaligen Geschützständen aber hoch und mit vollkommener Deckung. Eine einzige alte, unbrauchbare Kanone lag auf dem Walle, welcher der Zeit und der Witterung getrotzt hat. Auf dem Walle steht eine alte Baracke, in welcher ungefähr zehn erbärmlich aussehende Soldaten lagen. Von den grünen Bergen sah ich diesmal Nichts; sie waren bis zum Fuß in Wolken gehüllt, und auch über den Inseln im Golf lagen Wolkenmassen.

In der Vorstadt ist der Markt für Lebensmittel, tropische Früchte und Gemüse; Rindfleisch und geschlachtete Hühner bilden die Hauptartikel. Die Hühner werden zerstückelt und das Rindfleisch in lange Riemen geschnitten, welche guirlandenartig aufgehängt werden. Auch Reste einer großen Eidechse sah ich, wahrscheinlich eine Iguana, welche von den Eingeborenen sehr begierig gekauft wird und ganz vorzügliches Ragout gibt; von Seemollusken wurden Messerscheiden (Solen) und Backtrogmuscheln (Mactra) in großer Menge feilgeboten; von Fischen, gesalzene Häringe und Stockfische. Von der reichen Fischfauna des Golfes, die Panama den Namen gab, war nicht ein Exemplar auf dem Markte; dies liefert den besten Beweis für die

Faulheit der Eingeborenen. In den Kaffeehäusern und Schenken bekommt man überall Eis, welches gewöhnlich des Nachts ausgeschifft wird; bis es in die Eishäuser kommt, hat es schon die Hälfte des Gewichts verloren. Wie groß die Feuchtigkeit der Luft ist, kann man hier ohne Hygrometer in jedem Kaffeehause beobachten, indem sich der Wasserdampf um jedes Stück Eis durch die Abkühlung zu leichten, aber sichtbaren Wölkchen condensirt. Der Kaffee ist das vortreffliche Product von Costarica, die feinste Sorte nach der von Mocca. Man bekommt aber fast überall auch außer Kaffee und Schokolade geistige Getränke, und selbst die harmlosesten Erfrischungen wie Limonade und kohlensäurehaltiges Wasser, das von vielen Residenten mit Sassaparilsyrup getrunken wird, um, wie sie sagen, das Blut zu reinigen.

Vor meiner Abreise besuchte ich noch den ecuatorianischen Consul, der mich versicherte, ich brauche für Ecuador keinen Paß, denn sein Land habe die liberalste Regierung; eine salbungsreiche Sentenz, die jedem neugebackenen Minister im alten Europa Ehre gemacht haben würde.

Zweites Capitel.

Paita.

Ich bezahlte für meine Passage bis Paita 23 Pfd. Strl. und ging am 14. November an Bord des Dampfers Neu-Granada. Boten die Dampfer in der Südsee überhaupt weniger wirklichen Comfort, als die der andern englischen Routen, so war dies mit der Neu-Granada noch mehr der Fall; dieser Dampfer gehört zu den kleinern und seine Maschine war schlecht; ein altes Leinwanddach voll Löcher war über das Hinterdeck gespannt, um ein reines Handtuch mußte man einen Kampf bestehen. In dem Capitän W. fand ich dagegen einen sehr gut unterrichteten und wirklich wissenschaftlich gebildeten Seemann. Das Schiff war gedrängt voll; außer englischen Geschäftsleuten gab es noch mehrere Franzosen, Hispanoamerikaner mit verschiedenen Bärten und Kampfhähnen, verschiedene distinguirte Wittwen und einige unbekannte weibliche Größen, die von Vergnügungsreisen zurückkamen. Die Pariser Ausstellung hatte Viele angezogen und Manche waren über die Vereinigten Staaten zurückgekehrt; unter diesen war ein amerikanischer Walfischfänger zugegen, der die Zeit, in welcher sein Schiff in Paita neu calfatert wurde, zu einer kleinen Excursion in die Heimath benutzt

hatte, um Weib und Kinder zu sehen; auch zwölf barmherzige Schwestern befanden sich in dem Hintertheile des Saales des Schiffes, welcher durch einen großen Vorhang, der die Klostermauer vorstellte, abgegrenzt wurde und in welchem die armen Frauen die Reise bis Chili machen sollten, ohne an's Deck zu kommen.

Die See ging von Anfang an schon etwas hoch, wir flogen rasch an Taboga's grünem Archipel und den Perlinseln vorüber in die hohe See. Wir hatten den 14. und 15. wiederholt starke Regen; der Himmel war mit grauen, geschichteten Haufwolken bedeckt, die Luft drückend heiß.

Am 16. hatten wir schon Südwind, der fortdauerte. Capitän W. versicherte mich, daß der constante Südwind 4 oder 5° nördlich über den Aequator hinausgehe. Fast alle Passagiere vertrieben sich die Zeit mit Kartenspiel, so oft ihnen die Seekrankheit Zeit dazu ließ.

Wir fuhren endlich in die Mündung des Guayasflusses ein. Ich war erstaunt über das veränderte Aussehen der Vegetation, die mir jetzt so arm vorkam; es war nicht nur der Contrast mit den frischen Bildern aus den Wäldern der Antillen und des Isthmus, sondern die wirkliche Blattlosigkeit vieler Bäume, die hinter dem Saume amphibischer Mangroven den Wald des festen Bodens bezeichneten. Der Blattfall war die Folge der trockenen Jahreszeit.

Ich besuchte gleich nach der Landung in Guayaquil Herrn G., der mich mit Empfehlungsbriefen nach Paita versah. Passagiere kamen an Bord mit Kampfhähnen und jenem Möbel, das ich schon auf der ersten Reise so allgemein in Aller Hände sah und das ein wesentlicher Bestandtheil des omnia mea mecum

porto der Südamerikaner zu sein scheint; ich ging noch dieselbe Nacht mit dem Dampfer weiter.

Am folgenden Tage passirten wir Cabo blanco. Ein feiner Nebel hatte wie Höhenrauch die ganze Luft erfüllt, durch den die Sonne feuerroth schien und in welchem sie bei Sonnenuntergang schon mehrere Grade über dem Horizont verschwand.

Nachts um $10\frac{1}{2}$ Uhr landeten wir in Paita. Ich ließ mein Gepäck im Zollhause und suchte für die Nacht ein Unterkommen in der Posada (das ist dem Wirthshause), die von einem Granadiner gehalten wird. Am Morgen miethete ich mich in dem Hause eines Nordamerikaners ein. Ich hatte dadurch etwas an Räumlichkeit gewonnen, war aber sonst grade so übel daran, hinsichtlich meines persönlichen Comforts, wie in der spanischen Posada. Ein Theil meines Gepäcks wurde von den Zollbeamten mit vieler Umständlichkeit visitirt, denn meine Instrumente gaben ihrer Neugierde einen großen Spielraum. Sie ließen jedoch Alles, selbst die Gläser für meine Sammlungen, zollfrei passiren, und bestrebten sich, durch ausgesuchte Höflichkeit mich für die Mühe des Auspackens zu entschädigen.

Ich habe Paita schon früher nach den ersten flüchtigen Eindrücken geschildert. Die Häuser sind meist aus Bambusrohr, welches mit Riemen aus frischen Ochsenhäuten zusammengebunden wird, die in der trockenen Luft stark eingehen und eine feste Verbindung abgeben. Die Zwischenräume werden dann mit Lehm ausgestrichen, die Wände weiß getüncht; nur die Häuser der Wohlhabenden besitzen gedielte Fußböden. Die Adobas kommen selten in Anwendung, weil es an plastischer Erde und an Wasser fehlt. Paita liegt an der Wüste Sechura, auf einem schmalen Sandufer am Meere; hinter der Stadt erhebt sich die Küste mit ziemlich steiler Böschung; sie besteht aus Conglomerat,

in welchem viele Versteinerungen, besonders Pectunculus paitensis vorkommen. Die Wüste ist wasser- und baumlos, ihre oberste Schichte besteht aus Gerölle oder Sand. Anbau findet nur da Statt, wo die Küstenflüsse der Cordilleren ihr Bett eingeschnitten haben; der nächste ist der Fluß Chira, von dem das Wasser in kleinen Fäßchen oder Schläuchen auf Maulthieren nach der Stadt geschafft und in den Häusern in sehr großen, oft mehrere hundert Flaschen haltenden Thongefäßen aufbewahrt wird, in denen es sich lange und gut erhält. Trotz der Dunkelheit der Aufbewahrungsräume fand ich jedoch sehr zahlreich eine der schönsten mikroskopischen Thierformen, das blaue Trompetenthierchen (Stentor caeruleus), fast jeden Tag darin.

Gegenwärtig sind alle Walfischfänger genöthigt, ihre Wasservorräthe in Tumbez nördlich von Paita einzunehmen. Die hier lebenden Fremden haben den Plan einer Wasserleitung wiederholt in Anregung gebracht, aber bis jetzt im Lande die dazu nöthigen Garantien noch nicht finden können; sie sind es vorzüglich, welche auch den Plan einer Eisenbahn durch die Wüste nach Lima angeregt haben, wodurch Paita bedeutend an Wichtigkeit gewinnen würde. Der Plan stößt aber auf mannigfaltige Schwierigkeiten, sowohl bei der Regierung, als bei dem Handelsstande in Lima; der letzere sieht es als eine Bedrohung seiner Interessen an, und von der Regierung, die für die Verbesserung der Wege im Innern, für Schulunterricht und für Alles, was die Prosperität und Bildung des Volkes heben könnte, blind und taub ist, war das Patronisiren einer Eisenbahn, welche die mercantile Bedeutung Paita's auf Kosten der Hauptstadt vergrößern würde, nicht zu erwarten, wie die peruanische Regierung überhaupt durch Corruption und Egoismus vielleicht die schlechteste von allen südamerikanischen ist, da sie

von den ungeheuren Revenüen, die sie vom Monopol des Guano, dem Ausfuhrszolle edler Metalle und der Chinarinde erhebt, nichts thut, als die jeweiligen Gewalthaber und ihre Satelliten zu bereichern.

Trotz der Unwirthlichkeit der nächsten Umgebung, der geringen Größe des Ortes und der Armseligkeit der Bauart herrschte ziemlich viel Leben. Paita war schon von einiger Wichtigkeit unter den Spaniern. Anson plünderte und verbrannte sie; ich sah diese Waffenthat des englischen Admirals, den die Spanier mit dem Namen eines Flibustiers bezeichneten, in einem alten Buche abgebildet und entnahm daraus, daß die Stadt damals nicht reizender ausgesehen hatte als gegenwärtig. Im Hafen lagen zehn bis zwölf Schiffe, darunter ein Kriegsschiff der peruanischen Regierung, die in dem unfruchtbaren Luxus einer Kriegsflotte viel Geld aufwendet, und mehrere Walfischfänger. Englische und amerikanische Matrosen sieht man häufig in den Straßen und in der Schenke. Die Frequenz der amerikanischen Walfischfänger ist so bedeutend geworden, daß ihre Regierung nicht nur einen Consulatsposten in Paita unterhält, sondern auch ein kleines Spital für Seeleute errichtet hat. Die Aussicht, die Producte gut zu verwerthen, bringt viele Balsas, die schon früher beschriebenen großen Flöße, von den benachbarten Küstenpunkten hierher. Die Einfuhren bestehen aus europäischen Industriewaaren aller Art, besonders Baumwollen-, Seiden- und Wollstoffen, die in das Innere geführt werden, ferner in Tauwerk, Masten und Planken, so wie in Schiffsprovisionen aller Art für die Walfischfänger, in Mehl, Zwieback, Salzfleisch, Butter aus Europa und den Vereinigten Staaten und in gesalzenen Fischen von den Gallapagos. Hier setzen die Walfischfänger Fischbein und Thran ab, eben so die einheimischen

Fischer, die an den Lobosinseln Seehunde fangen. Früher wurde der Robbenschlag namhaft betrieben, da er das Hauptertrāgniß der Kirche der heiligen Jungfrau bildete.

Aus dem Innern des Landes kommen Droguen, Ratania und Chinarinde; es sind verschiedene Varietäten, die meist über Loja kommen und ohne Unterschied Cascarilla genannt werden. Cochenille wird seit einigen Jahren am Fuße der Cordilleren gesammelt, obwohl sie nicht cultivirt wird; Steinsalz, das in der Wüste von Sechura abgebaut wird und manchmal in großen Würfeln vorkommt, ist ein bedeutender Exportartikel; andere Salze, wie Salpeter und Alaun sind bis jetzt noch nicht in hinreichender Menge gefunden worden, um den Abbau zu lohnen. Wenig bedeutend ist der Handel in Häuten von Rindern. Viel wichtiger ist die Ausfuhr von Baumwolle und noch mehr die der Panamahüte, von denen im letzten Jahre 100,000 von verschiedenen Graden der Feinheit und einem Gesammtwerth von 300,000 Dollar ausgeführt wurden. Die Gesammtausfuhr der Landesproducte betrug über eine halbe Million Dollar, von denen aber ein großer Theil auf die Provinz Loja in Ecuador kommt.

Die Zölle sind hoch, da sie aber auch in Bondos (Staatspapieren zu 500 und 1000 Pesos) bis zur zweiten Dictatur Castilla's bezahlt werden konnten und diese in der Regel einen Discont von 30 — 40 Procent hatten, machten die Kaufleute gute Geschäfte. Seitdem waren diese jedoch bis auf 30 Procent ihres nominalen Werthes gesunken und es sind gegenwärtig nur noch die Entschädigungscommissionen der Regierung, welche sie, wenn grade Geld in der Staatscasse ist, um 50 Procent ankaufen. Die Gebahrung der Finanzen ist, mit Hinblick auf die reichen Hilfsquellen, eine ganz abnorme und die innere Staatsschuld hat sich seit wenigen Jahren beinahe verdreifacht.

Paita steht mit Recht im Rufe eines sehr gesunden Klimas; die große Hitze der benachbarten Wüste ist wenig empfindlich, da der kühle Seewind aus Süden beständig weht; es wäre daher auch eine vortreffliche und bei etwas Vegetation auch eine sehr angenehme Reconvalescentenstation.

Obwohl es von 10 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags in den Straßen ungemein heiß war, da der Sand sich stark erhitzte, stieg die Temperatur in dem Hause, das ich bewohnte, nie über 21° R. und fiel Morgens vor Sonnenaufgang nicht unter 18° R. Der Unterschied zwischen dem trockenen und nassen Thermometer war Morgens und Abends 2°, Mittags 3° im November und December. Es regnet nur selten, gewöhnlich fünf- bis sechsmal in einem Jahre, im Februar und März, wenn die Sonne wieder in die nördliche Hemisphäre tritt. Die eigentliche Regenzone hört bei Tumbez auf; in manchen Jahren erreichen aber diese Aequatorialregen eine größere Stärke und Ausdehnung, was von den Bewohnern nördlich von Paita für einen großen Segen gehalten wird; ihre Production wird dann reicher und man rechnet in Paita so sicher auf einen vermehrten Absatz der Producte, daß man nie versäumt, größere Bestellungen an europäischen Fabricaten zu machen.

Der Himmel war in der Regel wolkenlos und vollkommen heiter, das Zodiacallicht glänzte in ungewöhnlicher Pracht und die Mondnächte waren von einer unbeschreiblichen Schönheit. Manchmal traten jedoch Morgens, seltener Abends, jene dünnen Nebelbildungen ein, die an dieser Küste unter dem Namen der Garuas bekannt sind; die Sonne trat dann erst nach 9 Uhr als rothe, glänzende Scheibe durch den Schleier. Ich fand die Bodentemperatur in $2\frac{1}{2}$ Fuß Tiefe im Sande 20,2° R.

Unter den Einwohnern ist die Zahl der Farbigen und Cholos (Halbindier) sehr bedeutend, bei denen die Hängematten, die Cigarre und das Nichtsthum den größten Theil ihrer Zeit in Anspruch nehmen. Alle sind frei, die Sclaverei ist vor wenigen Jahren aufgehoben worden. Dieses Stillleben wird nur durch Besuche, Hahnenkämpfe, Hazardspiele und religiöse Feste unterbrochen. Die Hahnenkämpfe beschäftigen Alle derartig, daß in jedem Hause mehrere Hähne gehalten und in einiger Entfernung angebunden und so reichlich gefüttert werden, daß sie den ganzen Tag über aufgeregt sind und ihre Gegner herausfordern. Bei den Kämpfen finden Wetten Statt, und ein Hahnenkampf wird als etwas ungemein Wichtiges betrachtet. Einer der fremden Kaufleute, der plötzlich in das Innere eine Geschäftsreise machen mußte, war genöthigt, sie allein zu unternehmen, da keiner seiner Diener ihn begleiten wollte, wegen eines bevorstehenden Hahnenkampfes.

Die religiösen Feste sind zahlreich, da noch die alte Feiertagsordnung existirt, die Beförderin der Faulheit, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts glücklicherweise aus dem katholischen Deutschland verschwunden ist und die hier ganz zu der Neigung zum Nichtsthun paßt. Eines Tages sah ich die Bevölkerung in einer gewissen Aufregung, wie am Vorabend eines großen und neuen Ereignisses. Ich dachte, es gelte dem heiligen Andreas für den folgenden Tag, wurde jedoch belehrt, daß es der Gedächtnißtag einer wunderbaren Errettung sei, die unter dem Namen „des Rückzuges des Meeres" gefeiert werde. Das Meer war nämlich über seine Ufer getreten und bedrohte die Stadt mit Verwüstung, kehrte aber in seine alten Schranken zurück; es war dies wahrscheinlich entweder eine ungewöhnliche Springfluth oder eine jener Meeresschwankungen, die so oft

zugleich mit Erdbeben auftreten. Nun zu unserm Feste. — Abends wurde aus allen Kräften an den Glocken gehämmert, ein Spiel, das mit Leidenschaft betrieben wird und eine der gewöhnlichsten Bußen ist, welche Beichtväter ihren Beichtkindern auflegen. Leere Fässer wurden mit Theer bestrichen und angezündet und Feuerwerk aller Art abgebrannt; der Abend schloß dann mit dem Umzug einer Musikbande, mit schlechtgestimmten Trompeten, Clarinetten und Trommeln, welche durch Lärm die andern Mängel gut zu machen suchten. Am nächsten Morgen fand dasselbe Einläuten und später eine Procession Statt; voran gingen mehrere Diabolitos, das heißt Indianer als Teufel scheußlich maskirt, welche abwechselnd tanzten oder die Zuschauer insultirten und verhöhnten. Ob es Allegorie war, da der Teufel der Patron des Tanzes ist, oder ob die Diablillos die Symbole der alten Götter sind, die von dem christlichen Klerus in aller Welt nicht als Fictionen, sondern als reelle böse Geister, als sichtbare Incarnation des bösen Princips und der Sünde betrachtet und hier bei dem katholischen Cultus im Triumph aufgeführt wurden, wie die besiegten Könige vor den Wagen des römischen Triumphators, oder ob sie nur als eine Reminiscenz der ehemaligen Gottesverehrung tolerirt wurden, wage ich nicht zu entscheiden. Dann kam eine Doppelreihe peruanischer Marinesoldaten, schmutzig und abgerissen, als kämen sie eben von einem langen Feldzuge, die in einer Art Kothurnschritt marschirten; dann folgten hölzerne Statuen, die auf Tragbahren auf den Schultern getragen wurden, behängt mit bunten Stoffen und Flitter; hinter diesen kamen die Geistlichkeit, der Baldachin und die Gläubigen; den Schluß machte wieder ein kleines Detachement Marinesoldaten. Einer der ansässigen Fremden erzählte mir, daß solche Feste häufig zum Soldaten- und Matrosenpressen verwendet werden, indem

ein Theil der beiden Truppenabtheilungen die Straße plötzlich sperrt, während der Rest alle anwesenden Männer einfängt, und obwohl die Constitution die persönliche Freiheit allen Peruanern garantirt, diese Art Menschenraub als nichts Gesetzwidriges betrachtet. Eine solche Procession gewährt zugleich einen Einblick in den Luxus, der getrieben wird. Das erste Ziel ist ein feiner Panamahut, das zweite goldene Ringe oder andere Juwelen, gestickte Hemden und Lackstiefel. Bei der Kleidung wird allerdings nicht viel auf Reinlichkeit gesehen und das seltene Waschen, vor dem die Anwohner der Wüste eine eben solche Scheu haben wie die der Berge, entschuldigen sie durch den Wassermangel.

Am 6. December 1 Uhr Nachmittags fand ein heftiges Erdbeben Statt, einige starke Stöße wiederholten sich schnell hinter einander durch 50 Secunden; um 3 Uhr Nachmittags trat ein schwächerer Stoß ein. Trotzdem daß die Häuser krachten, war bei der leichten Bauart kaum hier und da ein Riß zu entdecken. Die Stöße waren undulirend von Norden nach Süden und wahrscheinlich vom Sangai ausgegangen, den ich oft in den stillen, ruhigen Nächten, wo ein schwacher Landwind an die Stelle des Seewindes tritt, donnern hörte.

Den größten Theil meiner Zeit verbrachte ich mit zoologischen Arbeiten. Zur Zeit der Ebbe untersuchte ich den Strand, oder wenn diese nicht des Morgens eintrat, fuhr ich mit dem Schleppnetz die Bai auf und nieder. Besonders thierreich sind die felsigen Ufer im Süden der Bai; die sandigen Ufer im Norden bis Colon sind sehr arm, mit Ausnahme der Bivalven, unter denen besonders Venus mercenaria, die mehrere Reihen Stacheln um das Schloß hat, ausgezeichnet ist. Die Ausbeute war eine reiche, leider war die darauf verwendete Mühe eine vergebliche, denn die Sammlung, die ich bei meiner Abreise in den Händen

Mr. Blacker's, des englischen Consuls in Paita, ließ und die von ihm dem Hamburger Schiffe Hermann übergeben wurde, ging mit diesem Schiffe auf dem Wege nach Europa zu Grunde.

Herr B. hatte mich eingeladen, ihn nach seinem Landhause in Guaco, sieben spanische Meilen von Paita am Flusse Chira, zu begleiten. Wir legten im Paß den Weg von sieben Leguas in $2^1/_2$ Stunden zurück; trotzdem daß die ganze Route durch die Wüste geht, ist der erste Theil, wo man beständig die Fernsicht auf das Meer hat, nicht unangenehm. Der Boden ist bis in die Nähe des Dorfes eben oder sanft undulirend, mit Gerölle und Sand bedeckt. Unter den Conglomeratstücken habe ich eines Tages einen gelblichbraunen kleinen Skorpion gefunden. Wenige niedrige Disteln mit steifen, dornigen Blättern, oder hier und da eine verkrüppelte Mimose oder eine Capparide sind die einzige, spärliche Vegetation. In der Nähe des Flusses wird der Boden mehr gebrochen und ist von Rissen durchzogen, die wahrscheinlich zur Zeit der Regen dem Wasser einen Abfluß nach dem Flusse geben.

Obwohl ich nur wenige Wochen in Paita war, wo ich außer den Ulvaceen des Meeres und den Gemüsen, welche auf den Markt gebracht wurden, kein Grün gesehen hatte, erfreute mich das Bischen Vegetation am rechten Flußufer. Es ist die Algaroba (Prosopis sp.?), deren Grün neben den grauen Farben einer hohen kleinblätterigen Mimose dem Auge wohlthut, ein mittelhoher Baum, der für die Bewohner sehr wichtig ist, da er fast das einzige Nutzholz liefert und seine langen Hülsen, die ein festes, süßliches Parenchym um die harten Samen haben, ein gutes Pferdefutter abgeben. Am rechten, flachen Ufer sind Anpflanzungen von Mais, Yam, Camoten (Bataten), Bananen,

Melonen und mehrere große Baumwollenpflanzungen, die eine hübsche Wolle liefern, die gereinigt zu 11 bis 12 Dollar verkauft wird. Im Orte sind mehrere rohe Baumwollenpressen. Cocospalmen kommen nicht recht fort; in einem Garten sah ich eine Phönix. Von den Dörfern, die an diesem Flusse liegen, wird Paita mit Allem versorgt, mit Wasser, Gemüse, Früchten, Geflügel und Schlachtvieh, selbst die Wäsche wird dorthin geschickt. Die Temperatur ist in Guaco viel höher als in Paita; von 17° R. des Morgens stieg sie bis 23,4° Mittags im Hause, der nasse Thermometer zeigte 18°; im Vorhause und im Schatten der Bäume, wo die vom Sande reflectirte Wärme mit einwirkte, stieg der Thermometer bis 25,3°, geschützt gegen diese, zeigte er auch im Freien 23,4°, der nasse aber 17,7° R. Der Sand hatte die Temperatur von 42,8° R. Der Fluß hatte Morgens um 8 Uhr 19,2° R., während die leicht bewegte Luft 17° hatte. Nachmittags 4 Uhr war die Temperatur des Flusses auf 24,3° gestiegen, während die Luft unter den Bäumen, gegen die Bodenwärme geschützt, 22,3°, der nasse Thermometer 17,2° zeigte.

In der Bodentemperatur fand ich gegen Paita eine namhafte Erhöhung von 2,5° R., sie war 22,7° bei 3 Fuß Tiefe im Sande.

Die Einwohner von Guaco sind meist Cholos (Halbindier), ein gutmüthiges, harmloses, aber arbeitscheues und verdummtes Geschlecht. Die Festtage, von denen diese glücklichen Phäaken nebst dem Sonntag wenigstens einen in jeder Woche haben, sind auch hier eine Hauptquelle des Vergnügens. Ich kam grade zu einem kirchlichen Feste hier an. Der viereckige Platz war mit grünen Reisern geschmückt, eben so die aus Lehm gebaute Kirche und der außerhalb derselben befindliche Glockenstuhl;

Altäre wurden im Freien errichtet, die mit Tüchern und Shawls, mit Lichtern und außer Heiligenbildern auch noch mit Puppen, wie sie unsere Nürnbergerwaarenhändler verkaufen, auf das Beste herausgeputzt waren; Musik, Böllerschüsse, feierliche Umzüge fehlen auch hier nicht. Die Nachtwächter führten eine Art Waffentanz auf, den sie Abends auf eigene Rechnung wiederholten, wobei sie mit einer Begleitung von Trommeln vor die Häuser aller wohlhabenden Leute zogen und so lange ihre kriegerische Demonstration fortsetzten, bis sie ein Geschenk erhielten.

Die Häuser bestehen meist aus Bambus und sind in derselben Weise wie die in Paita gebaut. Zum Decken dient ein Strohdach, nur einige Reiche haben den Luxus begangen, Häuser aus getrockneten Lehmziegeln zu bauen. Warum sollten sie auch mehr darauf verwenden? Ein Bambushaus ist leicht gemacht, in diesem trockenen Klima unverwüstlich und gegen Erdbeben viel sicherer. Die Lebensweise der Eingeborenen unterscheidet sich nicht wesentlich von jener der Chilenen, mit dem einzigen Unterschiede vielleicht, daß außer dem rothen Pfeffer auch noch der Knoblauch eine Hauptrolle als Gewürz spielt.

Der Fluß Chira, der viele Krokodile enthält, ist für flache Bote fahrbar und ein in Paita lebender Nordamerikaner hatte es versucht, ein großes Bot über die Sandbarre an seiner Mündung zu bringen.

Erläuterungen und Anmerkungen.

Ich fand vier Dendrocelen: Eurylepta striata, Leptoplana ophryoglena, die schöne rothe Centrostomum taenia und Prostheceros nigricornis. Nemertinen sind in dem mit Schlamm gemischten Sande zahlreich, darunter zwei neue: Borlasia unilineata, Nemertes polyophthalma.

Nicht minder reich waren die Borstenwürmer vertreten:

Eine große schwarze Trophonia, die von den Fischern als Köder benutzt wird und welche sie Barbudos nennen.

Cirratulus mit lehmgelbem oder grünem Körper, blauem und grünem Metallglanz, die Kiemen des Kopfes sind wildweiß, die übrigen roth; die Borsten an den Fußstummeln groß, schon mit freiem Auge sichtbar (Cirratulus longisetosus). Sie lieben vorzugsweise die schlammigen Ufer, wo der Sand reichlich mit verwesenden organischen Substanzen durchdrungen ist.

Im reinen Sande kommt dagegen Arenicola vor. Bei der einen ist der Vordertheil des Körpers zeisiggrün, der übrige Theil braun, die Kiemenbüschel dunkelroth. Bei einer andern ist der Körper isabellgelb mit perlgrauen Querstreifen. Außer der Farbe gleichen sie dem europäischen Arenicola piscatorum.

Aus der Familie der Nereiden war eine schwarze Nereis sehr häufig mit einem Stich in's Dunkelblaue und starkem Metallglanz; neben ihr erscheint eine grünlichbraune.

Auch das Geschlecht der Eunice war vertreten. Von Phyllodoceen fand ich eine schöne smaragdgrüne mit zeisiggrünem Rücken; bei einer andern Species mit spangrünem Bauch und smaragdgrünem

Rücken sind die Ruder grünlich, haben aber rothe Ränder wie Ph. Paretii. Die Aglaura von Paita ist bleigrau mit starkem Metallglanz wie ähnliche Formen vom Cap und aus Chili. Ich fand eine prachtvolle Glycera zwischen Purpur und Indianerroth mit einem Stich in's Blaue und eine andere von isabellgelber Farbe.

Die höheren Dorsibranchiaten waren durch Euphrosyne, Sigalion und Aphrodite vertreten; erstere ist blaßroth, mit scharlachrothen Kiemen und weißen Borsten. Sigalion hat einen lehmgelben Bauch und eben solchen Rücken, am letztern jedoch eine rosenrothe Mittellinie, die Schuppen sind rothgelb. Aphrodite erreichte in einem Exemplar eine Länge von 8 Zoll mit 2 Zoll langen goldgelben Borsten.

Auch jene merkwürdigen Annelidenformen mit blatt- oder baumförmig verästelten Fühlern, die Cephalobranchien, traf ich häufig.

Die Sandgehäuse der Terrebellen waren auf den Steinen überall angekittet, viele enthielten noch Thiere. Eine war rothweiß punktirt, auch die mennigrothen Kiemen weiß gesprenkelt, ander waren scharlachroth mit weißen Kiemen; eine Serpula war grünlichgrau mit kirschrothen Kiemen, andere braun mit weißen Streifen. An andern Orten war eine Amphitrite mit konischem Gehäuse.

Die Nudibranchien waren durch Aeolidien vertreten. Ihr Körper ist milchweiß, die Fühler sind rosenroth, die Kiemen sepiabraun, die vordern mit rosenrothen Spitzen. Akera mit dunkelkirschrothem Mantel, an den Rändern purpurfarbig, die Bauchfläche röthlichbraun, das ganze Thier mit kleinen orangegelben Flecken bedeckt, kroch häufig auf den Steinen an den Grenzen der Ebbe. Zwischen den Steinen saßen Actinien verschiedener Größe und Farbe; zehn Zoll große, der Entacmea phaeochira ähnliche, saßen neben kleinen, mit weißem, durchscheinendem Cylinder, mit orangegelben oder scharlachrothen Fühlern, welche lange Büschel von Nesselorganen durch den Mund auswarfen. In größerer Tiefe saß eine rosenrothe Gorgonia mit harter, brauner Axe und durchsichtigen, röthlichweißen Polypen mit rosenrothen Fühlern. In den Spalten der Steine saßen Sipunculus.

Eine der interessantesten Formen ist eine Holothurie von ungefähr 6 Zoll Länge und 1 Zoll Dicke; der Rücken ist rosenroth mit purpurrothen Streifen, der Bauch bläulich mit schokoladefarbigen Streifen. Um den Mund steht eine dreifache Reihe kurzer Tentakeln von bläulichweißer Grundfarbe, röthlich, purpurroth oder bräunlich punktirt. Um die äußerste Reihe stehen 10, an ihrer Spitze baumförmig verästelte Fühler, von schwefelgelber bis orangegelber und manche selbst von scharlachrother Farbe, um diese ein eingekerbter, vorstehender Hautlappen. Jede Kerbe trägt zwei kurze gelbliche, fühlerartige Fortsetzungen; die Füßchen sind cylinderförmig, die Cloakenöffnung mündet in eine kurze, vorstreckbare, scharlachrothe Röhre, die mit zwei Reihen Fühler umgeben ist. Die fünf äußern sind länger und enden mit einem Saugnapf, die fünf innern alterniren mit den vorigen, sind aber kürzer und gelblich weiß. Die große, der Sonnenrose ähnliche vielarmige Asteride (Astracanthion helianthus), die ich schon an der Küste von Chili beobachtet hatte, war um Paita der häufigste Seestern.

Viele von diesen Thieren werden von den Fischern mit Localnamen bezeichnet als: Pulpo ist die Sepia. Tibia ist Loligo. Conchas und Caracolas sind Muscheln und Schnecken. Lampas ist Pinna. Cochinito sind Holothurien, die gegessen werden, aber auch Aplysien werden so genannt. Pico und Uña ist Balanus. Estrella sind Seesterne und Risos sind Seeigel. Pecebre sind Ascidien, aber auch Anatifa und Otion. Bagras ist Silurus. Agua mala und agua malita sind Medusen.

Die Fischer erzählten mir, daß vor mehreren Jahren, bei einer hohen Fluth nach einem Nordwinde, so viele Fische an das Ufer getrieben wurden, daß sie in großen Kübeln geschöpft werden konnten. Tausende blieben am Ufer liegen und verpesteten die Luft noch nach Wochen. Einmal fand ich große rothe Flecken, die von einer ungeheuern Anzahl einer kaum $1/2$ Linie langen rothen Meduse (Cydippe) herrührten.

Ecuador.

Erstes Capitel.

Guayaquil. — Naranjal. — Paß Chalaput. — Yerba-buena. — Molleturo. — Mivir. — Caja de Quinoa.

Ich verließ Paita am 29. December und bemerkte wenige Meilen vom Festlande wieder jene rothe Färbung des Wassers in zerstreuten Flecken und Streifen, die ich schon in der Bai von Paita beobachtet und als deren Ursache ich eine kleine Cydippe erkannt hatte.

Die Küste lag im Nebel, der westliche Horizont war jedoch ganz klar. Am 30. Morgens ging ich nicht ohne Bangen auf's Deck, da ich einen Regen gefürchtet und wir bereits die regenlose Zone verlassen hatten; aber statt des gefürchteten Regens sah ich landwärts einen dicken Nebel, der später zerriß und sich in der Richtung der Cordilleren zu einzelnen kleinen Haufwolken und zu Bänken condensirte. Wir liefen bald in den Fluß ein; die untern Ufer waren noch dürrer als vor sieben Wochen, nur die Mangrovewälder prangten im üppigen Grün. Wir machten nicht mehr als drei Knoten in der Stunde, da wir die Ebbe gegen uns hatten. Es war zum dritten Male im Laufe des Jahres, daß ich mich Guayaquil näherte, aber ich entbehrte auch diesmal das Ver-

gnügen, den Chimborasso, der an heitern Tagen sichtbar sein soll, zu sehen. Nach Sonnenuntergang fielen die Anker, aber es währte noch zwei weitere Stunden, bis der Zollbeamte die Landung des Gepäcks erlaubte; es mußte natürlich im Zollhause deponirt werden. Guayaquil besitzt kein Hotel und nichts, was eine Substitution desselben wäre. Ich war daher genöthigt, die angebotene Gastfreundschaft der Herren G. und R. in Anspruch zu nehmen.

Ich war sehr erfreut, zu hören, daß noch kein Tropfen Regen gefallen war, ich also noch alle Aussicht hatte, auf das Hochland zu kommen. Eine merkwürdige Erscheinung ist die Abnahme der Regen in Guayaquil in den letzten Jahren, nicht nur an Menge, sondern auch an Dauer; sonst beginnen sie gewöhnlich im December, in der letzten Zeit erst im Januar.

Guayaquil wurde am 25. Juni 1535 von Belalcazar gegründet. Er ließ 70 Mann als Besatzung und einige 1000 Indianer des Berglandes zurück. Die letztern starben sehr bald am Fieber und die Spanier, die eine zu große Vorliebe für das Geld und die Weiber der Eingebornen bewiesen, wurden bis auf sechs in einem Ueberfall getödtet. Die Truppen, die von Quito aus abgeschickt wurden, erlitten eine Niederlage; darauf schickte Pizarro direct Truppen von Lima, die endlich nach blutigen Kämpfen mit den Eingeborenen Frieden schlossen unter der Hauptbedingung, daß sie ihnen nicht ihre Weiber nehmen. Binnen Kurzem mußte jedoch die ganze Besatzung aufbrechen, da Pizarro selbst durch Mancocapac, der Cuzco und Lima belagerte, in's Gedränge kam. Sobald er freie Hand hatte, wurde Guayaquil zum dritten Male in Besitz genommen durch Francesco Orellana 1537. Am Freiheitskampfe nahm er wenig Theil.

Die Stadt sieht während der trockenen Jahreszeit erträglich

hübsch aus, besonders der Malacon, das heißt die Häuserreihe am Ufer. Die Häuser sind groß, hoch und luftig, meist aus Bambus gebaut, einstöckig, in den Hauptstraßen jedoch zweistöckig. Sie haben, wie schon früher erwähnt, ringsumlaufende offene Galerien, welche durch ausgespannte große Vorhänge während der Mittagshitze gegen die Sonne geschützt sind und Abends und Morgens den angenehmsten Aufenthalt bieten. Die Erdgeschosse dienen in der Regel als Magazine und Verkaufsläden oder als Werkstätten; die obern Stockwerke haben meist von einander getrennte Treppen.

Die großen Wohnräume machen die spärliche Einrichtung, die oft Armuth, stets aber Mangel an Comfort und Solidität beurkundet, noch fühlbarer; die Fremden machen jedoch eine Ausnahme, die, wenn sie auch einen Theil der Landessitten adoptiren, doch bei ihren alten Gewohnheiten in der Einrichtung ihrer Häuser bleiben. Die Stadt litt früher häufig durch Feuersbrünste; gegenwärtig ist vorzüglich durch die Bemühungen des Herrn G. eine vollständige Feuerlöschordnung eingeführt worden. Die Pompiers sind aber Freiwillige und exerciren von Zeit zu Zeit des Sonntags. Spritzen und Schläuche sind vorzüglich.

Die Bevölkerung, die wegen ihres frischen Teints in Europa so oft gepriesen wurde, ist in den obern Ständen allerdings weißer als man bei der Nähe des Aequators glauben sollte, aber von einer blonden Race ist nirgends eine Spur, und blaue oder lichtgraue Augen sind so selten, daß solche Kinder immer der Gegenstand einer gewissen Verwunderung sind. Die Bevölkerung ist wenig unternehmend, deshalb sind die großen Geschäfte in fremden Händen. Die Bevölkerung wird auf 20,000 geschätzt, die Zahl der Frauen übersteigt die der Männer bedeutend, besonders der ältern Classe.

Das gelbe Fieber von 1842, welches die Bevölkerung sehr lichtete, wüthete besonders unter dem jüngern männlichen Theile, daher Männer von dreißig bis vierzig Jahren zur Zeit meines Aufenthaltes verhältnißmäßig viel seltener waren, während die entsprechende weibliche Altersclasse einen Ueberschuß nachwies.

Die Pubertät soll gewöhnlich schon mit dreizehn Jahren eintreten, und die Weiber sollen das in den Tropen unerhörte Glück haben, langsam zu verblühen. Ich glaube, daß weniger Galanterie als unvollkommene Beobachtungen im Spiele sind, daß die Neigung zur Fettleibigkeit, der Gebrauch von Schminken und andern Toilettenkünsten an diesen Illusionen einigen Antheil haben, denn Leukämie ist häufig. Das Zahnen der Kinder tritt spät ein. Die Milch schwangerer Frauen wird für tödtlich gehalten für das Kind, welches sie saugt, wie ich glaube, ein Vorwand, der erfunden wurde, um sich von dem Geschäfte des Säugens zu dispensiren.

Die Temperatur stieg im Januar häufig auf 24 ° R. im Innern der Häuser und sank Morgens nie unter 21 °. Das Klima ist ungesund, die niedrige Lage zwischen Sümpfen und Morästen, die verwesenden Stoffe im brackischen Wasser und die große Hitze wirken sehr verderblich. Hirncongestionen, biliöse und intermittirende Fieber, Dysenterie und gelbes Fieber sind hier häufiger als an manchen andern Orten unter gleicher Breite; besonders leiden die hier stationirten Truppen und die Arbeiter, die meist Halbindianer aus den Bergländern sind. Für die Truppen besteht ein Spital auf einem Hügel in einer luftigen Lage; die Säle sind hoch und gut gelüftet; die Kranken hatten hölzerne Bettstellen mit schmutzigen Matratzen und noch viel schmutzigern Betttüchern; Ruhe scheint man für ganz unnöthig

zu halten, denn vor dem Spitale machten die Trommler und Trompeter ihre Studien.

Der überwiegende Theil der Bevölkerung sind Neger und Farbige und die untern Volksclassen bestehen fast ausschließlich aus ihnen; sie sind sehr schlecht, Diebstähle, Einbrüche und selbst Mord kommen häufig vor; oft werden Drohbriefe, um Geld zu erpressen, angewendet. Mörder fanden bis vor Kurzem noch Asyle in den Häusern des Gouverneurs und in den Kirchen. Man versicherte mich von sehr glaubwürdiger Seite, daß die Behörden oft verdächtige Charaktere um sich haben oder besolden, theils zu ihrer Sicherheit, theils für eine Art Polizeidienst. Der Volkswitz hat diese Functionäre mit dem Beinamen Canonigos belegt. Zum Verbrechen kommt auch oft der Aberglaube und macht es so zu einer noch scheußlichern Brutalität; so besteht z. B. der Glaube, daß der Mord unentdeckt bleibe, wenn der Mörder das Blut seines Opfers trinkt.

Die nächste Umgebung hat eine sehr dünne Bevölkerung, obwohl der Boden an den Flüssen außerordentlich gut zu Cacaopflanzungen gelegen ist; die Besitzer ziehen es aber allgemein vor, in Dürftigkeit in Guayaquil zu leben, statt auf den Hacienden; diese werden daher schlecht bewirthschaftet; es mangelt an Arbeitern, denn oft verbergen sich die männlichen Landbewohner in den Wäldern, um der Truppenaushebung zu entgehen, deshalb ist selbst der Markt schlecht bestellt; es herrscht dort ein gewisser Zwang, da Jeder auch von Dingen etwas kaufen muß, die er nicht braucht, z. B. für einen Real Käse, wenn er für einen halben Real Bananen kaufen will.

Das Trinkwasser wird einige Meilen höher im Flusse geschöpft und auf Balsas, die mit langen Reihen irdener, unten zuckerhutförmig zugespitzter Krüge beladen sind, nach der Stadt

gebracht. In den Straßen sind zwar einige Brunnen, die das einfiltrirte Flußwasser enthalten, das nur für die Feuerspritzen gebraucht wird; es ist wie der Fluß selbst brackisch, da die Fluth noch mehrere Meilen höher hinaufreicht; in der Regenzeit soll sein Wasser trinkbar werden. Es ist sehr erfreulich, gute Badeanstalten zu finden, die auf Flößen im Flusse stehen; ein zweiter Luxus ist das Eis. Der Fluß ist in der trockenen Jahreszeit bis Babahoyo schiffbar, sonst bis Savaneta. Die Straßen sind gepflastert und werden in Nächten ohne Mondschein erleuchtet. Die Hauptstraße ist der Malacon, der sich am Flusse hinabzieht und in welchem viele der großen Kaufläden sich befinden. Es sind einige Kirchen vorhanden, deren niedrige Thürme mit Galerien, die terrassenförmig über einander liegen, umgeben sind wie chinesische Tempel, aber auch sie sind nur aus Bambus und Lehm gebaut. Im Innern sind sie mit einer Menge spanischer Flaggen und Draperien von denselben Farben (roth und gelb) decorirt. Die Vorliebe für Gelb scheint überhaupt groß zu sein, denn die meisten hölzernen Statuen der Heiligen sind entweder in helles Gelb gekleidet oder mit dieser Farbe angestrichen. Auf den Altären stehen zum Schmucke, außer den großen Heiligen, noch allerhand kleine Porzellanfiguren, wie wir sie auf die Ofengesimse stellen. Außer diesen europäischen Fabricaten sind auch noch plastische Darstellungen von einheimischen Künstlern vorhanden, z. B. Figuren, die zu einer Falkenbeize gehören, wo aber die Dame im bunten Reitkleide statt eines Falken einen Kanarienvogel in der Hand hält, und zwei Nacimientos, die im südlichen Deutschland unter dem Namen Krippe bekannt sind. Es ist die Geburt Christi, die Anbetung der Hirten und der Besuch der drei Könige mit dem großen Kometen aus dem Morgenlande. Solche Nacimientos waren auch in den Häusern

oft mit den sonderbarsten Zugaben; so war in einem neben dem Nacimiento die Belagerung von Sebastopol. Die Kirchen wurden während des Gottesdienstes außer den Wachslichtern mit Treppen- und Schiffslaternen beleuchtet; abgebrochene Wein- und Liqueurgläser dienen zu kleinern Lampen und sind mit buntem und vergoldetem Papier überklebt; der abgebrochene untere Theil wird dann häufig oben als Deckel aufgesetzt oder an Fäden aufgehängt. Niemand wird hier den Katholicismus der Pracht und des Reichthums beschuldigen.

Neben dieser eben beschriebenen Kirche ist auch ein Kloster; nichts ist bezeichnender als die Aufschrift und die Malerei über dem Thore, welche zwei Mönche, die verschiedenen Orden angehören, einen im grünen, den andern im blauen Ordenskleide darstellt, die mit ausgebreiteten Armen auf einander zueilen, um sich zu umarmen und darunter der lateinische Gassenhauer: Ecce quam bonum, bonum et jucundum habitare fratres etc.

Am 6. Januar war ein Volks- und Kirchenfest, die heiligen drei Könige hielten einen feierlichen Umzug; zwei hohe Officiere der Armee in blauen Uniformen mit schweren Epauletten und Federhüten machten den morgenländischen Majestäten die Honneurs und ritten vor ihnen; auch die gekrönten Häupter waren zu Pferde in einem fast neugriechischen Costume, über welches sie jedoch altspanische Mäntel und auf dem Haupte Kronen aus vergoldeter Pappe trugen. Der schwarze und der braune waren in natürlichen Farben, was bei dem Ueberfluß an Farbigen in Guayaquil leicht ausführbar ist; der Weiße war jedoch von etwas zweideutiger Hautfarbe und daher weiß geschminkt worden. Hinter den Königen folgte eine Musikbande und einige Neger als rothe Husaren costumirt zu Fuß mit Schleppsäbeln, ungeheuern Sporen und Kalpaks, die letzten aus auffallend steifem, vielleicht demselben

verdächtigen Material wie die Kronen der Majestäten; es ist die Galauniform eines Theils der ecuatorianischen Reiterei; einige Soldaten in Fracks aus blauem Tuch oder grauem Zwilch, Hosen aus Segelleinwand mit bloßen Füßen und rostigen Waffen schienen mehr als Zuschauer zu folgen. Eine Menge Volk begleitete den Aufzug. Processionen sind in Guayaquil alltäglich, da die Ertheilung der Sterbesacramente immer Gelegenheit dazu gibt; nach dem Wohlstande richten sich dann die verschiedenen Grade der Feierlichkeit, je nachdem nur ein oder mehrere Priester mit einem großen Sonnenschirm oder Baldachin kommen. Gewöhnlich werden einige Violinspieler und Sänger, oft aber eine ganze Musikbande dazu aufgenommen, die schon aus der Ferne dem Sterbenden den Act verkünden; oft geht auch ein ganzer Zug Soldaten mit.

Die Begräbnisse sind immer Abends, ich glaube hauptsächlich wegen der Kühle; Musik und eine große Menge Laternen fehlen nie dabei. Die Leichen kleiner Kinder heißen Angelitos und werden mit besonderer Feierlichkeit auf schönen kleinen Betten mit Blumen bekränzt ausgesetzt, das Volk strömt ihnen schaarenweise zu, da der Besuch einer solchen Kinderleiche entweder für verdienstlich oder gewinnbringend für das Seelenheil des Besuchers gehalten wird. Dieses Vergnügen geht in Guayaquil nie aus, da die Zahl der Geburten und der Sterbefälle unter den Kindern ungleich größer ist als an irgend einem andern Orte.

Guayaquil hat den größten Theil des Handels von Ecuador in seinen Händen, da es der einzige Seehafen ist, der eine gesicherte Communication mit dem Hochlande hat. Die Hauptausfuhren sind: Cacao, Panamahüte, Taback und Chinarinde, die letztere besonders von Cuenca, etwas Kautschuk, Bauholz, Tamarinden, Häute, Hängematten; das meiste wurde durch Ham-

burger Schiffe ausgeführt.[1]) Die Cacaoernten kommen in Boten die Flüsse herab nach Guayaquil, wo sie häufig noch sortirt, selbst oft erst enthülst werden müssen.

Für die eingeführten Artikel müssen den Kaufleuten im Innern lange Credite zugestanden werden und viel geht mit schlechten Schulden verloren. Die landesüblichen Münzen sind Goldunzen und ihre Bruchtheile, der Silberpeso und Silberscheidemünze. Alle Silbermünzen sind stark mit Kupfer legirt; daher werden Gold oder die fremden Münzen nur gegen Agio umgewechselt. Die Scheidemünze ist häufig beschnitten oder durchlöchert; Kupfergeld existirte noch nicht.

Die Stadt hat keine Vergnügungen, keinen öffentlichen Garten, keinen Spaziergang außer den Straßen, keine Theater, keine Concerte, dafür aber Abendgesellschaften (Tertulias); Tanz und trotz des heißen und ungesunden Klimas müssen auch Essen und Trinken als Entschädigung dienen.

Guayaquil ist der Sitz eines Bischofs (seit 1837). Obwohl dem Namen nach zwei Collegios bestehen, sieht es doch mit dem Schulunterricht recht kläglich aus. Zur Zeit meiner Anwesenheit fehlte es auch an Aerzten.

Die Untersuchung mikroskopischer Thierformen lieferte nur wenig Neues: Mehrere Arten von Vorticellen, Amphileptus, Actinophrys, Bursaria, im brackischen Wasser ein gelbes, leuchtendes Glenodinium, Distomen-Larven und Polyarthra.

Nachdem ich mich mit Sattelzeug und andern nothwendigen Dingen versorgt hatte, um eine Reise nach dem Innern antreten und im Nothfalle auch bivuakiren zu können, ging ich in einem der landesüblichen Bote nach Naranjal. Diese Bote heißen Chartena; sie haben ein Deck aus beweglichen Brettern und darüber ein Dach, dieses aber nur am Hintertheile; das Vordertheil ist

frei und auf ihm befindet sich die Küche. Der Botsmann ging mit eintretender Ebbe ab; mit ihr und der Strömung des Flusses legten wir bis 6 Uhr eine große Strecke zurück. Der Fluß sah fast graubraun aus, und es erforderte ein scharfes Nachsehen, um die zahlreichen im Flußbett festgerammten oder flottirenden Baumstämme auszunehmen.

Um 6 Uhr legten wir an einer geschützten Stelle uns vor Anker, da gegen die eintretende Fluth nur ein langsames Fortkommen möglich gewesen wäre. Am Bord ruhte Alles, und in der allgemeinen Stille war jede nächtliche Vogelstimme im Walde hörbar, so wie die Explosionen des Sangai, die man in kurzen Pausen deutlich herüber hörte; bald glichen sie dem länger rollenden Donner; bald den Detonationen schweren Geschützes. Nach Mitternacht, als wieder Ebbe eintrat, wurde der Anker aus dem halbflüssigen Schlamm gehoben und mit ihr trieb das Bot bis zur Mündung des Naranjal. Dort wurde die Fluth abgewartet, die uns ohne Schwierigkeiten in diesen Nebenfluß hineintrieb. Am untern Laufe dieses Flusses ziehen sich noch die Rhizophorenwälder hin, die in der Nähe aussehen als stände jeder Baum auf vielen Füßen. Diese 1 — 2 Zoll dicken, hoch abgehenden, bogenförmigen Wurzeln, die aus der Entfernung oft wie ein Gitter aussehen, garantiren dem Baume seine Stabilität im flüssigen Schlamm und lassen große Räume zwischen sich, durch welche die Fluth bricht. Zur Zeit der Fluth erhebt sich jeder Baum wie eine kleine grüne Insel aus dem Wasser, da der Boden weit landein unter Wasser gesetzt wird. Die Saamen keimen schon am mütterlichen Baume selbst, denn sie würden im brackischen Wasser verwesen, statt zu keimen. Die Bäume sind hoch und schlank, die Kronen luftig und die Lederblätter von dunkelstem Grün; die Stämme liefern Bau- und

Brennholz, das leicht und gut brennt. Austern hängen an den Wurzeln und große Krabben laufen und kriechen unter ihnen durch. Weiße und braune Reiher, Sandpfeifer und Stelzenläufer waten und laufen in großer Zahl überall herum; Eichhörnchen ziehen bis nahe an den Strand und sind zahlreich; zwischen dem Geschrei der Vögel hört man von Zeit zu Zeit ein Plätschern, das von Krokodilen herrührt, die Einen ziemlich nahe herankommen lassen, aber aufgescheucht schnell das Wasser suchen. Diese scheußlichen Lurche liegen träge im Schlamme des Ufers, der graugrüne, mit Schlamm bedeckte Schuppenpanzer gleicht oft aus der Entfernung einem Baumstamm; wenn das Thier liegt oder langsam im tiefen Schlamme kriecht, schleppt es den Bauch fast auf dem Boden, plötzlich aufgescheucht, läuft es aber ziemlich schnell und erscheint dann viel höher, indem die Füße mehr nach einwärts gekehrt und der Rücken schwach gekrümmt wird. Ich war erstaunt über die Menge dieser Thiere, die theils am Ufer lagen, theils im Flusse schwammen, wobei sie nur die Schnauze über dem Wasser halten. An einigen Orten dringen sie selbst bis zu den Wohnstätten der Menschen; nicht nur Hausthiere werden von ihnen ersäuft, sondern oft auch Menschen. Hier passen sie ganz zur Scenerie und steigern den finstern Charakter des Mangrovewaldes mit seiner heißen, feuchten und von fauler Ausdünstung überladenen Luft bis zur Unheimlichkeit.

Höher hinauf im Naranjal vermindert sich mit dem Mangrovewald das braune, dickflüssige Wasser, oder erscheint nur inselartig in der Hauptmasse; höher aufwärts verschwindet es ganz, und wo die Einwirkung der Fluthbewegung aufhört, ist der Fluß klar; von da an verschwinden aber auch die Rhizophorenwälder und machen einer mannigfaltigen Baumvegetation Platz, die so tief gesättigt grün ist, daß sie schon in einer Ent-

fernung von 200 Schritt dunkel erscheint. Wo der Fluß sich ausbreitet, sind die Ufer mit Schilf bekleidet, mit einer großen Typha und einem hohen Grase mit scheinbar fächerartigen Blättern und hohen schlanken Blüthenrispen. Gegen 11 Uhr hielt das Bot an einer Gruppe von Hütten, wie sie im Tieflande von Guayaquil gewöhnlich sind: ein auf allen Seiten offener, auf hohen Pfählen stehender Bau, zu dem man auf Leitern steigt; unten treiben sich die Schweine herum. Dieses Bauen auf Pfählen ist hier eine Nothwendigkeit, da in der Regenzeit die Flüsse austreten und der Boden am Ufer oft mehrere Fuß hoch unter Wasser steht. Etwas entfernt von diesen Hütten, die theils von Botleuten, theils von Maulthiertreibern bewohnt sind, steht auf mäßiger Erhöhung über dem Boden ein ziemlich leicht aber hübsch gebautes Haus aus Bambus und Brettern, welches von dem Spediteur bewohnt wird; denn hier mündet der Weg ein, der nach dem Hochlande führt, das südlich von dem Querjoche des Assuay liegt. Da hier weder Pferde noch Maulthiere zu bekommen waren, mußte ich einige Tage müßig zubringen. Ich fand die höchste Bodentemperatur 23° R. Am nächsten Morgen war der Himmel mit großen, grauen, einfachen und geschichteten Haufwolken bedeckt. Es drohte Regen; später fiel ein feiner Nebel und die Luft wurde wieder klar. Ich bekam endlich ein Maulthier zum Reiten, mußte aber mein Gepäck, welches der Spediteur nachzusenden versprach, zurücklassen. Ein Arriero, der schon früher von zwei Nordamerikanern engagirt worden war, hatte mir ein widerspänstiges Thier gegeben, das mich gleich beim ersten Versuche, es zu spornen, abwarf; ich kam mit einigen kleinen Contusionen davon.

Nach einem Ritt von einer halben Stunde erreichte ich den Ort Naranjal, ein auf Pfählen gebautes Dorf mit bei-

läufig 200 Einwohnern. Da meine kleinen Mundvorräthe durch die Verzögerung geschmolzen waren, wollte ich hier welche kaufen, konnte aber nur einige kleine Brote, ein halbes Dutzend geräucherte Bananen und Orangen bekommen; denn obwohl der Ort von den letztern den Namen hat, ist die Umgebung nichts weniger als ein Orangenhain. Gleich hinter dem Orte beginnt der Wald; es ist ein Wechsel von verschiedenen hohen Bäumen, viele entlaubte Bombaceen, Dillenien, Euphorbien, Asclepiadeen, Leguminosen und kletternde Smilaceen, aber nur selten sah ich eine Palme. Schon nach einer halben Stunde begann der Boden sich allmälig zu erheben und mit der zunehmenden Höhe wurde auch der Wald schöner und üppiger, an den Bächen war das Laubdach so dicht, daß das Blau des Himmels nicht mehr durchblickte; aber es gelangt so viel reflectirtes Licht auf den Boden, um den Lebensproceß einer kräftigen Unterholzvegetation anzuregen. Von Pflanzen bühten nur wenige Formen; Laurineen, Leguminosen, Croton, Rubiaceen und Ficusarten bildeten einen Theil des Waldbestandes; von Schlinggewächsen fand ich Peperomia und Convolvulus. Ich sah keine Vögel außer einer einzigen großen Eule. Die Leute wollten eine geschützte Localität in einer Höhle am Flusse erreichen, um dort zu übernachten; der Sonnenuntergang und ein leichter Regen überraschten uns jedoch viel früher und nöthigten uns, ein Lager zu machen; aus Baumzweigen und Farrenwedeln wurde eine Art Dach improvisirt, unter welches ich kroch. Ich hatte eine sehr üble Nacht, denn meine Contusionen schmerzten mich sehr und eine Menge kleiner Stechfliegen peinigten mich die ganze Nacht; ich hätte leider mit meinem Gepäck auch meinen Mosquitovorhang zurückgelassen, der mir so gute Dienste in Ceylon und Jamaica geleistet hatte. Nach der Verwundung bleiben kleine, kreisrunde, scharf um-

schriebene Stellen zurück, welche sehr schmerzen und erst nach mehreren Tagen vergehen. Die Eingebornen nennen sie Tintoretto.

Am andern Morgen bestand mein Frühstück in einer Banane und einem Stück Brot. Durch Wald, über steile Sandsteinberge, durch Flüsse und versumpfte Thäler ging es auf und nieder. Eine wirklich fürchterliche Stelle ist der Chalaput, es ist eher eine Wand als ein Berg mit sehr steiler Böschung, am Fuße mit knietiefem Koth. Der Weg, den ursprünglich ein Gießbach vorgezeichnet zu haben scheint, ist stellenweise so abschüssig, daß man sich an das Strauchwerk oder die Baumstämme anklammern muß, um in die Höhe zu kommen. An den schroffsten Stellen ragt der nackte Sandstein hervor, wo aber die Dammerde einigen Halt hat, ist eine üppige Vegetation. Ich fand hier einen jener großen Regenwürmer, die in den Tropen beider Hemisphären vorkommen; es ist aber nicht Megascolex, sondern Hypogäon.

Zwei Stunden dauerte das Aufwärtssteigen und Klimmen, während dem ich nicht das Geringste beobachten konnte, denn meine ganze Aufmerksamkeit wurde durch den halsbrecherischen Pfad in Anspruch genommen; wie hier die schwer beladenen Maulthiere hinaufkommen, ist mir ein Räthsel, ich begreife aber viel leichter, daß ein beladener Maulthierzug zehn bis vierzehn Tage braucht, um nach Cuenca zu kommen. Auf der Höhe dieses Rückens angelangt, athmete ich jedoch die kühle, feuchte Waldluft und fand im Vergleich mit dem Ueberstandenen alles Folgende leicht wie ein Kinderspiel. Der Weg zog sich fortwährend durch Wälder und über Flüsse, an denen Fuchsien, Salvien und Calceolarien blühten. Ich kam sanft ansteigend in südöstlicher Richtung bis zum Tambo Yerba buena, ein einzelnes

Gehöft, das als Herberge dient. Der Ort liegt schon bedeutend hoch; das Mittel von vier Messungen ergab 8362 Fuß, die Bodentemperatur 9,5° R. Ueppig grüne, saftige Grasfluren wechseln mit Wald. Ich fand die Temperatur mehr als erfrischend, die Luft hatte Nachmittags 3½ Uhr 11° und am nächsten Morgen war sie auf 8,5° R. gesunken. Dichte Nebel zogen über die Berge und hüllten manchmal alle Gegenstände ein; gegen Abend war das Feuer mehr als angenehm, es war Bedürfniß.

Am nächsten Morgen setzte ich meinen Weg durch die Bergwälder fort. Hochstämmige Laurineen waren an den Gehängen die vorwaltenden Bäume, aber die Kämme waren mit strauchartiger Vegetation von Escallonien von der Tracht unserer Heidelbeeren und Melastomen bedeckt; dazwischen stand die steife Form der Chuquiragua, eines bis drei Fuß hohen ästigen Strauches mit lederartigen, glänzenden, ovalen Blättern, die so dicht gedrängt stehen, daß sie sich decken; ihre Blattspitze endet in einem kleinen Stachel; einige trugen rothe Blüthen, während von andern die gefiederten Samenkronen weithin flogen. Der Morgen war neblig und kühl, aber für den Reisenden angenehm; die Sonne brach manchmal durch die Wolken und dann sahen die Wälder in dem Wechsel von Licht und Wolkenschatten noch viel malerischer aus. Ich stieg von den Höhen in das freundliche Thal von Molleturo hinunter, das in der Mitte seiner Felder und Wiesen liegt. Der Pfarrer ist der einzige Weiße des Ortes, alle Bewohner, den Alcalde inbegriffen, sind Halbindianer, welche die Quichuasprache sprechen und kein Wort Spanisch verstehen. Die Höhe ist 7680 Pariser Fuß. Die Luft hatte um 11 Uhr 11,4° R., der nasse Thermometer 10,8°. Von hier stieg ich wieder bergan durch die Wälder bis 4 Uhr

Nachmittags, zu welcher Zeit ich einen einsam gelegenen Tambo fand; da die Leute eine Kartoffelsuppe und gekochten Mais grade bereiteten, so nahm ich hier ein Mittag- und Abendessen zugleich ein und ritt an demselben Abend durch die Strauchregion von Escallonien und Rhexien bis nach Mivir. Dies ist ein aufgelassener Hato (ein Viehhof); ein Theil des ehemaligen Wohnhauses stand offen, nur ein Zimmer war versperrt, welches das geringe Mobiliar enthielt. Es war empfindlich kalt, schon bei Sonnenuntergang war der Thermometer auf 6,6° R. gesunken. Die Luft war ungemein feucht, der nasse Thermometer stand auf 6,4°. Es war wenig Strauchwerk zu finden und ich konnte deshalb nur ein spärliches Feuer machen. Mivir liegt über 10,800 Fuß hoch. Die Temperatur war Morgens bis auf 3,8° gesunken, der Himmel war rein, die Luft vollkommen durchsichtig und ziemlich trocken, aber der nasse Thermometer stand auf 2,2° R.; die Temperatur des Baches hatte 5,5°. Es war wenig verlockend, sich im Freien in der kalten Luft zu waschen und mein Führer that Alles, mich davon abzuhalten, mir betheuernd, wie ungesund alle Abwaschungen während einer Reise seien. Ich hatte nichts zu essen, setzte aber meinen Weg mit leichtem Herzen und noch leichterm Magen fort, denn der Himmel war klar und wolkenlos und der Weg gut.

Ich erreichte schon ein Viertel vor 9 die Höhe des Passes der Caja de Quinoa. Die mittlere Höhe meiner Messungen gibt 12,885 Fuß. Die Vegetation ringsum bestand aus Gräsern und an den tiefern, geschützten Stellen aus großen mir unbekannten Vellosien (?) oder agaveartigen Pflanzen mit dicken Stämmen, welche die Eingeborenen Yucca brava nannten. Viele trugen Brandspuren und einige waren ganz verkohlt, da die Gräser oft niedergebrannt werden, um die Weide zu verbessern.

Am Flusse des Passes liegen zwei Quellseen von geringem Umfang mit klarem Wasser. Die einzigen Organismen, die ich darin fand, waren Cyklops mit parasitischen, kurz gestielten Vorticellen.

In geringer Entfernung führt ein zweiter Paß, der von Surucocha (Binsensee), über das Randgebirge. Es ist einer der alten Indianerwege, die vor der Zeit der Conquista die Hauptcommunication zwischen den Bergen und den Aequatorialniederlanden bildeten. Er soll kürzer sein, da er aber an einer Stelle moorig ist, wird er von den Arrieros nicht begangen, deren Lastthiere tief einsinken. Die Aussicht aus der Caja de Quinoa ist sehr beschränkt. Ich bestieg einen der kleinen abgerundeten Hügel des einsamen Paramo in der Hoffnung, eine größere Fernsicht zu gewinnen, aber jede Aussicht war durch das Nebelmeer zu meinen Füßen, das alle niedrigen Berge verdeckte, gehindert.

Von nun an ging es bergab nach dem Hochlande von Cuenca. Der Weg wand sich einem kleinen Bach entlang, der bei jeder neuen Wendung neue kleine Wasserfäden erhielt; die Grasflur hat denselben Charakter der Eintönigkeit wie auf der andern Seite, die Farbe ist ein monotones, bräunliches Grün, hier und da durch das dunklere Braun der Grasrispen unterbrochen. Die Gräser sind bis 3 Fuß hoch, ihre Blätter rauh und hart. In 11,460 Fuß Höhe liegt wieder eine jener Herbergen, die schon von den Incas gegründet wurden, der Tambo de Quinoa. Der Tambero (Wirth) übte Hospitalität an mir und bewirthete mich für einen halben Real ($2\frac{1}{2}$ Silbergroschen) auf das Glänzendste mit geröstetem Gerstenmehl und Kartoffeln, die in Wasser mit etwas Salz, Käse und rothem Pfeffer gekocht waren. Ich fand seine Küche, obwohl die hölzernen Löffel

und Schüsseln im höchsten Grade unrein waren, gut und schmackhaft, denn mein Appetit war bis zum Heißhunger durch das unfreiwillige Fasten und die Bewegung in der kühlen Luft gestiegen.

Ich war um 11 Uhr Morgens dort eingetroffen und fand die Luft 12,1° R., den nassen Thermometer 5,8° R. Um den Tambo liegt ein kleines Gehölz; es sind knorrige, bei 20 Fuß hohe Bäume mit röthlicher Borke und grauen Blättern. In Farbe und Belaubung erinnerten sie mich sehr an Proteaceen; einzelne Exemplare ziehen sich noch höher hinauf.

Die Indianer, die in Gruppen um und in dem Hause lagerten, charakterisirten sich durch die kurze Stirn, viereckige Gesichter mit starken Backenknochen, schmale, ausdruckslose Augen, schwarzes, steifes, fast drahtförmiges Haar; sie waren von Mittelgröße und die Männer trugen Hemden und Beinkleider aus Baumwolle und darüber den Poncho. Die Bewohner hockten an dem Feuer; die Knie, bis an das Kinn gezogen, wurden von den Händen umklammert; eine alte Indianerin machte eine Ausnahme, welche einem Knaben die Läuse auf dem Kopfe suchte und mit den Zähnen knackte. In einem neuen Reisewerke wird mit viel Erstaunen erzählt, daß Bewohner des Hochlandes ihre Kartoffeln in dem Wasser kochten, in dem sie früher ihre Hände gewaschen hatten; in einem Tambo hat man so etwas nicht zu fürchten, da ein Tambero sich niemals wäscht.

Der Weg folgt nun dem schon zum Fluß gewordenen Bach; die Grasfluren wechseln mit Gebüsch oder Wald und einzelne zerstreute Ansiedlungen beginnen. Ich war an einer Stelle abgestiegen, um mich einiger Insecten zu versichern, hatte aber darüber meinen Führer verloren. Da ich den Fluß vor mir hatte und es noch nicht spät war, so hoffte ich, auch ohne ihn Cuenca zu erreichen, wo ich nach manchen Umwegen und noch häufigern

Fragen endlich auch anlangte zum Erstaunen meines Führers, der erst zwei Stunden später eintraf.

Herr G. hatte mich an Don Carlos D. bereits früher empfohlen und dieser erwartete mich auch schon seit mehreren Tagen. Ich fand die freundlichste Aufnahme und verlebte mit ihm in der Erwartung meines Gepäcks einige sehr müßige aber höchst angenehme Tage.

Zweites Capitel.

Cuenca.

Cuenca, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, liegt am Flusse Matadero, im Mittel von sieben berechneten Messungen 8030 Fuß hoch, die Bodentemperatur ist 12,2° R. Die nächsten Flüsse sind: der Januncai, der Tarqui, Monai und Machangara. Der Fluß Matadero hat seinen Namen (den des Todtschlägers) deshalb erhalten, weil sein Wasser ungesund sein soll. Ich finde keine Schuld an ihm; er ist ein klarer kalter Bergstrom, dem ich von der Caja aus gefolgt bin und der noch in Cuenca ein so starkes Gefälle hat, um ohne künstliche Nachhilfe einige Getreidemühlen zu treiben. Von ihm und seinen Zuflüssen gehen oberhalb der Stadt Canäle ab (Azequias), welche durch die Straßen, die mit großen Geschieben aus dem Flusse gepflastert sind, fließen und die Einwohner nicht nur mit dem nöthigen Wasser für den häuslichen Gebrauch, sondern auch die hinter den Häusern liegenden Gärten versehen. Dies ist nicht nur bequem, sondern befördert auch die Reinlichkeit und gibt nebenbei dem ganzen Orte ein Aussehen von ländlicher Frische. Daß dabei die niedrigen Stadttheile oft ein mit organischen Stoffen überladenes Wasser erhalten, ist eine natürliche

Folge; das Trinkwasser wird daher immer erst geschöpft, wenn es schon einige Zeit fließt.

Die Stadt hat einen großen viereckigen Hauptplatz, große, lange und ziemlich breite Straßen, die sich aber unter rechten Winkeln kreuzen, so daß die Häuser in gleich großen Vierecken (Quadra oder Manzana) gruppirt sind; das gibt der Stadt das Aussehen einer großen Regelmäßigkeit, aber auch viel Einförmigkeit, da die Bauart, der Anstrich und in der Mehrzahl auch das Alter dasselbe ist. Auf dem Platze ist das Consistorial- und das Regierungsgebäude zur Seite mit dem Gefängniß, von dem gerühmt wird, daß es das einzig gesunde der ganzen Republik sei. Die Häuser sind ebenerdig oder haben ein Stockwerk, an dem ein oder mehrere hölzerne Balcone angebracht sind. Das allgemeine Baumaterial ist die Adoba, große, ungebrannte Ziegel; hier und da sind jedoch Bruchsteine in den Fundamenten verwendet und an mehreren Häusern sind keilförmige, glatte Steine, die von Bauten aus der Vorzeit der Incaherrschaft herrühren sollen, eingemauert. Wie die alten Steinmetze ohne Stahl harte Porphyre so glatt meißeln konnten, ist gegenwärtig ein Räthsel. Einige Trümmer einer alten Brücke existirten in der Nähe. Die Stadt, welche zur Zeit der Incas hier stand, hieß Tomebamba, das heißt die Ebene der Streitaxt. Die Mauern der Häuser sind 3 bis 4 Fuß dick; alle Häuser haben im Innern einen viereckigen Hof, der mit kleinen Geschieben gepflastert ist; vom Hof aus sind die Eingänge in die ebenerdigen Zimmer, um das erste Stockwerk führt innen eine hölzerne Galerie. Die Flur der Zimmer ist entweder bloß die gestampfte Erde, oder in den bessern Häusern mit groben Matten belegt. Die Decken der Zimmer bestehen entweder aus rohen Balken, oder es sind Schilf und gespaltenes Bambusrohr darübergelegt. Fast alle

Häuser sind weiß getüncht, meist mit Gips; Kalk ist selten, wie an so vielen andern Orten in den Anden. Der einzige Kalksteinbruch ist fünf Leguas von Cuenca. Auffallend ist in allen Häusern die große Anzahl von Thüren und die geringe Zahl der Fenster. Die Küchen sind an der Rückseite des Hofes, haben aber keine Schornsteine; über dem niedrigen, aus Lehm gebauten Herde ist eine Oeffnung im Dach, die Cuslihutku, ein indianisches Wort aus Cusli, Rauch und hutku, Oeffnung, und in der ganzen Stadt ist nur ein Schornstein, jener der Branntweinbrennerei, die ein Franzose kürzlich eingerichtet hat. Die Dächer bestehen aus gebrannten Ziegeln, die auf einem Gerüst leichter Balken und einem Rohrgeflecht ruhen. Die Möbel sind höchst einfach und nach unsern Begriffen armselig; bequeme Bettstellen, Matratzen aus Baumwolle, Schränke und Tische sind Luxusartikel der Reichen, aber auch bei diesen findet man oft nur ein anständiges Bett und die Bewohner schlafen auf Bänken oder Tischen, worüber Satteldecken, Ponchos und Mäntel ausgebreitet werden. Hinter dem Hause ist der Corral, ein viereckiger, mit einer Mauer umgebener Platz, der oft Garten, Abtritt, Rumpelkammer, Schweinestall und, wenn die Pferde nicht auf der Weide sind, auch Pferdestall ist.

Die öffentlichen Gebäude sind ohne architektonischen Werth, von zehn oder elf Kirchen ist nur eine, die ehemalige Jesuitenkirche, aus gebrannten Ziegeln gebaut und die Thürme einer andern Kirche sind aus Bruchsteinen aufgeführt; die übrigen sind aus Lehm, der für das Land das beste Material ist, denn die dicken Lehmmauern leiden bei Erdbeben viel weniger. Ich sah dies zur Zeit meiner Anwesenheit, wo die beiden ersten Kirchen einstürzten, während die andern und die Wohnhäuser nur geringen Schaden erlitten und in diesen kein Menschenleben

zu Grunde ging. Straßenbeleuchtung ist noch ganz unbekannt, aber auch kein gefühltes Bedürfniß, da nach der Oracion (dem Abendgottesdienst) selten Jemand das Haus verläßt.

Die Stadt hat einen Spaziergang am Flusse, aber noch ohne Bäume, während im übrigen Südamerika die Alameda der Sammelplatz eines Theils der Bevölkerung ist und mit einem gewissen Stolz den Fremden gezeigt wird. Ueber den Fluß Matadero führen zwei steinerne Brücken, welche die eigentliche Stadt mit dem Ejido oder Elijido, eine Art Indianervorstadt, verbinden. Der Ejido liegt tiefer als die eigentliche Stadt und bietet durch seine Häuser, zwischen denen grüne Felder und Gärten liegen, einen freundlichen Anblick.

Die ganze Umgebung ist bebaut, fast jeder Indianer und selbst der Handwerker in der Stadt haben eine kleine Chacra oder einen Fleck Erde, der mit einem losen Steinwall, einer Lehmmauer oder mit Hecken umgeben ist. Die steilen oder steinigen Seiten der Hügel haben eine sehr dürftige, strauchartige Vegetation und große Flächen sind fast ausschließlich mit einem gelbblühenden Spartium bedeckt; manche Sträucher waren mit einer schönen scharlachrothen Tacsonia überwoben.

Die Zahl der Einwohner wird auf 10,000 und mit dem Ejido und der Umgebung auf 20,000 geschätzt. Die ehemaligen Standesunterschiede sind nicht besonders schroff, da es seit der Republik keine Nobles und Hidalgos mehr gibt; aber man zieht noch immer eine Grenze zwischen der Gente distinguida und Gente de pueblo, die sich auch in der Kleidung ausspricht und Señor ist ziemlich Jeder, der Stiefel trägt. Die Mehrzahl der Bewohner sind Mestizen, bei welchen der Indianertypus bald mehr, bald weniger vorsticht. Ich fand einen Albino unter ihnen mit hellblauen Augen, weißer Haut und weißen Haaren.

Die Minderzahl bilden die unvermischten Nachkommen der Spanier, gegenwärtig die einzige Aristokratie; sie bilden einen schönen Menschenschlag, besonders die Frauen, deren frische Hautfarbe oft das reinste Weiß und Roth ist; in dem gemäßigten Klima erhalten sie ihre Schönheit lange. Ich muß beide Geschlechter gegen die Vorwürfe Caldas' in Schutz nehmen, der sehr unglückliche Erfahrungen gemacht haben mag, daß er den Charakter der Bewohner, die er Morlacos hieß, in Schatten stellte. Ich verkehrte in der kurzen Zeit mit einem großen Theil der Einwohner und habe weder ihre natürlichen Geistes- und Gemüthsanlagen, noch ihre Bildung niedriger gefunden, als in andern hispanoamerikanischen Städten. Die geistige Bildung steht allerdings sehr tief, trotz der Universität und der vielen Doctoren, die hier zu Dutzenden herumlaufen. Jene ist in dem ehemaligen Jesuitencollegium und besoldet aus ihren geringen Revenuen, die von einem Comitee verwaltet werden, sechs Professoren (Catedraticos); von diesen lehren zwei Latein, obwohl nur einer den Horaz lesen kann; einer Mathematik, einer Rechte, einer Theologie und einer Medicin; ihr Gehalt ist 300 Pesos jährlich. Wie encyklopädisch seicht die Wissenschaften hier getrieben werden, ließe sich schon aus dem Personalstand schließen, wenn man auch nicht die Doctoren näher betrachten wollte. Ich war wie versteinert vor Erstaunen, wenn ich die Doctoren fragen hörte, wie weit Frankreich und Deutschland von Europa oder London von England sei; ob wir unsere Feldarbeiten in Europa auch durch Indianer vornehmen lassen; oder wenn ich von Doctoren der Theologie gefragt wurde, wie die Protestanten sich von den Katholiken unterscheiden, oder warum man aufgehört habe, sie im katholischen Europa zu verbrennen. Die einen bewundern die Franzosen wegen ihrer Bildung, die andern wegen der vielen

Heiligen; Fragen um den Papst oder um Rom sind sehr häufig in allen Schichten der Bevölkerung. Ein Blick auf die literarischen Bedürfnisse gibt gewiß einen guten Anhaltspunkt für den Stand der Civilisation; ich besuchte daher einen Kaufmann, einen Halbindianer, welcher neben europäischen Manufacturen auch Bücher importirte. Es sind meist in Paris aufgelegte spanische Nachdrucke oder Uebersetzungen aus dem Französischen; der vorwaltende Theil waren Gebet- und Erbauungsbücher, Legenden der Heiligen und dergleichen, der Rest französische Romanliteratur. Ein großer Theil stand aber auf dem Index der verbotenen Bücher, welchen der Kaufmann vom bischöflichen Ordinariat erhält; unter diesen waren nicht nur viele populäre Werke über Naturwissenschaften, welche das bischöfliche Ordinariat wie auch anderwärts in großer Entfernung vom Aequator als gefährlich für das Seelenheil betrachtet, sondern auch vieles höchst Harmloses, zum Beispiel Paul und Virginie. Der Klerus ist zahlreich, thut aber nichts, als die weiße Bevölkerung in der Ignoranz und in hochmüthigem Fanatismus, und die Indianer in alter Unterwürfigkeit zu erhalten. Sie waren hier ein wahrer Hemmschuh, zahlreich, intriguirend und unwissend wie nirgend; dazu gesellt sich ein gewisser Grad von Brutalität und selbst Grausamkeit in ihrer Wirksamkeit als Landpfarrer. Die Peitsche, die Fuß- und Halsblöcke waren die Instrumente der Civilisation für die Landbevölkerung, die fast durchaus aus Indianern besteht. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hatten die Spanier ihre Ansiedlungen weit über die östlichen Cordilleren, in die Wälder des Tieflandes, vorgeschoben, waren aber genöthigt, nach wiederholten Ueberfällen der wilden Indianerstämme sie aufzugeben und haben später den Versuch nicht wieder erneuert. Der altspanische Klerus hatte es aber immer als einen

Ehrenpunkt angesehen, auch nach dem Preisgeben durch die Regierung dort Missionsposten zu unterhalten; das hat sich seit den Fehden der Unabhängigkeit sehr geändert und alle Missionsanstalten sind eingegangen. Der im Lande ordinirte Klerus hielt sich für viel zu gut und vornehm, um sich dem Missionswesen zu widmen, und zieht es vor, seine indianischen Pfarrkinder (los indios civilisados) in seiner Art zu civilisiren. Ein Regierungsbeamter theilte mir mit, daß der letzte Bischof von Cuenca einen Theil der Missionen herzustellen suchte und deshalb einige Individuen, die nicht die regelmäßige Seminarbildung durchgemacht hatten, bloß für diesen Zweck ordinirte, daß aber auch diese, sobald sie ordinirt waren, davon nichts wissen wollten und Pfründen begehrten.

Mit Aerzten sieht es übel aus: die Bewohner sprechen mit Bedauern davon, daß sie keine Catedraticos, sondern nur Practicos haben, wodurch hier im Lande der Unterschied zwischen Aerzten und Quacksalbern bezeichnet wird. Man glaubt sich in's vorige Jahrhundert versetzt, wenn man die Behandlungsweise sieht; Brechmittel und Aderlaß sind die Hauptmittel und leiten jede Behandlung ein, dann folgen Klystire und warmes Wasser. Die Lavements sind so allgemein, daß eine Blase mit einem Federkiel als Klystirspritze in jedem Hause vorräthig ist. Cuenca hatte eine kleine, schlecht bestellte Apotheke; als Eigenthümlichkeit erwähne ich, daß in der Nähe der Chinawälder Chinin von Zinner in Frankfurt gehalten wurde. Es waren nur fünf Fremde in Cuenca; ein Altspanier, der Partei für die Amerikaner genommen hatte; ein Franzose, der eine Branntweinbrennerei betrieb; zwei Irländer, die im columbischen Heere gedient hatten, und ein Nordamerikaner, der eine Sägemühle errichten wollte. Fremde erhalten wenig Aufmunterung und die

Hispanoamerikaner sind im Allgemeinen zu unverläßlich, um auf industrielle Unternehmungen unter ihnen zählen zu können. Die Einwohner selbst leben sehr abgeschieden, denn nur selten kommt einer oder der andere nach Quito, Guayaquil oder Loja, und es wurde als ungeheuer abenteuerlich betrachtet, daß zwei eine Reise nach Europa machten und einer seinen Sohn zur Erziehung dahin schickte. Diese Isolirung schränkt sie auf einen engen Ideenkreis ein.

Das Leben in Cuenca scheint ruhig, fast monoton zu sein; selbst im Carneval war Tanz und Musik selten und das größte Vergnügen der letzten drei Tage bestand darin, daß sie sich mit Mehl einstaubten oder sonst in roher Weise maskirten, mit Wasser gefüllte Eierschalen in die Häuser warfen und die Vorübergehenden mit Wasser begossen. Gesang hörte ich selten und sie besitzen nur wenige Lieder, die entweder in Molltönen oder in hohen schrillenden Tönen mit Harfenbegleitung gesungen werden. Es gibt jedoch einige Claviere in der Stadt, die mit ungeheuren Kosten von Guayaquil herauf gebracht worden sind, da der Transport auf dem Rücken von Indianern von Naranjal aus geschehen mußte; ein Eingeborner hat es zwar versucht, Claviere im Orte zu erzeugen, welche unsern aber nur in der Form gleichen.

In der Fastenzeit war das allgemeine Gespräch die Exercitien. Wer daran Theil nimmt, zieht sich auf längere Zeit, gewöhnlich eine Woche, in die dafür bestimmten Häuser oder Klöster, um durch einen streng vorgeschriebenen Cyklus von Erbauungsreden, Meditationen, Lectüre, Gebeten, Fasten, Kasteiungen, wobei Geißlungen bis auf's Blut nicht selten sind, sich für die Beichte und Communion vorzubereiten. Eine Hauptrolle während dieses zurückgezogenen Lebens bildet die Musik, beson-

ders Violinen, da die Streichinstrumente für die Dauer auf nervöse Individuen von einem wirklich bewältigenden Einfluß sind und einen Zustand von Extase oder Zerknirschung herbeiführen können. Es fehlt daher nicht an frommen Seelen, besonders unter dem schönen Geschlecht, die hier mit dem Namen Beata belegt werden. Die Beata besucht nicht bloß fleißig die Messe und die Oracion, sondern sie gibt vor, auch für das Seelenheil Anderer zu sorgen; sie dringt in so viele Familien als sie kann, um die Moral derselben zu controliren und eine Art klericalen Polizeidienst zu üben; sie wirbt für die Exercitien, empfiehlt den Rosenkranz, den Bußgürtel und die Geißel; sie recrutirt für ihren Gewissensrath Beichtkinder, verschafft ihm Messen und ist der Lobredner seiner Verdienste; sie versorgt ihn aber auch, wenn sie reich ist, mit Cigarren, die sie gewöhnlich selbst dreht, und mit Leckerbissen, die sie bereitet, und besorgt seine Wäsche. Die Beata ist aber unter der frommen Bevölkerung selbst weniger beliebt als gefürchtet, denn sie schleppt Alles in den Beichtstuhl und stiftet oft Unfrieden in den Familien; ist sie energisch, so tyrannisirt sie selbst ihren eigenen Beichtvater. Sie gleicht so ziemlich jenen ehrgeizigen Frauen, die auch in Europa überall herumvigiliren und damit Alles, die Lebenden und die Todten, die Familie, die Gefängnisse, die Corrections- und Arbeitshäuser, die Spitäler und Versorgungsanstalten an sich reißen wollen, um sie nach ihren Ideen glücklich oder wenigstens fromm zu machen. Eine Catonische Strenge der Sitten wird deshalb nirgend in Südamerika auf die Spitze getrieben und das System des Emancebarse (des Zusammenlebens außer der Ehe) wird nicht nur von dem männlichen Theil der Bevölkerung aufrecht erhalten, sondern viele Halbindianerinnen kehren das Verhältniß mit der arbeitscheuen männlichen Bevölkerung

auch um, besonders sind Weiße der Gegenstand ihres erotischen Ehrgeizes. Ein Band, welches die verschiedenen Schichten der Gesellschaft umschlingt und von allen noch mit einer gewissen Pietät angesehen wird, ist das Verhältniß der Pathen zu dem aus der Taufe gehobenen Kinde und unter einander. Die beiden Gevattersleute (Compadre und Comadre) betrachten sich als spirituelle Freunde, die auch gegen sich gewisse Aufmerksamkeiten und Pflichten, in die sich oft viel Galanterie mischt, übernommen haben, obgleich es nicht die sonderbare Anschauung der griechischen Kirche erreicht, welche im Pathenverhältniß ein Ehehinderniß findet.

Es gibt mehrere sehr achtbare Individuen unter der Bevölkerung und selbst einige Gebildete, welche die intellectuelle Misere einsehen und nach einer Besserung der allgemeinen Zustände sich sehnen, wenn auch das Ringen darnach als fruchtlos und selbst gefährlich unterbleiben mußte. Von politischer Freiheit war keine Rede, die Constitution der Republik ist ein todtes Wort; der Präsident ist immer ein glücklicher Officier, der mit einem Haufen Halbindier die Regierung modelt wie er will. Er ist ein absoluter Herrscher in kleinem Maßstabe, ernennt die Gouverneure und die Beamten und hält die Presse unter eisernem Druck. Niemand wagt es, in Staats- oder Regierungsangelegenheiten zu reden. Die einzige Presse, die Cuenca besitzt, hatte seit Jahren nichts gedruckt als einige Instructionen der Regierung, wie die Wahlen zu influenciren seien; als trotzdem diese auf Liberale gefallen waren, wurden die Kammern nicht anerkannt; die nächsten Wahlen fielen unter strenger Controle der Regierung nach ihrem Wunsche aus. Liberale oder die Anhänger der andern Partei wurden ohne alles gerichtliche Verfahren verbannt oder nach dem Napo internirt, ein heißes Thal

am Flusse gleichen Namens, im Osten von Quito, ein glühendes, fieberreiches Land, eine Art Cayenne. Zur Zeit meiner Anwesenheit war Flores der vorletzte Präsident, die Bête noire der Regierung, der kurz vorher eine Schilderhebung versucht hatte. Die officielle Presse sprach in den pöbelhaftesten Ausdrücken von ihm, Bandit und Seeräuber waren regelmäßige Benennungen für ihn und die Denunciation wurde von den Charakterlosen wie überall unter ähnlichen Umständen betrieben. „Es Floriano“ war gleichbedeutend mit Schuft und an vielen anständigen Leuten wurde Rache genommen, indem sie als Anhänger „des Piraten von Puna" bezeichnet wurden. Alle bisherigen Revolutionen waren nicht Kämpfe um ein Princip, sondern um Personen; wenn diese wechseln, geht Furcht und Verstimmung durch das ganze Land, denn in solchen Zeiten ist die Willkür ohne Maß. Man ruinirt die Anhänger der andern Partei durch Proscriptionen, Einquartierungen und Requisitionen; reiche Leute verhehlen daher ihr Eigenthum oder suchen es unter fremden Schutz zu stellen. Ein gebildeter Mann hatte mit einem Franzosen eine Branntweinbrennerei unter dem Namen des letztern errichtet, da die Denunciation, daß er ein Anhänger eines der gefallenen Präsidenten sein könnte, hinreichend gewesen wäre, ihn zu ruiniren. Der Franzose dagegen war unantastbar, denn in Quito gibt es einen französischen Bevollmächtigten und in Guayaquil können die französischen Kriegsdampfer erscheinen, um jeden Augenblick Rechenschaft und Entschädigung zu erzwingen. Ein anderer trieb Handel mit Chinarinde und hielt daher eine große Anzahl von Pferden und Maulthieren für den Transport, aber unter dem Namen eines Fremden, seines Geschäftsfreundes in Guayaquil. Er sagte mir einst, daß er seine rechte Hand darum geben würde, um ein Fremder zu sein. Ich war

nie ein Bewunderer irgend einer Eroberungspolitik und auch nicht der Aggression der Vereinigten Staaten; aber für diese Länder wird es ein Segen sein, wenn sie eintritt.

Am 11. Februar um 6¾ Uhr Morgens wurde die Ebene von Cuenca durch ein starkes undulirendes Erdbeben erschüttert; die Häuser wurden nur sehr wenig beschädigt, dagegen stürzte eine Kuppel der ehemaligen Jesuitenkirche und der Thurm der Kirche von Sanct Blas ein, unter denen acht Menschen verschüttet wurden. Im nördlichen Theil der Ebene war das Erdbeben stärker als gegen Süden, verbreitete sich jedoch im Norden über das Querjoch der Assuai nur schwach. Die heißen Quellen bei Baños erlitten Veränderungen; sie liegen im Süden von Cuenca, in einer Höhe von 8600 Fuß. Die ersten drei Quellen entspringen auf einer gratartigen Erhöhung, die überall mit Kalktuff, unter welchem Trachyt liegt, überzogen ist; das abfließende Wasser incrustirt auch alle hineingeworfenen Gegenstände. Die eine Quelle hat einen schwach salzigen Geschmack und setzt einen weißen und gelben Tuff mit röthlichem Ocher ab, ihre Temperatur ist 44° R.; die zweite enthält eine größere Menge von Salzen und hat 47° R.; eine dritte 42° R. Die erste und zweite fließen gegenwärtig schwächer. Eine vierte Quelle wurde zwei Jahre früher bei einem leichten Erdbeben geöffnet und floß seitdem unverändert; durch das Erdbeben vom 11. Februar wurde ihre Wassermasse bedeutend verstärkt, dagegen sind zwei andere versiegt; sie hat seitdem einen schwachen Geruch von Hydrothiongas angenommen und ihre Temperatur soll sich erhöht haben. Bei der von mir gefundenen Messung zeigte sie 57° R., sie liegt dem Hause des Atanasio Guzman gegenüber. Der Pfarrer von Baños lud mich ein, seine Kirche zu besuchen, da sie eine große Merkwürdigkeit, ein steinernes Taufbecken, ent-

hielt. In der Nähe kommt Mergel, Wetzschiefer und ein schöner weißer Marmor vor, der einstens in Cuenca verarbeitet wurde. Die Pfirsiche sind die größten und schönsten, die ich im Lande gesehen habe; aus dem Saft der Agaven wird nicht nur eine Leckerei, sondern manchmal auch gegohrenes Getränk bereitet, das aber weder gegen Chicha, noch gegen Branntwein die Concurrenz aushalten kann.

Im Süden von Cuenca liegt Tarqui, wo Condamine seine Hauptstation während seiner Meridianmessungen hatte. Der Stein, welchen er als Marke dort errichtet hatte, hat seit langer Zeit zur Ueberbrückung eines kleinen Wassergrabens gedient, wurde aber während meiner Anwesenheit am frühern Orte wieder aufgestellt.

Drittes Capitel.

Die Umgebung von Cuenca. — Victoria. — Viehstand. — Landwirthschaft. — Der Markt von Azogues. — Tuban.

Einen großen Theil meiner Zeit brachte ich in Victoria zu, eine Hacienda, vier spanische Meilen von Cuenca am Flusse Azogues, in einer Höhe von 7257 Fuß, die meinem freundlichen Wirth gehörte. Das Land ist hügelig und in geringer Entfernung erhebt sich der Cojitambo, ein hoher, abenteuerlich geformter Berg, dessen Gipfel überhängt und an dessem Fuß Asphalt gefunden worden ist. Die Umgebung ist großentheils dürftiges Weideland, alle bessern Stellen sind jedoch eingefriedet und mit Alfalfa (Luzerneklee), die hier das allgemeine Viehfutter ist, und so gut nährt, daß man Körner nur ausnahmsweise verfüttert, bepflanzt. Das Klima ist noch milder als das in Cuenca. Die Thiere sind immer im Freien, in einem eingefriedeten, gewöhnlich von einem Bach bewässerten Platz, einem Potrero; nur während der heftigen Regen kommen Pferde und Maulthiere unter Dach. Außer der Egelseuche, die manchmal unter den Schafen auftritt, sind andere Epizootien unbekannt. Die Pferde sind schön und gut, ausdauernd auf langen und forcirten Reisen, nach denen sie aber immer längere Ruhe

brauchen. Der Hufbeschlag ist unbekannt. Die Sättel sind tief und werden mit Fellen (Pellones) oder Decken aus Tuch, Wolle, oder manchmal Sammt bedeckt. Im Allgemeinen wendet man sehr schwere Gebisse an. Die Bügel werden kurz geschnallt und gleichen der Form nach denen in Chili und Peru. Die Preise der Pferde waren von 40 bis 200 Pesos; die meisten sind Paßgänger und wenn sie diese Schrittart nicht selbst annehmen, so werden sie dazu dressirt, manche aber auch für den Galopp abgerichtet; Traber sind zwar nicht unbekannt, aber so wenig beliebt, daß Trotton ein Schimpfwort ist. Die Pferde dienen meist nur zum Reiten, nur die schlechtern werden zum Lasttragen verwendet; man schätzt die Saumpferde aber geringer als die Maulthiere. Außer diesem großen, schönen Pferdeschlag, meist andalusischer Race, gibt es aber auch noch kleine, schlechte Pferde, die von den Indianern gehalten werden; ihr elendes Aussehen rührt von der kargen Fütterung, oder daher, daß sie sich selbst überlassen bleiben. Die Maulthiere sind schön und gut, aber auch verhältnißmäßig theurer als die Pferde; die gesuchtesten sind die von Loja. Die Rinder sind stark und werden nicht bloß zum Ackern, sondern auch zum Transport gebraucht. Die Kühe geben gute, aber wenig Milch; Butter ist fast unbekannt. Der Käse wird meist frisch verzehrt und bildet einen Hauptartikel in der Diät der Bewohner; haltbare Käse versteht man nicht zu machen.

Weizen und Gerste werden überall auf der Hochebene gebaut. Das Gerstenmehl wird geröstet und bildet dann eine leicht verdauliche und sehr gute Nahrung. Der Grund liegt in der Veränderung der Textur und der chemischen Zusammensetzung, die durch das Rösten erfolgt, denn jedes Stärkemehlkorn schwillt nicht bloß auf, wie beim Kochen, sondern die einzelnen Schichten blättern sich ab; chemisch wird es in Dextrin um-

gewandelt, also in eine lösliche Substanz, die dann leicht in Zucker übergeführt wird. Weizenmehl und selbst fertiges Brot und eine Art Kuchen mit Zucker, Milch und Eiern bereitet, werden nach Guayaquil verführt. Das Hauptnahrungsmittel ist jedoch der Mais. Die jungen Kolben werden entweder gebraten oder gekocht; die reifen Körner, mit etwas Salz in Wasser gekocht, bilden die Hauptnahrung der Indianer, fehlen aber auch nie auf dem Tische der Reichen, bei welchen sie oft enthülst auf den Tisch kommen; zu diesem Ende werden die Maiskörner im Wasser mit Asche eingeweicht. Jeder gekochte Mais heißt Mote. Der Tamal ist schon (II. S. 472) beschrieben worden. In Form von Mehl wird der Mais nur zu Backwerk verwendet; junge Maisstengel werden geschält, auch roh gegessen und die trocknen Blätter dienen als Viehfutter. Aus dem Mais werden auch Chicha, Essig und Hefe erzeugt. Die Chicha ist eine Art Bier, aber ohne Hopfen und wird in ähnlicher Weise wie dieses bereitet: die Maiskörner werden eingeweicht, zum Keimen gebracht und, sobald sich das Stärkemehl in Dextrin und Zucker verwandelt hat, getrocknet. Dieses Malz wird dann gekocht und der Absud in Gährung versetzt. Im Anfang ist die Chicha süß (Chicha dulce) und entwickelt bei fortschreitender Gährung sehr viel Kohlensäure und Alkohol. Wenn dieser die größte Menge erreicht hat, was natürlich auf Kosten der Süßigkeit geschieht, heißt sie Chicha fuerte, welche dann sehr berauschend wirkt. Von den Indianern wird nie auf einen vollständigen Klärungsproceß Rücksicht genommen und in den großen irdenen Töpfen bleibt nicht nur die Hefe, sondern auch ein Theil der Maishülsen, welche mit der Hand aufgerührt werden, wenn eine Calabasse gefüllt werden soll. In Cuenca wird in einigen Häusern die Chicha auf Flaschen gefüllt und gut verkorkt. Das

Getreide wird vor dem Eintritt der Regenzeit gesäet, ich fand es ringsum im Februar, selbst schon auf den Hügeln, in Halmen. In den Thälern, wo Irrigation angewendet werden kann, wird es in jeder Jahreszeit gesäet.

Das zweite Hauptnahrungsmittel sind die Kartoffeln, die meist in Wassersuppen mit etwas Fett, Zwiebel und Aji (rother Pfeffer oder Capsicum) zubereitet werden und in dieser Form Locro de Papa heißen. Der Kohl wächst zu einer 2 bis 3 Fuß hohen Staude, indem die untern Blätter nach Bedarf entfernt werden. In Gärten werden Paradiesäpfel, Cayennepfeffer in mehreren Spielarten und Pepino gepflanzt, eine glatte Frucht, von Gestalt der Gurke, die ein gelbliches, süßes, wässeriges Fleisch enthält, das gewöhnlich roh gegessen wird. Hier und da wird Anis gebaut, der entweder mit dem Brote verbacken, häufiger aber beim Branntweinbrennen verwendet wird. Der Anisado ist der beliebteste Branntwein und wird in großer Menge aus dem Safte des Zuckerrohrs oder aus gelbem Zucker destillirt.

Zwischen den verschiedenen Saaten sind zahlreiche Fruchtbäume, theils einheimische, theils eingeführte angepflanzt. Zu den ersten gehört die Guava und Chirimoya, die beide in dieser Höhe (über 7000 Fuß) noch wachsen, aber kleine, ungenießbare Früchte tragen, und die Capulis oder die einheimische Kirsche (Cerasus salicifolia), die von rother und schwarzer Farbe sind, mit einem grünlichen süßen Fleisch, das manchmal einen ganz schwach zusammenziehenden, bitterlichen Geschmack hat; in größerer Menge genossen, erregen sie viel leichter Diarrhoe als andere Früchte. Chamburo heißt die Frucht der Papaya. Hier und da sind Hecken von Säulencactus mit großen, wohlriechenden, weißen Blüthen, welche die Luft, besonders an windstillen Abenden, parfümiren; die Früchte (Tuna) werden gegessen oder mit Zucker

und Wasser zu einem Fresco (Erfrischung) angemacht. Die ungeheure Menge der Samen und der Mangel des Aromas machen sie jedoch dem Fremden weniger angenehm. Der Feigencactus wird hier und da angepflanzt um der Cochenille willen; diese bildet keinen Ausfuhrartikel, wird aber im Lande vielfältig zum Färben der Ponchos, Bayetas und der Pellones verwendet. Viel häufiger als die Fackeldisteln werden die Agaven zu Einzäunungen verwendet; sie heißen hier Cabuja oder Cabulla und Penco. Die 20 bis 30 Fuß hohen Blüthenspindeln mit einer Masse Blüthenknospen sehen aus der Entfernung wie kleine Bäume aus. Der Saft der Agave wird eingedickt, wie Syrup verwendet und heißt dann Chaguarmishqui bei den Indianern. An mehreren Orten vertreten die großen Blätter die Stelle von Schreibtafeln und Papier, und ich sah bei Baños dieselben in große viereckige Stücke geschnitten und liniirt, auf denen die Kinder ihre Schulaufgaben machten. Der Werth der Cabuja besteht jedoch in ihren langen, festen Fasern, aus denen Stricke, grober Zwirn, Hängematten und Packtuch gemacht werden; letzteres dient zum Verpacken der Chinarinde, der einheimischen Manufacturen, zu Säcken und Satteltaschen. Eine Spielart der kleinen Banane (Guineo) wird hier und da in Gärten gezogen, reift aber niemals ihre Früchte. Der Fruchtmarkt von Cuenca liefert zwar prachtvolle Bananen, Chirimoyen, Ananas und Orangen; diese kommen aber aus den niedern, heißen Thälern (Yungillas).

Unter den eingeführten Früchten sind die Birnbäume am zahlreichsten. Die Birnen sind gut und schmackhaft; sie wurden im Februar reif. Die Zeit der Aprikosen war schon vorüber, ich sah jedoch ausgezeichnete in Zucker eingekocht; die Pfirsiche begannen eben zu reifen. Orangen kommen noch fort, werden

jedoch nicht mehr besonders gut. Die Aepfelbäume sind durch Nachlässigkeit, Insectenfraß und durch eine Art Mehlthau fast gänzlich zu Grunde gegangen; noch vor zwanzig bis dreißig Jahren gab es eine große Zahl in Cuenca. Das Interessanteste für mich war das hohe Vorkommen des Zuckerrohrs. Ich fand mehrere kleine Pflanzungen, die sehr dicht und üppig standen, das Rohr war bis 12 Fuß hoch. Es wird zu Markt gebracht und entweder roh gegessen oder an die Branntweinbrennereien verkauft.

Die Gebäude der Hacienden stehen meistens im Viereck um einen großen Hof; Wohnhaus, Stallungen und Vorrathshäuser sind meist aus ungebrannten Lehmziegeln und haben schwere Dächer aus gebrannten Ziegeln. In der Mitte des Hofes ist oft eine Presse zum Verpacken der Chinarinde. Die Höfe sind ungepflastert, oft uneben und nach Regen unwegsam, so daß die weiblichen Bewohner genöthigt sind, sich einer Art Oberschuhe oder Sandalen aus Holz mit sehr hohen Absätzen zu bedienen. Die bebauten Grundstücke sind mit Wällen loser Steine umgeben. Durch die Ausfuhr von Chinarinde ist in den letzten Jahren schnell viel Geld in die Hände unternehmender Leute gekommen und diese begannen auf die innere Einrichtung ihrer Häuser mehr zu verwenden, und wenn sie auch europäischen Comfort noch nicht kennen, so zeigt sich doch überall die Nachahmung von europäischem Luxus und Eleganz, die allerdings mehr Schaustellung als Befriedigung eines wirklichen oder raffinirten Bedürfnisses ist. Das Haus meines Freundes Don Carlos O. mit seinem großen Salon, dessen Boden gedielt und dessen Wände mit Papiertapeten behangen sind, mit seinen Sophas, Armsesseln, Piano, polirten Schränken, und seine kleine Bibliothek, machten das Haus zu einem Wunder, von dem alle Leute um Cuenca sprachen.

Auf allen Hacienden herrscht unbegrenzte Hospitalität. Wird der Reisende vom schlechten Wetter oder der Nacht überrascht, so reitet er ohne Weiteres in den Hof der nächsten Hacienda ein; der Hausherr oder die Hausfrau laden ihn gleich bei seinem Erscheinen zum Absteigen ein, die Diener besorgen sein Pferd und man bereitet für ihn ein Mahl, wenn es nicht kurz vor der Eßstunde ist, wo er sich mit der Familie zu Tisch setzt; man macht ihm aus Decken und Ponchos sein Lager, wenn er nicht auf seinem Sattel das Nöthige mit sich führt, um es selbst zu improvisiren. In einem Lande, wo die Wege schlecht sind und wo außer den Tambos, die an den Hauptverbindungslinien liegen, Wirthshäuser unbekannt sind, wird die Gastfreundschaft als eine Art Pflichtgefühl und als eine stillschweigende Gegenseitigkeit geübt.

Ich fand die Bodentemperatur von Victoria 12,6° R., den höchsten Barometerstand 258,8 Linien, den niedrigsten 257,5 Linien. Das Wetter war schön; Tage mit Regen waren selten und diese meistens nur kurze Schauer; ein einziger zweistündiger Regen schwellte jedoch den Azoguesfluß um mehrere Fuß. Das Wasser riß solche Massen erdiger Bestandtheile mit sich, daß ein Glas von 5 Zoll Höhe einen 8 Linien hohen Bodensatz hatte. Es regnete in dem Winter 1855/56 sehr wenig, auf den Bergen ringsum lagen zwar manchmal dicke Wolken und Nebel, zu Niederschlägen im Thale kam es jedoch nur, wenn sich der Nordwind einstellte. Die kurzen Regen traten meist zwischen 2 und 5 Uhr Nachmittags ein. Der Regenmangel hatte zu wiederholten Processionen geführt; da die einheimischen Heiligen die meteorologischen Verhältnisse nicht in die gewünschte Ordnung bringen wollten, wurden zwei fremde aus benachbarten Orten in feierlicher Procession nach Cuenca gebracht, aber später im Stillen

wieder fortgeschafft, da auch sie die Himmelsschleusen zu öffnen nicht verstanden.

Von Victoria aus machte ich eine Excursion nach dem Flusse Paute; ich ging den Fluß Azogues hinauf bis zum Dorfe gleichen Namens, dessen Kirche 7836 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Der Name des Ortes rührt von den aufgelassenen Minen von Quecksilber, das einstens in der Nähe abgebaut wurde. Es war Jahrmarkt, der von der Bevölkerung der benachbarten Orte zahlreich besucht war; die Verkaufsartikel waren: Mais, Weizen, Bohnen, das gelbgrüne Wachs von der Myristica cerifera, aus welcher Kerzen gemacht werden, Cochenille, etwas Flachs, Fasern der Agave, Kämme, Löffel und Schüsseln aus Holz, Ponchos von einheimischer Fabrication in bunten Farben und jene große Reithosen, die aus gegerbten Fellen, das Haar nach außen gekehrt, verfertigt werden; sie heißen Samaras und bedecken den Unterschenkel, aber nur die äußere Seite der Oberschenkel und Hüften; die Felle der Schafe, Hunde, Bären (Ursus ornatus) und des Puma (hier Leon genannt) werden dazu verwendet. Außerdem fand ich europäische Manufacturen, besonders aus Baumwolle. Trotz mehrerer Hunderte von Menschen und der großen Zahl von Lastthieren ging es ziemlich still und ruhig her. Es waren theils Indianer, theils Halbindianer, welche sowohl unter sich als mit den Weißen in der Quichuasprache verkehrten. Spanisch sprechen nur die in der Nähe der Städte Lebenden oder die Arbeiter auf den Hacienden, aber auch diese nur unvollkommen, so daß die Weißen genöthigt sind, die Sprache der Indianer zu lernen.

Einige Tage später unternahm ich einen Ausflug nach Tuban, um einen Schlag von Chinabäumen zu besuchen. Von Azogues zieht sich der Weg die Hügel hinan, die aber theilweise

cultivirt sind, bis in einer Höhe von 9000 Fuß. Ein höherer Wald beginnt mit prachtvollen Baumfarren. Ich überstieg in einer Höhe von 10,300 Fuß und einer Temperatur der Luft von 10,5° um 2 Uhr Nachmittags den Kamm, auf dem nur Gräser wachsen. Auf der andern Seite des Pajonal beginnt wieder der Wald, hier und da mit einer kleinen Lichtung, auf der Ansiedlungen von Indianern sind. Der Wald hat überall einen Ueberfluß an Bächen, die so hell und kühl aussehen, daß ich mehr als einmal, auch ohne durstig zu sein, meinen Lederbecher füllte und leerte, zur Verwunderung meines Führers, der mir wiederholt vorstellte, daß es ja auf dem Wege mehrere Häuser gäbe, wo man Chicha bekommt. Ich war erstaunt darüber, daß dieses Getränk in ungeheurer Menge consumirt wird und für die Eingebornen eins der größten Bedürfnisse ist. Meine Abneigung gegen diese trübe Flüssigkeit, die ungefähr das Aussehen des Bodensatzes aus unsern Bierfässern hat, war so unüberwindlich, daß ich die Anerbietungen immer zurückwies.

Ich kam nach einem langen Ritt in dem Dorfe Tuban an; es liegt am Abhang eines Bergrückens, noch hoch über dem Flusse Paute, 150 Fuß niedriger als Cuenca. Die Temperatur der Luft war 12° R., die Nächte sind sehr kalt; Reif und Frost sind im Winter nicht selten, Morgens hatte sich sehr starker Nebel gebildet. Auf der andern Seite des Flusses werden Chinarinden gesucht. Ich fand nur einige kleine Stämmchen in dem schon ausgebeuteten Walde; die gesammelten Exemplare sind verloren gegangen, so daß ich nichts über die Species berichten kann. Das Bett des Flusses unter Tuban ist 6300 Fuß über dem Meere. Ich übernachtete am jenseitigen Ufer in einem miserabeln Hause, das einem Halbindier gehörte. Die Pferde, Rinder und Schweine waren in einem Corral, da wilde Thiere sie häufig

erwürgen, wenn sie im Freien gelassen werden. Die Stinkthiere, die hier das Geschlecht der Marder vertreten, brechen selbst in die Umzäunungen der Häuser, um sich des Federviehes zu bemächtigen. Ein Indianerjunge hatte das Unglück, eins unweit des Hauses im Walde aufzustöbern, das sich durch die Decharge des Secretes, das seinem Hauptbestandtheile nach unter die ätherischen Oele gehört, zu retten suchte. Der Gestank war fürchterlich, die ganze Umgebung roch sehr stark und der Geruch verlor sich erst allmälig; er hat große Aehnlichkeit mit dem unserer Baumwanzen, ist aber viel concentrirter und auch schwerer — am besten durch Rauch — zu entfernen.

Man räumte mir das beste Appartement im Hause, die Vorrathskammer, ein; aber kaum lag ich auf meinem Poncho, so wurde ich durch verschiedene Geräusche geweckt, wie von Ratten und Mäusen. Ich hielt mir vergebens das thiergeographische Factum vor Augen, daß unsere Ratten bis jetzt noch nicht hierher gedrungen sind, daß sie nur an der Westküste tief unter den Andenpässen ihre Pioniere vorgeschoben hatten. Es half nichts, ich machte wie Jeder, der sich vor Gespenstern fürchtet, Licht und überzeugte mich bald, daß die Kleinen allerdings Mäuse seien, daß aber die großen Nager unschuldige Meerschweinchen wären, die in allen Indianerhütten gehalten werden. Von dieser Seite beruhigt, wickelte ich mich wieder in meinen Poncho; aber die zutraulichen Hausthierchen begannen nun über mich zu laufen, so daß ich endlich genöthigt war, die rohe Bettstelle, welche ich mit instinktartiger Scheu gleich im Anfang vermieden hatte, einzunehmen. Als ich am andern Tage bei meiner Rückkunft nach Tuban vorsichtshalber meine Wäsche wechselte, fand ich die Bescheerung. Die Mäuse, Meerschweinchen und Schaben waren bei Weitem nicht das Aergste; die Invasion der kleinen Thiere

war viel bedenklicher. Meine Kleider wimmelten von den kleinen braunen Peinigern, dem bekannten irritirenden Floh. In Amerika gibt es jedoch noch einen zweiten, den bohrenden (Pulex penetrans oder die Nigua), der ein winzig kleines Thierchen ist, das eben so wie seine Verwandten die menschliche Haut liebt, aber nicht als ein roher Nomade seinen Tribut erhebt, sondern ein seßhaftes Leben führt. Im Fall der Noth gräbt es sich überall ein — es ist eigentlich nur das Weibchen, das diese häusliche Tugend der Niederlassung in diesem Maße übt — hat es aber die Wahl, so zieht es besonders die Haut unter den Nägeln oder den Zehen aller andern vor und bohrt sich dort ein. Wenn die Eier zu wachsen anfangen, dehnt sich der Hinterleib beutelförmig, bis zur Größe einer kleinen Erbse, aus. Der Schmerz beim Einbohren ist ein leises Prickeln, sobald der Umfang des Thieres sich vergrößert, tritt ein leichter, dumpfer Schmerz, besonders beim Gehen, ein. Die Thiere müssen ausgezogen werden, worin Alt und Jung in diesem Lande sehr erfahren ist, wie wir in Europa in der Flohjagd. Die Eintrittsöffnung wird mit einer Nadel allmälig erweitert und dann das Thier vorsichtig herausgezogen, damit es nicht berstet und Eier zurückläßt. Ich brachte es im Laufe meines Aufenthaltes in Südamerika dahin, daß ich die Operation sehr leicht selbst an mir vornehmen konnte. Diese Flöhe gehen von der Küste bis in die Höhe von 9000 Fuß; sie fallen nicht nur Menschen und alle Hausthiere, sondern auch frei lebende Thiere an; ich fand selbst auf dem Schwanz von Mäusen Niguas eingegraben. Die erste Ansiedlung der Niguas hatte ich durch viele Tage gänzlich übersehen und wurde erst aufmerksam, als sie mich im Gehen hinderten. Außer den Flöhen sind es noch die ruhigeren, aber nicht minder entsetzlichen Parasiten aus derselben Classe, die dem Wanderer das Ueber-

nachten in den Indianerhütten verleiden; er kann, wenn ihn das Glück begünstigt, auf einmal die Bekanntschaft von mehr als einer Species machen. Diese Pest findet sich überall, da die Bewohner sie nicht immer in der ekelhaften Weise (siehe Seite 152) tödten, sondern ihre Parasiten oft mit den Augen sanfter Brahminen ansehen und nur ihre Ortsveränderung veranlassen.

In der Umgebung von Tuban wird ziemlich ausgedehnter Ackerbau und Viehzucht getrieben; die erstere Beschäftigung war bedeutend zurückgedrängt, weil das Schälen der Chinarinde und ihr Transport den Leuten einen reichlichern Taglohn abwarf. Die Ackergeräthe sind sehr einfach: der Pflug besteht aus einem starken, gekrümmten Baumast, an dem einen Ende zu einer Handhabe, das andere abwärts gekehrte grade zugeschnitzt. An der Krümmungsstelle wird eine Oeffnung gemacht, in welche ein langer Pfahl gesteckt wird. Ein zweites, schief stehendes kurzes Holzstück wird in diesen gesteckt und dient als Pflugschar. Ein solcher Pflug ist leicht, aber es ist kein Stückchen Eisen an ihm; ein Joch Ochsen bewegt ihn ohne Mühe, selbst auf den Abhängen mit ziemlich steilem Fall, wo die Furchen natürlich horizontal sind; durch ihn wird nur ein oberflächliches Lockern der Ackerkrume, kein Aufpflügen in großen Schollen ermöglicht. Dünger wird nie auf die Getreidefelder geführt, sondern höchstens hier und da für die Alfalfa angewendet. Statt der Eggen bedient man sich einiger Baumzweige, am liebsten solcher, die mit Stacheln versehen sind, von denen mehrere zusammengebunden und mit einem Steine beschwert werden. Die Ochsen werden durch einen Stachel angetrieben, der an einer langen Stange befestigt ist, an deren obern Theil sich Schellen oder eiserne Ringe als Zierrath befinden.

Der Weizen bringt das 45fache und im neuen Lande selbst das 100fache Korn. Ein Maiskorn trägt ein bis zwei, im neuen Lande drei bis vier Kolben. Eine Kartoffel gibt zwanzig bis vierzig Knollen. Der Weizen wird im Juli oder August gesäet und braucht sechs Monate zur Reife; der Mais wird im Januar und Februar gesäet und nach sieben Monaten geerntet. Um Cuenca und Azogues säet man jedoch auch schon im September und October an irrigirten Stellen. Die Aussaat der Kartoffeln erfolgt gegen Ende März; sie werden in vier Monaten reif.[2]) Die Schafe werden gewöhnlich zweimal geschoren und geben 1 bis 2 Pfund Wolle zu 1 bis 1½ Realen; lange Wolle wird bis 2 Realen bezahlt. Die Rinder haben kurze, aber kräftige Vorderbeine wie alle Bergracen; außer dieser großen Rinderrace gibt es aber auch noch eine kleine, welche man bei den Indiern findet, offenbar verkümmert. Die kleinen Esel, welche sie halten, sind sehr langhaarig.

Die Temperatur einer kleinen Quelle war 13,1 ° R. In der Nähe ist ein Dorf, welches von Leprotischen, die hier Lazaros heißen, bewohnt wird, die meist Mestizen sind. In welchem Zustand die öffentliche Gesundheitspflege sich befindet, beweist, daß man der Vergrößerung dieser unglücklichen Bevölkerung nicht durch Trennung der Geschlechter vorzubeugen gesucht hat. Von ärztlichem Rath und Hilfe ist keine Rede; die Regierung glaubt Alles erfüllt zu haben, daß sie die Kranken aus den andern Gemeinden hierher verweist.

Ich versuchte später den Uebergang über den Paute an einer andern Stelle. Oben von der Höhe rief mein Führer nach dem andern Ufer hinüber; nach einiger Zeit antwortete auch Don Francisco, der Fährmann, ein Halbindianer, in ähnlichen langgezogenen Lauten. Wir waren nun sicher, daß er nicht im

Walde sei, und wir also hoffen konnten, noch denselben Tag hinüberzukommen; wir stiegen daher den steilen Abhang hinunter. Der Fluß ist zwischen schroffen Bergen aus schwarzem Thonschiefer eingeengt und sehr reißend; eine Fähre aus Baumzweigen mit ungefähr 5 Centner Tragfähigkeit führte hinüber und wurde durch ein aus Lianen geflochtenes Seil von einem Ufer nach dem andern gezogen; eine hervorragende Steinplatte, an welche die Wellen anschlugen, bildete den Landungsplatz. Ich betrachtete nicht ohne Befangenheit das Floß, das so auffallend einem niedrigen, breiten Vogelhause ähnlich sah. Als ich gegen meinen Begleiter äußerte, daß bei Regen der Landungsplatz gefährlich sein müßte wegen der großen Schlüpfrigkeit und Steilheit, antwortete er ruhig: „Ja wohl, es ertrinken auch jedes Jahr einige Leute beim Uebersetzen."

Am linken Ufer fand ich höher oben Glimmerschiefer; die Ufer haben eine dürftige Vegetation, da sie mit wenig Dammerde bekleidet sind; am häufigsten war ein baumartiger, gelbblühender Composit. Auf einem mit Gräsern bewachsenen Platz vor dem Walde fand ich sehr viele Heuschrecken, die überall schaarenweise aufflogen. Da ich mich überzeugt hatte, daß in der steilen Schlucht, durch welche der Fluß stürzt, wenig zu haben ist, ging ich zurück.

Am andern Tage hatte ich Gelegenheit, Proben der Veterinärkunst zu sehen. Es war ein Sonntag und für die Bewohner der Hacienda eine Art Volksfest. Alle Pferde, Rinder und Schafe wurden eingetrieben und untersucht; einem wurde eine Geschwulst aufgeschnitten, dem andern ein Haarseil gesetzt und Gesunde und Kranke mit 1/2 Pfund Kochsalz per Kopf betheilt. Zu diesem Zweck wurden sie mit der Wurfschlinge aus Riemen (dem Lasso) eingefangen, ein zweiter Riemen um die

Füße geworfen und zusammengezogen, so daß die Thiere mit einem Ruck niedergezogen wurden. Ein Gehilfe hielt dann dem Thiere die Nasenlöcher zu, während ihm die Hauptperson eine Faust voll Salz nach der andern in den Rachen stieß. Das Maul wurde dem Thiere zugehalten, bis es seine Dosis geschluckt hatte.

Es waren alle Arbeiter und Hirten beisammen und ich war überrascht über die Menge von Kröpfen; in unsern Alpen habe ich manche hübsche Exemplare davon gesehen, die von Tuban wetteiferten mit den Producten der vaterländischen Pathologie. Die Indianer der Umgebung sind unter der Mittelgröße, haben eine breite Brust, kräftige Schultern; ihre Hautfarbe ist helles Braun, oft haben sie rothe Wangen. Die Arbeiter sind übrigens ein gutes, leicht zufriedengestelltes Völkchen, wenn es nur Chicha an jedem der vielen Feiertage gibt. Sie bekommen täglich zwei Mahlzeiten aus Mais, Kartoffeln und Bohnen und $^{3}/_{8}$ Realen Taglohn an den Arbeitstagen. Das Kopfgeld (el tributo) muß der Dienstgeber bezahlen, denn alle Indianer männlichen Geschlechts von achtzehn bis fünfzig Jahren zahlen die Kopfsteuer von 3 Pesos, die vor der letzten Umwälzung $3^{1}/_{2}$ Pesos betrug; sie sind dafür von allen andern Steuern frei.

Die Hacendados zahlen 1 pro Mille vom Werth des Grundbesitzes, außerdem 10 Procent an Naturalien und Geld, an Regierungs- und Communalabgaben, und einen Zehnt an die Kirche in dem Verhältniß der siebenten Almuda der Bodenfrüchte (Primitia). Wie dieselbe mit Sicherheit überwacht wird, ist mir unbekannt.

Obst wird in Tuban nicht gebaut, nur die einheimische Kirsche (Capuli) kommt hier und da an den Wegen oder auf den

Weideplätzen vor. Ich machte meinen Rückweg allein, denn der Indianer, welcher mich begleitete, hatte sich betrunken.

Ich verließ Cuenca am 7. März, um nach kurzem Aufenthalt in Victoria meine Reise nach Norden fortzusetzen. Die Anzeichen für verstärkten Regen fingen an, sich zu mehren; die Gewitterwolken wurden jeden Tag dicker und entluden sich auch manchmal in den Nachmittagsstunden; die darauf folgenden Regen waren immer kurz. Während des Beginnes eines solchen verspäteten Gewitters war ich einmal genöthigt, mit meinem Freunde Don Carlos D. mehrere Stunden zurückzulegen; die Dunkelheit war nach Sonnenuntergung so groß, daß nur die häufigen Blitze die Gegenstände erkennen ließen.

Viertes Capitel.

Inca-pirca. — Assuai. — Puma-Llacta. — Alausi. — Schwefel von Tiesan. — Guamote.

Am 11. März verließ ich Victoria mit seinen freundlichen Bewohnern und schlug den Weg nach dem Assuai (oder Azuay) ein. Belehrt durch die frühern Erfahrungen, hatte ich mein Bettzeug verdoppelt und eine große, dicke, langhaarige Wolldecke hinzugefügt. Ich befolgte auch von nun an die Vorsicht, immer die nöthigen Provisionen, wenigstens für drei Tage, in der Satteltasche mit mir zu führen. Da diese außerdem eine Menge anderer für mich unentbehrlicher Dinge, zum Beispiel einige kleine Büchsen und Flaschen für Sammlungen, Arsenikseife, eines meiner Mikroskope, einen geologischen Hammer, Stricke, einen Reservegurt für den Sattel, einen Kochtopf und vieles Andere enthielt, so wird sich der Leser vorstellen, daß der Umfang derselben nicht klein war und daß ich oft über sie wie über einen kleinen Berg in den Sattel stieg; aber das fällt hier nicht auf, da jeder Reisende das Nöthige mitführt. In den Pistolenhalftern führte ich Compaß, Fernrohr und Cigarren. Ich hatte einen Arriero und einen Jungen mit vier Maulthieren für mich, wovon ich eins ritt, zwei das Gepäck trugen und das vierte als

Reserve diente, angenommen. Den Tag vor meiner Abreise hatte es stark und länger als gewöhnlich geregnet, die Wasser hatten sich aber vollkommen verlaufen und die Wege waren trocken. Zwei Leguas ging es im Thale des Azogues fort, bis zum Orte gleiches Namens, der 7836 Fuß hoch in der Mitte seiner Gärten und Felder sehr hübsch liegt; bis dorthin ging auch die Cultur der Agave. Von hier aus findet ein continuirliches Aufsteigen statt; in 9000 Fuß Höhe hörte die Cultur auf und ich trat nun in den Wald dunkelgrüner hochstämmiger Bäume; auf diese folgte hohes Strauchwerk, besonders viel Compositen und Melastomen. Um 1 Uhr langte ich in der Grasflur an; trotz der bedeutenden Höhe war die Luft heiß. Ich fand hier in 10,840 Fuß Höhe eine Quelle, deren Temperatur 9,1° R. war. Abgerundete Bergkuppen erheben sich wellenförmig 50 — 200 Fuß hoch. Der Paramo hatte eine gelblichgrüne Farbe, manchmal mit starker Beimischung von Grau, stellenweise von Rothbraun; er erinnerte mich lebhaft in Farbe und Form an die Grasfluren auf den Bergen des östlichen Ceylons.

Die Stille der Luft und die Abwesenheit jeder Thierstimme erhöhte das Gefühl der Einsamkeit. Die Aussicht von oben ist weit und schön, gegen Norden erheben sich die breiten Bergmassen des Assuai, gegen Süden sieht man die Ebene von Cuenca und Tarqui mit ihren Wasserläufen und Culturen, eingefaßt von den hohen Mauern der Cordilleren. Ich wäre gern eine Stunde oben geblieben, aber mein Arriero, der den Weg nur unvollkommen kannte, drängte zum Aufbruch, um so mehr, als sich am Horizont ein hohes Gewitter aufzubauen begann. Ich stieg auf der nördlichen Seite hinab, dem Laufe eines kleinen Flusses folgend, der unten in einer Schlucht fortzog. Ich kam

bald wieder in die Strauchregion, die auf der nördlichen Seite etwas höher hinaufsteigt. Die meisten Sträucher, welche unmittelbar auf die Grasregion folgen, haben ein kugelförmiges Aussehen, sind dicht belaubt, oben braun oder graugrün, aber glänzend; die Farbe der untern Blattfläche ist oft grau oder silberweiß und rührt von dem feinen Filz her, mit dem die untere Seite der Blätter bedeckt ist. Ich ritt diesen Tag bis nach 8 Uhr, also zwei Stunden lang in der Dunkelheit, die noch peinlicher wurde, da dichte Nebel herabsanken, und als ich in der Hacienda von Inca-pirca, das heißt die Mauer des Inca, um 8 Uhr anlangte, fand ich die Bewohner schon alle im tiefen Schlaf. Am andern Morgen besichtigte ich die Reste der alten Bauten; denn hier hatten die Incas einen Palast und einen Waffenplatz, vielleicht eine Festung, vielleicht ein großes verschanztes Lager. Das Interessanteste ist die Basis eines großen Thurmes von ovaler Form aus grünem und grauem Porphyr, der in Würfeln und Prismen so vollständig behauen und geglättet ist, wie die Steine in den schönsten Baudenkmälern Egyptens; kein Mörtel ist zwischen ihnen sichtbar und auch keine Spur von Bitumen, welches bei den Incabauten häufig als Cement angewendet wurde; das Ganze ist aber so sorgfältig an einander gefügt, daß man kaum die Zwischenräume sieht. Wie ohne Eisen der harte Stein so glatt bearbeitet wurde, ist gegenwärtig unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß die Indianer die Kunst, ihrem Kupfer eine größere Härte zu verleihen, verstanden. Auf die Basis führt eine schöne doppelte Treppenflucht; unten, zu beiden Seiten derselben, sind zwei Nischen. Gegenwärtig steht auf der Plattform ein kleines Gebäude aus Lehmziegeln, neuen Ursprungs, welches früher als Kirche, jetzt aber als Vorrathskammer benutzt wird.

Die Luft hatte um 6 Uhr Morgens eine Temperatur von 6° R. Ich fand die Höhe 9674 Fuß im Mittel von sechs Messungen.

Der Assuai lag nun vor mir, den alle Eingebornen vor 12 Uhr Mittags zu übersteigen trachten, da in den ersten Nachmittagsstunden das ungünstige Wetter den Uebergang gefährlich macht. Ich brach statt um 5 Uhr erst um 7 Uhr auf, denn die Maulthiere hatten die Nacht und den vorigen Tag nicht gefressen und das Futter war spärlich; es hatte seit Langem nicht geregnet und die Thiere starben in einigen benachbarten Districten aus Mangel an Nahrung.

Von Inca-pirca, wo noch Weizen, Mais und Kartoffeln, aber keine Baumfrüchte wachsen, steigt der Weg in das Grasland (Pajonal). Die langen rauhen Gräser der Paramos heißen Paja (Stroh) und strafen den Namen nicht Lügen, denn sie haben selbst im frischesten Zustande das Aussehen von Stroh. Hier und da wechselt die Paja jedoch mit kleinen Rasen von frischerm Aussehen, so besonders an Bächen und sumpfigen Stellen, die aber nicht von Gräsern gebildet werden. Es waren Gentianeen, Erodien, hier und da geht eine strauchartige Aster oder eine Baccharis, die Blüthen in großen Afterdolden, bis auf die höchsten Stellen des Pajonal, dazwischen die großen weißen Blüthen eines stiellosen Compositen oder das zarte Blau einer gleichfalls stiellosen Malvacee (Sida).

Zwei Leguas weiter auf der letzten Terrasse des Bergstockes ist ein kleiner See, in welchen ein Fluß fällt, der sehr bezeichnend Culebrilla heißt, denn er hat nicht nur zahlreiche Windungen, sondern wirklich das Aussehen einer großen Schlange, die zum See wie zur Tränke kriecht. Hier sind die Ruinen eines großen Steinbaues aus der Incazeit, eine Art Hospiz,

welches den Beweis liefert, wie sehr die Regierung der Incas an Staatsweisheit und Humanität der gegenwärtigen Verwaltung und herrschenden Bevölkerung überlegen war; diese läßt die alte Herberge aus der Incazeit verfallen, statt jährlich 10 oder 20 Thaler auf ihre Reparatur zu verwenden; man läßt die Wanderer, die bei schlechtem Wetter den Assuai passiren müssen, ruhig verunglücken, vom Schneesturm verwehen oder erfrieren und glaubt, man habe weiß der Himmel was für Großes geleistet, wenn man Steine auf die Leiche wirft, um sie vor dem ekelhaften Begräbniß im Magen des Condors zu beschützen, und dann ein kleines hölzernes Kreuzlein darauf setzt, und selbst das geschieht aus keinem andern Gefühle, als aus abergläubischer Furcht vor den Schatten der Opfer, deren Gebeine hier bleichen.

Die Landschaft ist ungemein melancholisch; die Pflanzendecke ist der gelbbraune Graswuchs, der weder von Bäumen noch Sträuchern unterbrochen, noch durch Thierstimmen belebt wird. Die letzte Stufe des Assuai scheint von der Lagune so nahe, daß man glaubt, sie in wenigen Minuten erreichen zu können, aber ich ritt von dort eine Stunde; am Fuße passirte ich einen morastigen Grund. Der Berg besteht aus weißlichen und grauen Porphyren; hier und da gleicht er weißem Hornsteinporphyr mit grauem Feldspath; die Farbe der übrigen Massen ist meist perlgrau bis röthlichgrau.

Der Himmel wurde kalt und düster, die Wolken verdichteten sich und sahen immer drohender aus, je näher ich ihnen kam. Der Weg ist steil und beschwerlich, und mit Mühe keuchen die Maulthiere in der verdünnten Luft den Felsweg hinan; aber hier hilft kein Erbarmen, man läßt sie eine Minute lang wieder tief einathmen, dann ermuntert man sie durch Zuruf oder treibt

sie mit Peitsche und Sporen oft sprungweise wieder hinan. Einzelne Nebelstreifen, eisig kalt, jagten vorüber, und als ich in der Mitte des Weges war, begann das Schneegestöber. Dottergelbe Ranunkeln, blaue Lupinus mit haarigen Blättern, purpurrothe Lycopodien, die wie kleine Flammen leuchten, höher oben Culcitium, in ein dichtes Wollkleid gehüllt, sind die Hauptvegetation.

Wir trieben die Thiere in einer Art, die vielleicht das Entsetzen manches Thierschützlers erregt hätte, und langten endlich auf der Höhe des Passes um 2½ Uhr Nachmittags an, nachdem ich anderthalb Stunden von dem morastigen Grunde unter großen Beschwerden zum Aufsteigen gebraucht hatte. Das Schauspiel war großartig und wild: der Wind jagte die eisigen Nebel in tausend phantastischen Gestalten an den Graten und Zacken der Porphyrberge vorüber, und ringsum zuckten Blitze durch die kalten Wolken und das Schneegestöber und gaben dem einsamen Paramo etwas Unheimliches. Die Temperatur der Luft war bis auf 1° R. gesunken und ich konnte nicht daran denken, im Winde meinen Barometer abzulesen, sondern mußte ungefähr 150 Fuß tiefer in einer, durch hohe Felsen windgeschützten Lage es thun. Ich fand die Höhe des Assuai 13,621 Pariser Fuß. Ich litt wenig, denn mich regte das grandiose Schauspiel ringsum so an, daß ich nicht daran dachte, daß wir den Weg nicht finden würden, wenn ein Zoll mehr Schnee fiele; ich machte diese Betrachtung erst, als ich den Kamm lange im Rücken hatte und schon wieder durch die wärmere, von tausend Blüthen duftende Strauchregion des nördlichen Abhanges zog. Meine beiden Leute waren aber in einem kläglichen Zustande; denn zu der Furcht vor dem Paramo, dessen Naturerscheinungen dem ungebildeten Bewohner als etwas Mysteriöses erscheinen, kam die körperliche Erschöpfung. Ich gab ihnen meine Flasche Wein

und überließ dem ganz erschöpften Jungen mein Maulthier, während ich den Niedergang zu Fuß bewerkstelligte. Der Abfall nach Norden ist weniger steil, die Bewegungen der Luft wurden weniger stürmisch und das Schneegestöber machte unten einem feinen Regen Platz, einem Paramito, wie ihn die Eingebornen nennen, der um 4 Uhr aufhörte. Unten wanderten die weißen Nebel wie geisterhafte Gestalten über die öden Paramos; im Westen leuchteten einige orangegelbe Wolken, den nahen Untergang der Sonne verkündend.

Mit dem Eintritt der Nacht kam ich in die Strauch- und um 7 Uhr in die Baumregion. Ich konnte nichts sehen und überließ mich blindlings meinem Maulthiere, das oft den Weg beschnupperte, als wollte es sich überzeugen, ob es auf der rechten Fährte sei; manchmal schlug wohl ein regenfeuchter blühender Zweig oder ein spitziger Dorn in mein Gesicht, aber vom Dufte verführt, phantasirte ich mir die schönsten Bäume und Blumen vor. Spät in der Nacht hörte ich endlich Hundegebell, das Anzeichen, daß der Instinct unserer Thiere Puma-Llacta (wörtlich das Land der Puma oder Löwen) richtig gewittert hatte. Ich klopfte gleich an die erste Hütte, wo der freundliche Indianer Feuer anmachte, um mir den landesüblichen Locro zu bereiten. Die Hütte hatte nur ein Appartement; Saal, Zimmer, Scheune, Boden, Keller und Stall waren nicht geschieden. Meerschweinchen liefen herum und die Hunde, die mir entgegengestürzt waren, zogen sich in einen Winkel zurück. Fleisch, Käse, Chicha und der Rauch bildeten eine unbeschreibliche Mischung der Gerüche, für die ich nach dem langen Ritt äußerst empfindlich war; trotzdem schlief ich lange und tief.

Morgens fand ich mehrere Bewohner des Ortes schon vor dem Hause, die ärztlichen Rath verlangten; denn jeder Fremde

muß ein Arzt und Bergmann sein. Ich machte mich auch gleich daran, mit Glaubersalz, Chinin und Dower'schen Pulvern Wunder zu wirken und bedauerte nur, dasselbe nicht auch an den wundgeriebenen, müden und hungerigen Thieren thun zu können. Mein Arriero that hier das landesübliche Beste; denn während sie einen grünen Haufen Alfalfa verarbeiteten, wusch er ihre Rücken mit Branntwein.

Auf dieser Seite des Assuai waren die Regen in der letzten Zeit reichlicher gewesen und Alles glänzte im üppigen, frischen Grün. Die Temperatur um $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens war 7,5° R.; die Höhe des Ortes ist 8751 Fuß. Um 8 Uhr ging ich langsam die Höhe hinab. Das Hauptgestein ist ein blauer Thonschiefer, im Thale ein grobes Conglomerat; auf dem erstern ist eine reiche Humusschicht und eine üppige Strauchvegetation, auf letzterm walten Säulencactus vor, welche die Höhe von 24 Fuß erreichen, mit großen weißen und rothen Blüthen; auf ihnen schmarotzen große Tillandsien. Ich hatte nie zuvor eine solche Menge Parasiten auf Cacteen gesehen; viele erreichten die Höhe von 30 Zoll und gaben durch die breiten umgebogenen Blätter und die senkrechte Spindel ihren Trägern ein noch phantastischeres Aussehen. An den etwas feuchtern Stellen im Thale sah ich eine Menge großer kugelförmiger Staubschwämme (Bovista).

Ich passirte den Fluß und stieg auf der andern Seite der Berge nach Guasuntes hinauf, das ich um $10\frac{1}{2}$ Uhr erreichte. Die Luft hatte eine Temperatur von 13° R. Es liegt niedriger als Puma-Llacta, seine Höhe ist 7948 Fuß. Nach kurzem Aufenthalte ritt ich nach Alausi. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich sah, daß man am Wege arbeitete; es ist etwas Unerhörtes; aber der Präsident wollte die südlichen Provinzen bereisen und die Behörden suchten sich in gutem Lichte zu zeigen.

Alausi liegt in einem 7264 Fuß hohen Thale, das hydrographisch der Westseite der Cordilleren angehört, denn seine Wässer fließen nach der Südsee; seine Bodentemperatur ist 12,6° R. Die Straßen der Stadt sind winklig und uneben, das Aussehen des ganzen Ortes ist der der Verkommenheit, obwohl 6000 Einwohner dort leben sollen. Die Häuser sind ebenerdig, aus Adobas gebaut und mit Stroh gedeckt. Ich wollte noch denselben Tag das Schwefellager, zwei Leguas von der Stadt, besuchen, es war jedoch unmöglich, meinen Wirth zu bewegen, mir einen Führer zu besorgen. Ich mußte ein Dutzend Kranke, die meist an Dysenterie darniederlagen, besuchen und noch viel mehr Goldsucher abfertigen, die in dem an Mineralien reichen Districte zahlreich sind und mir Schwefelkiese brachten, um zu erfahren, wie sie aus denselben Gold erhalten könnten. Ich fand allgemein die Meinung unter ihnen, daß verborgene Metalladern sich des Nachts durch Lichterscheinungen kenntlich machen, die sie Quema nennen.

Zu den Schwefelgruben führt am Abhang steiler Hügel ein schmaler Weg, unter dem die Erde oft hinabgerutscht ist, wie kleine Bergschlipfe um Alausi überhaupt häufig zu sein scheinen. Die Schwefelgruben liegen am Tage in einem Lager von röthlichweißem Quarz, welcher den Glimmerschiefer durchbrochen hat. Ich fand nirgend Krystalle, sondern derbe Massen, oft von einigen Zoll Durchmesser. Ein Theil des Schwefels geht nach Quito, ein anderer nach der Seeküste und nach Cuenca, wo Schwefelsäure in kleinen Quantitäten in kleinen bleiernen Apparaten erzeugt und meist in der einheimischen Färberei verwendet wird. Das Pfund Schwefelsäure wurde in Cuenca zu 2 bis 3 Pesos verkauft! Ich kehrte von den Schwefelgruben nicht nach Alausi zurück, sondern ritt durch ein, mit spärlicher

Vegetation bedecktes Thal nach Ticsan, wohin ich meine Leute und Thiere auf der directen Straße vorausgesendet hatte. Von dort stieg ich wieder nach Nordost einen Höhenzug hinan, um in das Thal zwischen den beiden Hauptcordilleren zu gelangen.

Der ganze Thalweg bis Guamote ist höchst monoton, es ist entweder tiefer, feiner Sand oder grobes Geröll, der Grund eines alten Seebodens, dessen Geröllbänke oft terrassenförmig geschichtet sind. Die Vegetation ist ein spärlicher Graswuchs, der nur an den Bächen durch kleine Gebüsche von hohem Schilf (Arundo) unterbrochen wird, welches oft das Hauptmaterial beim Häuserbau bildet, da es nicht bloß zum Dachdecken, sondern auch zu den Wänden verwendet wird. Die Cordillerenketten haben hier, so weit sie aus dem Thale sichtbar sind, ein sehr einförmiges Aussehen, und erscheinen als lange Rücken ohne alle weitere Gliederung oder Verzweigung; da ihre Erhebung über die Thalsohle nur gering ist, bringen sie nicht einmal den Eindruck des Großen hervor und die sieben spanischen Meilen von Ticsan nach Guamote waren für mich der langweiligste Weg, den ich je in den Cordilleren gemacht habe. Auf dem ganzen Wege fand ich keine einzige Hütte, ich war daher sehr froh, als das Hundegebell die Nähe des Ortes verkündete. Ich stieg bei einem der Honoratioren ab, der ein aus Adoben gebautes Haus bewohnte. Ich hatte alle meine Bequemlichkeiten auf ein Minimum reducirt, aber selbst diese erregten die Verwunderung der Leute, und als mein Wirth sah, daß ich in dem mir angewiesenen Zimmer eine Stearinkerze anzündete, theilte er seinen Hausgenossen mit, daß wir Europäer das Geld zum Fenster hinauswerfen. Das Beleuchtungsmaterial, selbst der Reichern, besteht in einigen Talgstücken in einer zerbrochenen Schale oder andern Gefäßtrümmern und einem rohen Baum-

wollendocht. Die Flöhe, welche im Tieflande eine bescheidene Rolle spielen, waren hier, wie überall auf dem Hochlande, eine fürchterliche Plage und ich sicherte meine Nachtruhe nur durch den freiesten Gebrauch des persischen Insectenpulvers.

Guamote liegt in einer Höhe von 9207 Fuß, das Klima ist schon ziemlich rauh; Bronchialkatarrhe sind häufig. Die Luft hatte Morgens 7 Uhr 6,6° R. Die Bewohner gehen daher Morgens und Abends immer in Mänteln aus oder in schweren Ponchos, die sie auch im Hause nicht ablegen, denn Kaminfeuer sind unbekannt. In der Tracht spricht sich die Unbekanntschaft mit europäischem Luxus aus und selbst die Bemittelten tragen Schuhe aus rohen Häuten, die Haarseite nach auswärts gekehrt. Ich hatte erst den andern Morgen Gelegenheit, den Ort zu betrachten, in welchem nur die größern Häuser aus Adobas, die kleinern aber aus Schilfrohr gebaut sind. Man säet Weizen, Gerste und Kartoffeln im Januar, Mais im November. Die Vegetationsperiode ist beinahe ein Jahr auf den Höhen, im Thale reift jedoch eine Spielart der Kartoffel in sechs, eine andere in acht Monaten. Kartoffel und Gerste sind die Hauptnahrungsmittel; das Gerstenmehl wird auch hier allgemein geröstet. Der Mais leidet häufig durch Nachtfröste, die selbst im Sommer nicht selten sind. Das von den alten Peruanern angewendete Verfahren, die Saaten in hellen und daher auf dem Hochlande immer kalten Nächten durch Rauch zu schützen, kennt man nicht oder wendet es nicht an. Obst kommt noch fort, ist aber schon von schlechter Qualität und reift immer spät. Daß Ecuador trotz seiner primitiven Zustände kein billiges Land ist, sah ich aus den Preisen der nothwendigsten Lebensmittel. [3]) Cacao und Zucker gehören auch hier zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen; Rohzucker (Rapadura) wird entweder für sich

allein, oder mit Brot gegessen und scheint das Fett in der Nahrung unserer Alpenbewohner, als reines Respirationsmittel, zu vertreten und steht vielleicht auch mit der Gallensecretion in Verbindung. Große Quantitäten Zucker werden in anderer Form auch mit eingesottenen Früchten und mit der Schokolade gegessen. Die letztere trinkt man, wie überall in den spanischen Ländern, dick, meist zweimal des Tages, aber immer in Wasser gekocht; ich fand sie sehr schwer verdaulich, obwohl gut nährend bei großen Strapazen; ausgezeichnet ist sie jedoch mit gleichen Theilen Kaffee gemischt. Der Käse ist ein Hauptnahrungsmittel, er wird allein gegessen oder mit Brot, mit Kartoffeln, in der Suppe, die dann Locro di queso heißt, zerbröckelt in der Schokolade und als Nachtisch allein oder mit eingesottenen Früchten. Die reizlosen und schwer verdaulichen Nahrungsmittel machen die Menge des rothen Pfeffers zum Bedürfniß, welcher theils frisch im halbreifen (grünen) und reifen (rothen) Zustande gegessen wird; der reife wird getrocknet und gepulvert aufbewahrt, gewöhnlich aber zerrieben mit Fett, Zwiebeln und Salz leicht geschmort als Paste angewendet. Er wird in solcher Quantität genossen, daß er oft die Schlingorgane reizt und Schluchzen erregt. Wer sich auf eine noch so kurze Reise begibt, versäumt es nie, sich mit den drei Hauptartikeln: Schokolade, Zucker und Käse zu versorgen. Butter wird nur wenig bereitet und ist oft gar nicht zu bekommen; da die Nachfrage darnach nur sehr gering ist, so wird auch wenig Sorgfalt auf ihre Bereitung verwendet, und ich sah sie oft in einem Zustande, in welchem sie höchstens noch zum Einschmieren der Stiefel tauglich war. Alle Preise sind sehr schwankend und steigen im Fall einer theilweisen Mißernte bedeutender als in andern Ländern, selbst wenn in den benachbarten Provinzen ein Ueberfluß an Nahrungsmitteln

herrscht, da der Transport sehr kostspielig ist. Auch die Hausthiere sind nicht so billig als man glauben sollte.[4])

Der Weg begann erst nach einigen Leguas allmälig zu steigen und ich sah Mittags den ersten Schneeberg der Anden von der Höhe von Polocate; es war der Tunguragua, der wie eine große silberne Kuppel die Massen von Licht zurückwarf und grade im Norden vor mir lag. Nachmittags zerrissen die Wolken im Westen und ich sah auf einmal den Riesenberg, den Chimborasso, im glänzenden Schneemantel. Leider genoß ich den Anblick nicht lange in voller Pracht, denn die Wolken begannen bald wieder ihr Spiel und ließen nur noch einzelne Schneefelder durchleuchten. Bald darauf passirte ich Nauta, von wo der Weg über steile Abhänge in die Ebene, in der Riobamba liegt, hinabgeht. Hier und da fand ich Reste eines Straßenpflasters aus der spanischen Zeit, das meist aus großen abgerundeten Steinen und Geschieben besteht; an manchen Orten wird es von den Eingebornen als Steinbruch benutzt zu den Grundmauern ihrer Hütten. Das Hinabreiten auf dieser Straße voll Löcher mit den großen glatten Geschieben wäre für unsere Pferde eine harte Aufgabe, die im Lande sind aber so daran gewöhnt, daß es für sie kein Hinderniß ist, und ihre Hufe sind so fest, daß sie wenig von dem harten Gestein leiden, trotzdem daß der Hufbeschlag unbekannt ist. Auf dem Wege begegnete ich großen Trupps heimkehrender Indianer in allen Stadien der Trunkenheit. Einige waren zu Fuß, andere saßen auf Eseln oder schlechten kleinen Pferden oft zu zweien auf einem Thiere; einige ritten auch auf Lamas, die Weiber gingen jedoch zu Fuß. Es ist hier charakteristisch: wenn eine indianische Familie nur ein Pferd oder Maulthier hat, so reitet es der Mann; bei der weißen Bevölkerung ist es umgekehrt, der Mann geht entweder zu Fuß oder nimmt die

Frau hinter sich auf's Pferd, die sich dann an seinem Gürtel festhält. Es erinnert mich sehr an manche Bilder aus dem frühen Mittelalter, wo die Frau hinter ihrem Stallmeister sitzt.

Gegen 4 Uhr war ich in der Ebene; ich hatte jedoch meine Rechnung schlecht gemacht, Riobamba, das ich von der Höhe so deutlich gesehen hatte, war jetzt völlig unsichtbar. Der größte Theil der Ebene ist mit Sand und Gerölle bedeckt und bietet ein trostloses Bild von Oede, großer Verlassenheit und Unfruchtbarkeit; die fruchtbaren Stellen sind nur an den Flüssen und Bächen, die alle breite, tief eingeschnittene, schluchtenartige Betten haben. An diesen kommt Strauchwerk von Salvien und Lantana vor, die oft gelbe, rothe und violette Blüthen zu gleicher Zeit an demselben Strauche trägt. Hier und da fand ich eine holzige kleine Gesneriacee mit rothen Blüthen, strauchartige Astragalus und kleine Valerianen. In den Hecken sind hohe Baccharis mit bräunlichgrünen Blättern und kleinen zahlreichen weißen Blüthen in Afterdolden und ein strauchartiger Syngenesist, dornig wie unsere wilden Rosen mit schönen blaßrothen bis violetten Blüthen, die Barnadesia. Ich langte vor Sonnenuntergang in San Luis an, einem hübschen Dorfe mit einer Allee hoher, schlanker italienischer Pappeln am Flusse. Es war die erste große Baumgruppe, die ich seit Alausi gesehen hatte.

Fünftes Capitel.

Riobamba. — Procession. — Bergpanorama. — Basan. — Anblick des Sangai. — Rückreise nach Riobamba. — Alter Schmuck. — Truppen. — Hahnenkampf.

Mit Anbruch der Nacht ritt ich in Riobamba ein und gerieth in die Mitte einer Procession. Welch ein phantastisches Schauspiel bot sich dar! Ueber hundert Fackeln und Laternen erleuchteten den Platz und einen langen Maskenzug von Cucuruchus, Turbantes und Almas-santas, der aus der Kirche kam. An den Glocken wurde aus Leibeskräften gehämmert; eine Schaar Violinspieler und eine Militärmusikbande, denen ein Sängerchor folgte, machten auf ihren verstimmten Instrumenten ein Concert. Die Cucuruchus und Turbantes, die eine fromme Brüderschaft bilden, tragen lange Dominos aus schwarzen, weißen, oft aber auch rothen oder braunen, geglänzten Baumwollenstoffen, manchmal aus Seide. Das Gesicht ist mit einer Seidenmaske bedeckt oder ein schwarzer, dichter Schleier vorgebunden, in dem sich die Oeffnung für die Augen befindet, und eine zuckerhutförmige Mütze bedeckt den Kopf. Die Almas-santas unterscheiden sich von ihren Brüdern nur durch die größere Dimension der Zuckerhüte, von denen einige die Höhe von 20 Fuß er-

reichten und mit langen fliegenden Bändern bedeckt waren; diese, offenbar die Großwürdenträger der Brüderschaft, hatten vier bis sechs Consacramentales, welche die Enden der längsten Bänder hielten. Am östlichen Horizont leuchtete von Zeit zu Zeit ein hoher, rother Feuerschein auf und erhellte die schwarzen Rauchwolken des Sangai, dessen Detonationen wie ein dumpfer Donner durch den Kirchengesang hörbar waren. Das ganze Volk betheiligte sich mit einem wahren Enthusiasmus. Obwohl ich solche Maskenzüge schon in Chili gesehen hatte, war ich doch so überrascht, daß ich gar nicht daran dachte abzusteigen, aber auch die Erscheinung eines Fremden, vielleicht eines Ketzers, zog die Aufmerksamkeit auf mich. — Einer der ersten Herren, die auf mich zukamen, war der Gouverneur, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte.

Am nächsten Morgen war ich bei Sonnenaufgang schon im Freien. Läßt sich auch von Riobamba als Stadt mit ihren angeblichen 12,000 oder gar 16,000 Einwohnern nichts berichten, außer daß sie einige wenige Häuser mit einem Stockwerk und viele aus Schilf gebaute oder überkleidete Behausungen und mehrere Kirchen besitzt, so ist das Panorama um so großartiger und vielleicht das schönste, das es auf Erden gibt. Drei Viertheile des Horizonts sind mit den entschlafenen, jetzt mit glänzendem Schnee bedeckten Feuerbergen eingefaßt; im Westen erhebt sich wie eine Riesenglocke aus Silber der Chimborasso, von dem scheinbar ein beschneiter Rücken nach dem Caraguirasso hinzieht;[5]) im Nordosten ragt der an seinem Fuße waldbekränzte Tunguragua wie eine schöne große Kuppel gen Himmel und neben ihm in Ostsüdost von Riobamba der Capac-Urcu (der König der Berge), der Altar der Spanier,[6]) welcher der östlichen Cordillerenkette und zwar dem hohen Zuge der Cordilleren von Cuvillin angehört,

und sowohl durch seine Masse, als durch seine malerischen Umrisse zu den großartigsten Formen gehört. Man muß ihn lange durch das Fernrohr betrachten, um alle tiefen Barrancos und die scharfen Grate zu sehen, die an seinen Wänden herablaufen und deren Farbe weit dunkler und im schönsten Blau erscheint neben dem blendenden Schnee. Sein ungeheurer Krater ist stellenweise eingestürzt oder geborsten, aber viele einzelne Spitzen ragen wie die Zacken einer Mauerkrone hervor. Am schönsten sind die zwei großen überhängenden Hörner, die zwei äußeren und höchsten Punkte des Kraters. Vierzehn Jahre vor der Invasion des Incaheeres unter Huayna-Capac war sein Gipfel, der nach der Erzählung des Kaziken Collaguaso einen vollständigen Kegel, weit höher als der Chimborasso, gebildet haben soll, nach sieben bis achtjähriger Arbeit unter allgemeiner Verwüstung eingestürzt. Am südöstlichen Horizonte erhebt sich eine ungeheure senkrechte Rauchwolke von der Form eines umgekehrten Kegels; sie bezeichnet den Sangai, der zwar nicht sichtbar ist, aber der durch sein donnergleiches Tosen, das Tag und Nacht gehört wird, durch seinen häufigen Aschenregen und durch den glühenden Feuerschein am nächtlichen Himmel seine Nähe den Bewohnern Riobambas verkündet und sie oft mit Angst und Schrecken erfüllt, daß auch Neu-Riobamba das Schicksal des alten theilen könne, das am 4. Januar 1797 zerstört wurde und wobei 20 bis 30,000 Bewohner der Umgegend das Leben verloren.[7])

Mein Wirth war über meinen Wunsch, sogleich nach dem Sangai zu gehen, sehr erfreut und führte mich bei einem der Einwohner ein, der die Umgebung des Sangai kennt, da er in der Entfernung von zwei Tagereisen davon Besitzungen hat. Dieser gab mir einen seiner Diener als Wegweiser mit und ich

sollte auf seiner Hacienda ein Pferd und zwei Indianer finden, wofür ich ihm zwanzig spanische Thaler zu bezahlen hatte.

Am 17. Januar Morgens wurde ich schon um halb 5 Uhr geweckt, aber es dauerte drei Stunden, bis die wenigen Dinge, die ich mitnehmen sollte, in Ordnung und verpackt waren. Mein Gepäck war nicht schwer und bestand hauptsächlich aus einigen Provisionen (20 Pfund Fleisch) und zwei Wolldecken, die mir als Lager beim Campiren im Freien dienen sollten. Ich hatte mich auf den Rath meines Wirthes mit einem Paar Alpargatos, das ist Sandalen aus Agavestricken, versorgt, welche beim Bergsteigen besser sein sollen als Stiefel; ich fand sie aber in der Praxis zu unbequem. Mein Führer hatte noch vielerlei zu thun: Abschied von seiner Familie zu nehmen und einen Abschiedstrunk mit seinen Freunden zu trinken. Ich selbst entging nur mit Noth mehreren Einladungen, hier und da zu frühstücken oder doch ein Paar Gläser Anisado zu trinken. Endlich wurden wir mobil, und da die Thiere und die Wege erträglich gut waren, machten wir einen fleißigen Gebrauch von den Sporen und ritten mit der Schnelligkeit von zwei spanischen Meilen in der Stunde, bis wir Basan erreichten.

Der Weg bietet nichts Interessantes dar; bis San Luis ist das Terrain gebrochen, doch stellenweise cultivirt; am Flußufer sind schöne rothe Breccien. Die Richtung von dort aus war im Anfang östlich und dann südöstlich über Licto. In einer Entfernung von ungefähr zwei Meilen erblickte ich das viel größere Punin, das mit seiner weißen Kirche sehr freundlich aussieht. Ich ritt dann über einen Bergzug und gelangte in das Thal des Rio de cebadas, dessen Lauf ich eine halbe Legua weit folgte, bis zur Brücke, die zu meinem Erstaunen in einem

ganz erträglichen Zustande war. Auf der benachbarten Höhe liegen die Felder, welche zur Hacienda de Basan gehören.

Der Majordomo hatte keinen kleinen Schreck, als er hörte, daß ich zwei seiner Indianer und Pferde für mich und meine Begleiter haben wolle, um den Vulcan zu besuchen. Er fand es unbegreiflich, wie ich Riobamba zu einer Zeit verlassen könnte, wo es jeden Tag der Charwoche entweder Feste oder Processionen gäbe. Es war noch nicht 1 Uhr Mittags, als ich ankam, und ich hatte gehofft, meinen Ritt bis zu den Kämmen der östlichen Bergketten fortsetzen zu können. Aber der Majordomo erklärte, daß dies unmöglich sei, da die Pferde auf der Weide und die Indianer auf dem Felde wären. Als er sah, daß ich mich fügte, versuchte er auf's Neue, mich von meinem Vorhaben abzubringen, indem er mir schlechtes Wetter prophezeite. Ich suchte mir die Zeit so gut als möglich zu vertreiben und zog Erkundigungen über die Cultur der Nahrungspflanzen ein. Basan liegt 9041 Fuß hoch. Es wird hier und selbst noch 600 Fuß höher Weizen gebaut. Die Aussaat ist im December und Januar, auf der Höhe jedoch im November, die Ernte im August; Mais wird im November auf allen Punkten gesäet und im August geerntet. Die Aussaat der Gerste geschieht im September auf den höhern Punkten und wird im Juli und August geerntet. Die Kartoffeln werden im November und December angebaut und im Juli geerntet, auf den Höhen aber ist die Ernte und Aussaat einen Monat später. Die Bodentemperatur fand ich 11,2° R. Auf der Hacienda werden Rinder, Pferde und Schafe gezüchtet. Die Schafe werden einmal geschoren, geben durchschnittlich aber nur 1 Pfund Wolle.

Spät Abends kamen die zwei versprochenen Indianer, sie trugen weite ungebleichte Leinwandhosen, die bis an die Knie

reichten, einen Wollponcho über dem Hemde und große weiße Cylinderhüte aus Filz mit drei Finger breiten Rändern. Solche Hüte, so wie Panamahüte, werden häufig mit rother oder gelber geölter Leinwand zum Schutz gegen Regen überzogen.

Der Majordomo gab seinem Sohne Unterricht in den Elementen der Mathemathik. Ich war über die Fassungskraft des Mannes erstaunt, der seinem Söhnlein auf dessen Fragen, was ich mit diesen sonderbaren, versilberten Stäben thäte, womit er meine Barometer meinte, ihm ruhig erklärte, daß sie Ellen seien, nur anders gemacht wie die des Krämers, mit denen ich die Berge messe.

Der Sangai donnerte in langen Zwischenpausen durch die stille Nacht, der Mond war aufgegangen und goß sein mildes Licht durch die mit Dünsten gefüllte Luft, welche die Berge in einen Schleier aus Silbergas hüllte; ich blieb lange wach, um mich an der schönen Beleuchtung zu erfreuen.

Am andern Morgen brach ich früh auf, passirte die Hacienda Vargualla, den Fluß Zanamputte und eine Stunde darauf einen Hato, das ist eine Viehwirthschaft, die letzte Ansiedlung. Ich überstieg darauf einen hohen Berg, dessen Vegetation ausschließlich aus Gräsern bestand. Das Thal auf der andern Seite öffnet sich in südöstlicher Richtung, ist zwei Leguas lang, aber sehr versumpft und das Fortkommen nur längs der Abhänge der Hügel möglich; aber auch dies war sehr beschwerlich, denn eine Menge Gräben und Bäche, welche sich in den Fluß in der Mitte des Thales ergießen, verzögerten das Fortkommen und mahnten zur Vorsicht. Die Pferde sprangen über die schmälern Gräben mit Leichtigkeit, aber über die größern ließ ich sie allein setzen und zog es vor, durchzuwaten oder nachzuspringen, denn selbst in dem sumpfigen Boden bilden die Riedgräser kleine Rasen,

die etwas mehr Festigkeit dem Fuße bieten; sie stehen aber in so bedeutenden Entfernungen von einander, daß ich sie mehr als einmal verfehlte, wobei ich bis in die Mitte der Schenkel in den morastigen Grund einsank. Nach einem mühsamen Marsch von 3 Stunden und Entfaltung aller Turnkünste erreichte ich das Ende des Thales und damit festern Grund. Ich bestieg wieder das Pferd und ritt ohne allen Weg die Berge hinan. Nur selten kommen Menschen hierher; es sind Jäger, welche Tapire jagen, die in dem hohen Grase schmale Wege austreten, aber auch diese Spuren sind bald überwachsen oder vom Aschenregen bedeckt. Die Vegetation ist höchst einförmig; es sind Carex, Andropogen, Bromus und die langen, zarten Rispen der Stipa. Ihre Farben sind düster, meist ein gelbliches, braunes oder graues Grün; die Stengel sind hart, die Blätter rauh und scharf; sie geben ein schlechtes, ärmliches Futter und gleichen selbst vor der Blüthe dem Stroh. Die Entwicklung aller Gräser ist kolossal in dieser Localität im Vergleich zu denen der übrigen Paramos; denn der vulcanische Aschenregen, der hier beständig fällt, wirkt wie ein mineralischer Dünger. An den Rinnsalen der Bäche zeigt die Vegetation allein einige Abwechslung. Es sind rothe und blaue Enziane, niedrige, strauchartige Baccharis, deren Blätter sich dachziegelförmig decken und so im Habitus manche Lycopodien nachahmen, gelbe Swertzien, einige Alsineen, ein gelber Ranunkel, eine blaue kleine Iridee (Sysyrhynchum) und zarte Sauerkleearten (Oxalis).

Nachmittags um 2 Uhr langte ich auf dem Kamm der Höhen an, welche dichte Nebel, die sich von Zeit zu Zeit bildeten, bedeckten und mich nöthigten, stille zu halten, bis sie wieder zerrissen, um mich nicht zu verirren. Ich setzte meinen Weg ungefähr anderthalb Meilen auf den Kämmen des Paramo

Yayapungu fort, bis ich zu einer tiefen Einsattlung gelangte. Mein Führer sagte mir, daß wir von hier aus eine schöne Ansicht des Sangai haben würden, wenn das Wetter sich aufhellte. Ich fand die Höhe 12,508 Fuß, die Temperatur stand auf 3,4° R.; da eben eine Wolke passirte, zeigte der trockene und der nasse Thermometer keine Differenz. Es waren wenig tröstliche Aussichten für den Comfort der Nacht, dessenungeachtet beschloß ich hier zu übernachten und schickte die Indianer hinab in die Einsattlung, um Wasser und wo möglich Brennmaterial zu holen. Beim Eintritt der Nacht war der Thermometer bis auf 2,8° gesunken, und ich war genöthigt, mich durch fortgesetzte Bewegung warm zu halten. Diese erzwungene Promenade in nassen Alpenschuhen und Beinkleidern zwischen dem hohen Gras auf dem unebenen Grunde war nicht besonders angenehm. Endlich kamen meine Indianer mit einem Topf voll Wasser und einem kleinen Bündel dünner Reiser. Es dauerte einige Zeit und erforderte alle Geschicklichkeit der Leute, ein Feuer anzumachen und einen schlechten Thee zu bereiten, da in solcher Höhe der Siedepunkt des Wassers schon bedeutend herabgerückt ist. Im kalten Bergnebel gewährte die Bereitung eines warmen Getränkes und das Trocknen der Kleidungsstücke ein Vergnügen, von dem Niemand eine Ahnung hat, bis er es durchmacht.

Die Nebel sanken allmälig tiefer und bildeten große weiße Bänke, welche die Thäler ausfüllten und ihnen das Aussehen großer Seen gaben. Aus diesem Nebelmeere stieg der Feuerberg allmälig wie ein großer blauer Kegel in die Luft. Sein Durchschnitt bildet ein gleichschenkliges Dreieck, dessen Scheitelwinkel 100 — 110° mißt. Eine kolossale Rauchsäule steigt continuirlich aus seinem Krater. Unten erscheint sie gleichfarbig, an dem obern Theile lassen sich jedoch deutlich zwei verschiedene

Schichten unterscheiden, eine schwarze und schwere, die aus den mineralischen Bestandtheilen der Auswurfsmaterie besteht; darüber schwebt eine zweite größere aber dünnere, von wolkenartigen Umrissen, die im Mondlicht glänzend weiß erscheint; es ist der ausgestoßene Wasserdampf, der sich in den obern kalten Luftschichten verdichtet und wie eine ungeheure weiße Wolke aussieht, deren unterer Rand schwärzlich grau ist und die auf einem schwarzen Schaft flattert.

Die Eruptionen sind nicht immer gleich, bald rauscht es wie ein Wasserfall, bald wie ein Trommelwirbel, dann folgt lautes Krachen wie die Explosion der Breitseite ganzer Batterien, dazwischen hört man wieder ein Dröhnen, ähnlich dem, welches der Dampf verursacht, wenn man ihn aus einer Dampfmaschine ausströmen läßt; dann folgen Momente der Ruhe, aber das Ausstoßen der Asche, die wie ein ungeheurer Baum aus dem Krater auffliegt, dauert ununterbrochen fort. Die Italiener haben Recht, die Rauchsäule mit einer Pinie zu vergleichen. Von Zeit zu Zeit flatterte über dem schwarzen Aschenbaum die fliegende weiße Fahne, eine hohe Säule von Wasserdampf, der sich in der kalten Luft condensirte; oft wird die untere Rauchsäule von Feuerschein erhellt, bald ist es eine vorübergehende blitzartige Erscheinung, bald eine länger anhaltende Lohe; manchmal steigen aber ganze Feuergarben von Lapilli hoch in die Luft, von denen ein Theil wieder in den Krater zurückfällt, ein Theil aber wie eine feurige Cascade über den Kraterrand herabrollt. Um Mitternacht sank der Thermometer auf 0° R. Für einige Zeit erhoben sich die Nebel und es schien, als versänke der Feuerberg im Nebelmeer.[8]) Ich versuchte gegen 1 Uhr zu schlafen, aber vergebens, die Aufregung war zu mächtig. Um $5^1/_2$ Uhr zeigten sich schon einige morgenrothe Wolken, der Thermometer

war 2° unter 0 gesunken. Mit der kommenden Sonne geriethen die schlafenden Nebel in Bewegung, ein Berg nach dem andern verschwand und zuletzt versank auch der Vulcan in den wogenden weißen Bänken wie ein nächtlicher Spuk.

Mein Führer sagte mir, daß nur ein Weg hinabführe, um in das Valle de Culebrillas zu gelangen. Zuerst mußten wir den Berg hinab; es war ein beschwerlicher Marsch durch vier bis fünf Fuß hohes, mit vulcanischer Asche bedecktes Gras. Im Thale waren so viele Sümpfe und ein Fluß mit so steilen Ufern, daß ich mit den Pferden nicht passiren konnte; ich ließ diese unter der Obhut eines Indianers zurück. Ich, mein Führer und der zweite Indianer, beladen mit einer Decke und Provision für drei Tage, machten uns auf den Weg. Nach drei Stunden erreichte ich das Ende des Thales und setzte in Nebel und Regen über einen Querriegel, der dieses Thal von Valle de Culebrillas trennt. Von der Höhe versuchte ich in südlicher Richtung, als der dem Vulcan nähern, hinabzusteigen; es war ein saures Stück Arbeit, da die Abhänge steil sind und vom Regen schlüpfrig waren. Wo das scharfe, rauhe Gras aufhört, beginnt das niedrige, aber schöne Strauchwerk von Cacalia, Melastomen, dunkelgrünen Fuchsien, Baccharis, stacheligen Berberis und schönem drei Fuß hohem Hypericum mit großen goldgelben Blüthen und heidekrautartigen Blättern. Stellenweise machten meine Begleiter mit ihren Machettas eine Art rohe Stufen, um einen sichern Tritt an gefährlichen Punkten zu haben. An andern Stellen kletterten wir, uns an das Strauchwerk haltend, oder rutschten auf den Theilen, die in der Regel zum Sitzen bestimmt sind, in die Tiefe. Höher oben tritt das Strauchwerk nur inselartig auf zwischen steinigen Stellen, die von nacktem Granit- und Gneisboden gebildet werden. Das Thal erweitert sich und

wird von einem rasch fließenden Bache, der mit hübschen Sträuchern eingefaßt ist, bewässert; der übrige Boden des Thales ist mit denselben rauhen Gräsern bedeckt wie die Berge, die es umgeben.

Ich überschritt die Culebrilla um 3 Uhr Nachmittags und suchte an den nördlichen Abhängen einen trockenen Lagerplatz mit der Aussicht auf den Vulcan. Während des ganzen Marsches war der Indianer mit seinem großen Pack auf dem Rücken voran und brach Bahn durch Gräser und Sträucher. Er war so frisch wie den Tag zuvor, obschon er zwei Tage ununterbrochen zu Fuß ging, während ich und mein Führer, der ein geübter Jäger ist und in dieser Gegend oft Tapire und Hirsche jagte, also an solche Excursionen gewöhnt sein sollte, ganz erschöpft waren.

Der Abend war mild und angenehm, aber ein dünner Wolkenschleier, durch den die Sterne nur matt schimmerten, deutete auf Aenderung im Wetter. Leuchtkäfer umschwärmten das Feuer und kamen selbst auf meine Hand, meinen Cigarrenstummel für ein leuchtendes Wesen ihrer Art haltend. Auch mein Führer war nicht unbesorgt wegen des Wetters und hatte eine Menge Reiser gesammelt, um ein Dach aufzurichten. Unsere Furcht war nicht ungegründet, aber unsere Vorsichtsmaßregeln unzureichend; nach Mitternacht fing es an, ganz leise zu regnen und lange vor Tagesanbruch wurde ich durch die Empfindung des unter mir angesammelten Wassers geweckt. Die Höhe des Lagerplatzes war 10,481 Fuß, die Luft hatte $6^1/_2$ Uhr Morgens 4,4° R. Mein Poncho, der mir als Bettdecke gedient hatte, war mit einer einen Viertelzoll dicken Schicht von Aschenbrei überzogen.

Bei diesem Regen war weder an ein Bleiben, noch an ein Vorwärtsgehen durch das versumpfte Thal der Culebrillas zu

denken, und so trat ich mit Widerstreben den Rückweg an. Ich bestand jedoch darauf, über die nördlichen Abhänge zurückzugehen, die ich auch viel weniger beschwerlich fand. Eine Strecke von einer Meile ungefähr folgte ich dem Wege, welchen die Tapire durch das hohe Gras gemacht hatten nnd fand ihn nicht viel schlechter als manchen Camino real (königliche Heerstraße, ein Name, mit dem alle Hauptwege im spanischen Amerika bezeichnet werden), aber angenehm war das Aufsteigen auch auf dieser Seite nicht. Ich war durch und durch naß und an keinem Kleidungsstücke war die Farbe zu erkennen, da der Regen mit der Asche überall breiartige Ueberzüge bildete; der Boden war schlüpfrig und ich mußte mich beständig an die scharfen Gräser halten, die mit einer Substanz bedeckt waren, die einem flüssigen Trachyt glich. Nebel und Regen hielten abwechselnd bis 2 Uhr an. Ich fürchtete die Richtung zu verlieren, denn die Aussicht auf die Berge war durch die Nebel verhüllt, selbst die Detonationen des Sangai waren nicht hörbar durch die dichten Wolken und Nebelschichten. Nach vielen Kreuz- und Querzügen langte ich endlich im Thale Chagnai an, wo ich die Pferde gelassen hatte. Mich erwartete ein großer Comfort, da ich dort unter meinem Sattel trockene Wäsche und Kleider fand. Ich schabte den hart gewordenen Brei von Händen und Gesicht, aber Bart und Haare blieben für den Kamm noch unwegsamer als die Paramos für mich.

Die Höhe von Chagnai ist 11,383 Pariser Fuß; die Luft hatte Nachmittags 4 Uhr 7,8°, der nasse Thermometer 7,4° R. Die Indianer bauten mir eine Hütte aus Reisern, die wir mit Grasbündeln bedeckten, und da ich sie mit einem kleinen Rinnsal umgab, so blieb ich trotz des nächtlichen Regens ziemlich trocken. Wenn auch die Paramos wenig Comfort bieten, so haben sie

doch einen vor den Indianerhütten und selbst vor dem Hause der Gente distinguida voraus, daß es hier keine Flöhe gibt. Ich fand in dem Thale ziemlich viele Schnecken und Batrachier. Ein Hacendado wollte hier eine Stuterei errichten und Rindvieh züchten, er war aber genöthigt, Beides aufzugeben; die Thiere fingen an, hinzusiechen und ihre Zähne nützten sich schnell ab in Folge der großen Menge Asche, die überall auf den Gräsern liegt. Alles Gras mußte für meine Pferde geschnitten und in den Bächen gewaschen werden, ehe es verfüttert wurde, denn das hohe Gras wirkte wie ein Aschenfänger.

Ich überschritt am nächsten Tage den Paramo und passirte die auf der andern Seite liegende Quebrada de Taba mit ihren vielen Sümpfen ohne Unfall und langte Nachmittags im Hato vom Zanampatu an. Um den Hato liegen einige Felder mit Pferdebohnen, Kartoffeln und Gerste bepflanzt, wie eine Culturinsel im Pajonal. Die Höhe ist 10,188 Fuß; Mais und Weizen werden nicht mehr gesäet, weil die Ernte schon zu unsicher wird. Die Bohnen brauchen 6 — 8, Kartoffeln 8 — 9 und die Gerste bis 10 Monate zum Reifen. Der Aufseher wohnt mit seiner Familie in einer kreisrunden Strohhütte, die wie ein großer Bienenkorb aussieht, in deren Mitte ein Verschlag von Baumzweigen wie ein Sanctuarium das Schlafgemach bildet. Das Gestein der nächsten Umgebung besteht aus Thonschiefer mit Alaunstein und Eisenkiesen; ich traf tiefer unten auch einen Graphitgang. Nahe beim letzten Ort tritt rother und grüner Glimmerschiefer auf, der von Quarzgängen durchbrochen ist. Die niedrigen Bäume waren alle mit scharlachrothen Blüthen bedeckt, die aber nicht ihnen, sondern dem auf ihnen schmarotzenden Loranthus angehören.

Meine Untersuchungen auf dem Wege hatten mich so sehr aufgehalten, daß ich lange in der Nacht reiten mußte, bis ich

Basan erreichte. Der Majordomo bewirthete mich mit einem eigenthümlichen Gerichte; es hatte die Farbe und den Geschmack eines frisch gekochten Buchbinderkleisters mit einigen Knochen- und Fleischfragmenten. Durch das Studium der erstern überzeugte ich mich, daß sie einem Kaninchen angehört hatten. Das Gericht schmeckte mir jedoch vortrefflich, da ich die letzten Tage nur von getrocknetem Fleisch, Kaffee und Thee gelebt hatte.

Am andern Morgen traten wir mit frischen Pferden unsern Rückweg an; ich machte nur einen kurzen Aufenthalt in der Schlucht zwischen Punin und San Luis, um den Breccienkalk näher zu besichtigen, in welchem ich stellenweise Knochenfragmente und Gipskrystalle eingelagert fand. Ich langte in guter Zeit wieder in Riobamba an und hatte das Vergnügen, den Chimborasso länger als eine Stunde wolkenfrei zu sehen.

Am nächsten Morgen besah ich bei einem der Einwohner von Riobamba eine kleine Sammlung von Alterthümern aus der Incazeit, darunter befanden sich getriebene und glatte, kleine, dünne durchlöcherte Silberbleche, die als Zierrath dienten; silberne Haarnadeln, an dem einen Ende schaufelförmig, andere mit kleinen menschlichen und thierischen Figuren am Ende, gleichfalls aus Silber; eine Art Castagnetten aus Kupfer, ein Rohr aus Serpentin und verkohltem Mais. Er zeigte mir auch Asphalt und Kohlen, die in der Nähe gefunden worden sind, ohne daß ich über die Fundorte etwas Näheres erfahren konnte. Die Creolen sind überaus zurückhaltend in der Mittheilung der Fundorte von Mineralien, sie sehen in jeder Frage des Naturforschers gleich eine praktische Tragweite und befürchten die Ausbeutung dessen, was sie als ihr Monopol bewahren wollen.

Riobamba, das auch Bolivar — obwohl dieser Name nie gebraucht wird — heißt, ist die jüngste unter den größern Städten

Ecuadors und liegt vier Meilen westlich von dem alten Riobamba, welches 1797 durch ein Erdbeben gänzlich zerstört worden war und an dessen Stelle die zwei kleinen Indianerdörfer Zicalpa und Cajabamba stehen, die durch einen kleinen Bach, der in einer der ehemaligen Straßen sich sein Bett ausgehöhlt hat, getrennt sind. Die Höhe des neuen Riobamba ist 8616 Fuß im Mittel mehrerer Barometermessungen. Der Unterschied zwischen Maximum und Minimum des Barometers in einem Tage war 1,687 Pariser Linien, die Bodentemperatur 11,4 ° R. Katarrhalische Entzündungen, besonders der Respirationsorgane, und Dysenterie sind sehr häufig, daneben grassirt auch die Doctorenpest. Es scheint, daß seit der Abschaffung der Adelstitel in den spanischen Republiken die Titelsucht sich in dieser Richtung ausgebildet hat, um dem den meisten Menschen innewohnenden Streben, sich von den andern vortheilhaft zu unterscheiden, Genüge zu leisten.

Von mikroskopischen Thierformen fand ich Vorticellen, Sphenozoon, eine Art Spirillum und ein neues, sehr interessantes Geschlecht von Anopisthien mit Springborsten und eine Trachelocerca.

In Riobamba lag ein Bataillon von 150—200 Mann der ecuatorianischen Armee, deren Musikbande ich schon bei meinem Eintritt kennen gelernt hatte. Wie sehr hier die Tonkunst anerkannt wird, beweist, daß ihr Capellmeister den Rang eines Capitäns hatte. Die Truppen exercirten auf der großen ungepflasterten Plaza. Welch Unterschied zwischen diesen Indianern und den Conquistadoren, die 1534 sich hier trafen, der Schaar Don Pedro Alvarado's, des kühnen Springers, der im Aschenregen des Pichincha aus dem Tiefland von Pueblo viejo die steilen Abhänge heraufgestiegen war, den Truppen Belalcazar's

und Almagro's, die sich auf dieser Ebene fanden und bereit waren, sich den Preis der Eroberung zu bestreiten! Alle gemeinen Soldaten des Bataillons sind Indianer oder Halbindianer, die Officiere jedoch meist Weiße. Die wenige Reiterei, die im Kriege mehr zum Verfolgen und zum Ordonnanzdienst als zum Angriff geschlossener Massen verwendbar ist — denn die Pferde sind Paßgänger — besteht aus Farbigen. Der Sold des gemeinen Soldaten sammt Verpflegung beläuft sich auf 6½ Pesos monatlich; der Lieutenant bekommt 17, der Capitän 50, der Bataillonscommandant 80 Pesos, außerdem 2—4 Realen täglich für Rationen. Der Sold wurde durch die Civilbeamten ausbezahlt, aus Furcht vor den Unterschleifen der Officiere. Außer Dienst ist die Disciplin sehr lax; es herrscht zwischen Soldaten und Officieren überhaupt ein ungezwungener, fast familiärer Ton. Die Ehen der Soldaten werden auf jede mögliche Weise, selbst jene, die nicht die priesterliche Einsegnung erhalten haben, begünstigt, da sie als das sicherste Mittel betrachtet werden, der Desertion vorzubeugen. Die Bekleidung der Soldaten ist schlecht, und wenn sie ohne Waffen sind, würde man sie von dem gewöhnlichen Peon kaum unterscheiden, da ihnen die militärische Haltung, die den europäischen Soldaten kennzeichnet, mangelt. Die Dressur ist unvollständig, die Bewaffnung mangelhaft; sie sind aber ausdauernd im Marschieren und begnügen sich im Fall der Noth für lange Zeit mit sehr schmaler Kost.[9])

Unter der weißen Bevölkerung scheint derselbe gesellschaftliche Ton zu herrschen, dieselben Spaltungen und kleinen Parteien nach der politischen Anschauung und den Familieninteressen; die Tertulias oder die Abendconversation bilden das Hauptvergnügen und es ist hauptsächlich der Drang nach dem Stadtgeklatsch, der die Leute nicht auf ihren Haciendas leben läßt,

zum offenbaren Nachtheil der Bewirthschaftung. Ueber die Bildung der Bevölkerung gilt ziemlich das bei Cuenca Gesagte. Sehr auffallend war es mir, zu hören, daß alle Frauen, welche eine Amme bezahlen können, ihre Kinder nicht selbst stillen; sie fürchten für ihre Schönheit und Bequemlichkeit, denn sie sitzen Stunden lang am Fenster, ohne etwas zu thun. Die Ammen (Nuño mit dem Geschlechtswort el) säugen die Kinder gewöhnlich zwei Jahre lang, weil sie glauben, daß dieselben durch das lange Säugen besonders kräftig werden. Riobamba hat einige Ausfuhr von Packleinwand aus Agave, erzeugt Handschuhe aus Schafwolle, die oft grasgrün gefärbt werden, und grobe Decken.

An den folgenden Tagen traten mehrere Gewitter ein, gewöhnlich zwischen 1 und 4 Uhr Nachmittags, die Regenschauer waren leicht; ein oder der andere Tag war jedoch ganz bewölkt. Die Bewohner sahen dem Regen mit großer Sehnsucht entgegen, denn die Bewässerungen sind hier sehr spärlich und doch sind die Leute nicht zu neuen Ansiedlungen zu bewegen. Die Preise für Land im Urwalde sind sehr niedrig; eine Caballeria [10]) Urwald kostet zwei Pesos.

Ich hatte große Noth, Pferde zu bekommen und erhielt sie zuletzt nur durch die Vermittlung des Gouverneurs, der sich überhaupt sehr gefällig gegen mich erwies. Der Hauptgrund der Verzögerung waren die Hahnenkämpfe, die vom Ostersonntage an regelmäßig gehalten wurden und die Bewohner lebhaft beschäftigten. Die Arena ist nur klein, war aber gedrängt voll; Schnäbel und Sporen der Hähne wurden mit dem Federmesser scharf zugeschabt, die Länge der Sporen gemessen, an den Schenkeln und am Kopfe waren die Federn entfernt. Es machte einen komischen Eindruck, die Leute mit ihrem Hahn im Arm, den sie

streichelten und liebkosten, nach der Arena wandeln zu sehen; auf dem Kampfplatze wird er durch Zuruf auf jede mögliche Weise ermuntert und die Wunden werden — sei er nun Sieger oder Besiegter — mit Wasser und Branntwein gewaschen. Kampfrichter sind aufgestellt, welche den Sieger proclamiren und zu Gunsten des Besiegten interveniren, um ihn nach seiner Niederlage vor der Wuth des Siegers zu schützen. Es herrschte dabei eine Aufregung unter den wettenden Parteien, die oft nicht viel kleiner war als die der Hähne selbst. Ich war genöthigt, wiederholt in die Arena zu gehen, zuerst um mit dem Eigenthümer der Pferde, die ich miethen sollte, zu verhandeln, und später, als es zur Abreise kam, um meinen Führer zu suchen.

Sechstes Capitel.

Chalon. — Chuquipoyo. — Mocha. — Ambato. — La Tacunga. — Don Vincente Leon. — San Juan. — Ilinissa. — Cotopaxi. — Pansachi.

Nachdem die Miethe der Thiere in Ordnung war, machte ich am 26. April Morgens von 4 Uhr an alle Anstalten zum Aufbruch. Mein Führer, ein Halbindianer, war seines Zeichens ein Chalon, das ist ein Mann, der Pferde und Maulthiere zureitet, wofür er sich 10 bis 30 Pesos für den ganzen Cursus bezahlen läßt, außer einer kleinen Entschädigung für das Futter. Leute, die sich bloß mit dem Einfangen und Zähmen der Thiere beschäftigen, ohne sie gewisse Gangarten zu lehren, heißen Amanzadores (Zähmer). Der Eigenthümer der Thiere hatte meinem Führer ein sehr widerspenstiges Maulthier zum Reiten gegeben, für welches die Reise zugleich eine Schule sein sollte; ich hatte daher alle Gelegenheit, die hier geltenden Principien der Dressur kennen zu lernen. Die meisten Thiere sind sehr gut geartet und man findet verhältnißmäßig viel weniger unter ihnen, besonders unter den Pferden, welche schlagen und beißen, als bei uns. Diejenigen, welche aber die üble Gewohnheit des Schlagens haben, bändigt der Bereiter, indem er um einen Vorderfuß eine Schlinge wirft und diesen dann in die Höhe zieht, so

daß das Thier auf drei Füßen stehen muß; es lernt dann bei dem Versuch, auszuschlagen, seine Ohnmacht kennen, indem es zusammenstürzt. Pferden, welche scheu beim Aufsitzen sind, verbindet man die Augen mit einem Tuch. War mein Chalon auf dem Thiere, dann saß er so fest in dem tiefen Sattel und seinen großen, massiven, schuhförmigen Bügeln aus lackirtem Holz, und drückte so stark auf das Kreuz des Pferdes oder Maulthieres, daß dieses bald jeden Versuch, ihn abzuwerfen, aufgab. Ich ritt auf einem großen alten Hengste leicht und wohlgemuth nach Norden.

Der Morgen war schön, der Himmel blau, mit großen weißen Haufwolken am Horizont, die beinahe eben so glänzten wie der Schnee auf dem Bergamphitheater. Die Gegend hat einen steppenartigen Charakter und ist wasserarm, da die Regen im Sande und die Flüsse in zahlreichen Bodenzerklüftungen versiegen; sie ist anfänglich vollkommen eben, geht aber dann allmälig in flache Rücken über. Trotz des Regens des vorhergehenden Tages waren die Wege gut; ich erreichte schon um 12 Uhr die Hacienda von Chuquipoyo, die zugleich ein großes, aber landesübliches Hotel darstellt, da hier der Knotenpunkt der Straße von Guaranda und Riobamba nach Quito ist; ein weitläufiges, ebenerdiges Gebäude, aus Lehm gebaut und mit Stroh gedeckt, mit vielen Kammern und Zimmern, die aber keine Fenster haben, sondern ihre Beleuchtung nur durch die Thüren erhalten, dient zur Aufnahme der Reisenden. Die einzige Bequemlichkeit sind große trockne Gras- und Strohbündel, welche den Boden bedecken. Um die Gebäude herum liegen Felder von Gerste, Kartoffeln, Pferdebohnen, Alfalfa und Quinoa; die letzte stand sehr üppig und war mit kleinen pfirsichblüthenrothen Blumenrispen bedeckt; ein ganzer Hügelabhang war damit bepflanzt.

Die Samen schmecken wie Buchweizen und sind in der Suppe und als Brei sehr beliebt. Alle Feldfrüchte brauchen zehn bis elf Monate zur Reife, leiden aber in dieser Höhe von 10,249 Fuß oft von Frösten und manchmal selbst von Schnee. Mais, Weizen und Obstfrüchte kommen hier nicht mehr fort. Der meiste Regen fällt im März, April und Mai, die Bodentemperatur zeigte 8,4° R., die Temperatur des Baches war 8° R. In den letzten Tagen hatte es schon viel geregnet und die Bewohner der Hacienda wateten in ihren Holzpantoffeln (Huecos) durch den tiefen Koth. Hirsche kommen oft in großen Rudeln hierher und werden mit schönen großen Hunden gejagt. Auf der Westseite der Abhänge des Chimborasso sollen verwilderte Llamas vorkommen, die von den gezähmten Licans abstammen, als dieser Ort zerstört wurde. Trotz der bedeutenden Rindviehzucht war hier doch keine Milch zu bekommen.

Nachmittags fiel ein feiner, aber dichter Regen, den die Leute hier Neblia nannten, obwohl ich bei dem Versuch, nach den Schneefeldern des Chimborasso aufzusteigen, von diesem Nebel in einer Stunde durch und durch naß wurde. Erst gegen 5 Uhr hellte es sich etwas auf und ich sah den Chimborasso, welcher mir sehr nahe erschien, aber scheinbar ungleich niedriger, als ich nach der absoluten Erhöhung vorausgesetzt hatte. Große blaue Flecken in dem glänzenden Weiß bezeichnen die steilen, vom Schnee entblößten Klippen. Die Kuppe erscheint auch hier, wie aus der Ebene von Tapia, aus drei durch kleine Einschnitte getrennten Gipfeln zu bestehen. Bei Sonnenuntergang war die Wolken- und Nebelbeleuchtung um und hinter dem Berge zauberhaft, aber der Schnee glänzte nur an der Spitze und den Seiten, die Hauptmassen blieben in einem matten Weiß. Das Schauspiel war ein kurzes, denn kaum war der Rand der Sonnen-

scheibe verschwunden, als der Berg wie hinter einem grauen Vorhang in Wolken und Nebel verschwand. Später trübte sich der ganze Horizont und in der Nacht regnete es viel, am nächsten Morgen war der Himmel dicht bewölkt und ich wählte daher das Klügste, und rüstete zum Aufbruch. Trotz der geringen Bequemlichkeit verstand es der Tambero, seine Rechnung zu machen, und ich bezahlte für einige Kartoffelsuppen und zerfasertes, geröstetes Rindfleisch fast eben so viel als für eine Mahlzeit in einem großen europäischen Hotel.

Mein Weg ging in geringer Steigung über den Pajonal, der unter dem wolkigen trüben Himmel düster und traurig aussah, nach Mocha. Auf dem Wege begegnete ich vielen Indianern, die nach Riobamba zu Markt gingen oder ritten, und da sie noch nicht betrunken waren, zogen die Karawanen in ungewöhnlicher Stille vorüber; sie trugen gestreifte Ponchos über den Hemden, bis an die Knie reichende Beinkleider und große, topfförmige Hüte aus grobem weißen Filz.

Mocha ist ein kleiner Ort mit niedrigen Hütten. In der Nähe sind auf den Höhen einige Gruppen von Strauchwerk und im Dorfe stehen noch einige stattliche alte Capuli, die aber selten Früchte tragen. Die Höhe ist 10,119 Fuß; in der Nähe wird noch Gerste, Kartoffeln und Quinoa gebaut. Letztere stand sehr hoch und war in voller Blüthe; das Grün ihrer Blätter hat eine Beimischung von Blau, gegen das die röthlichen Blüthen sehr hübsch abstechen. Ich machte einen kurzen Halt, den ich dazu benutzte, um mein Frühstück aus der landesüblichen Kartoffelsuppe, dem Locro de Papas, zu verzehren. Auf meinem weitern Wege begegnete ich einem großen Zuge von Maulthieren in Begleitung von sechzig oder achtzig Weibern, meist Indianerinnen, die den Vortrab einer Truppenabtheilung bildeten,

welche auf dem Marsche war, um die Garnison zu wechseln. Ich weiß nicht, ob dies auch eine Maßregel ist, das Nachzügeln zu vermeiden.

Der Boden senkt sich allmälig und geht in die Ebene von Ambato über; aber diese ist keine ebene Fläche, sondern bildet eine Menge wellenförmiger Hügel oder tiefe schluchtenartige Versenkungen und Risse. Der Boden besteht an vielen Stellen aus losem Sand und ist auch hier bis gegen Latacunga und Riobamba trotz der Nähe so vieler Schneeberge sehr wasserarm, da die Zahl der unterirdischen Abflüsse in den Schluchten der Berge groß ist. Agave-, Cactus- und Ricinuspflanzungen geben ihr einen ganz andern Charakter, als jenem Theil, den ich Morgens durchzog; hier und da erblickte ich die schönen rothen Blüthen der Blutglitze, eine Amarillidee (Haemanthus), deren tiefreichende zwiebelartige Knolle selbst bei der größten Trockenheit das Leben der Pflanze sichert. Vereinzelt stand eine schöne hohe Sumachart, der Mollebaum (Schinus molle), eine malerisch schöne Baumform, fast mit dem Habitus der Trauerweide, aber mit gefiedertem Laube; er trägt lange hängende Zweige von röthlichgrauer Farbe mit ungleich gefiederten, lanzettförmigen Blättern; die kleinen in großen Trauben stehenden Blüthen sind gelblichweiß und haben einen schwachen fenchelartigen Geruch; daneben fand ich Amaranthen mit weißlichen Blüthenrispen.

Nachmittags stieg die Temperatur im Schatten bis 17° R., die Luft war sehr trocken, der nasse Thermometer zeigte nur 12,5° und ein heftiger Wind setzte große Massen von feinem Sand in Bewegung. Am Wege traf ich eine Indianerin, welche Pfirsiche und prachtvolle große Erdbeeren zum Verkauf hatte. Die letztern gedeihen in dem sandigen Boden um Ambato sehr gut und werden auf Feldern gezogen; sie sind sehr fleischig und

süß, haben aber nur wenig Aroma. Um 4 Uhr langte ich schon in Ambato an, einer kleinen, aber ganz hübsch aussehenden Stadt, welche einen großen Tambo besitzt, wo aber der Reisende sich Alles selbst bereiten muß und wie in einem orientalischen Karawanserai Nichts bekommt als einen Lagerplatz und Alfalfa für die Pferde. Ich schickte meinen Führer aus, um einige Einkäufe zu machen. Es dauerte drei Stunden, bis ich etwas zu essen erhielt, denn die Leute sind hier sehr gesprächig und bringen beim Einkauf irgend einer Kleinigkeit eine halbe Stunde zu, um sich ihre Lebensgeschichten zu erzählen. Ich machte meine Barometerbeobachtungen und legte meine Pflanzen um, für welche die trockne Luft ein ausgezeichnetes Mittel zum schnellen Trocknen darbot. Ich fand die Höhe 7794 Fuß. Es wird hier viel Schuhwerk gemacht, das in ganz Ecuador wegen der bessern Qualität des Leders sehr gesucht ist. Der Tambo fing an, allmälig belebter zu werden. Eine kleine Gruppe von Indianern campirte außerhalb. Im Innern erschien zuerst ein Kaufmann, der mit den im Lande verfertigten Wollstoffen (Bayeta) handelte und auf der Reise eine ganz merkwürdige Erscheinung ist, denn er hat seine Waare in zwei großen Ballen vor sich am Sattel befestigt. Ein Señor erschien mit zwei Frauen, welche Reisemasken vorhatten, die in der Regel nur aus einem Stück Seidenzeug bestehen, welches das Gesicht ganz bedeckt und bloß Oeffnungen für die Augen hat; unter dem Kinn wird es festgebunden und der obere Theil ist am innern Rande des Strohhutes befestigt. Wagen sind im Lande unbekannt, Alles reist zu Pferde und ich wunderte mich oft, wie die Frauen mit so großer Leichtigkeit die Beschwerden und Entbehrungen ertragen, während sie zu Hause sehr indolent sind. Sie sitzen in der Regel sehr gut zu Pferde, auch da sind wie immer ihre Bewegungen leicht

und zierlich. Die Reichern bedienen sich allgemein des Frauensattels, der oft ausgenäht und mit schöner, gestickter, wollener oder sammtener Pferdedecke behängt und manchmal mit einem hoch angebrachten Reif versehen ist, wie die Lehne eines Armstuhls. Im Tambo angekommen, hatten die Frauen nicht die Grausamkeit, ihre Masken zu behalten, wie diese überhaupt weniger zur Bewahrung des Incognito, als zum Schutz für den frischen Teint gegen Staub und Sonne dienen. Nachdem sie sich des Hutes und des Ponchos entledigt hatten, war das Erste, sich mit einer Papiercigarre zu restauriren, denn sie rauchen fast so leidenschaftlich wie die Männer, und es gehört eben so zu einer guten Erziehung, daß eine Dame eine Papiercigarre machen und präsentiren kann, wie bei uns das Einschenken des Thees. Die Papiercigarre herrscht vor und wird Papel genannt, während die gewöhnliche Cigarre Puro heißt und den höhern Grad des Lasters bezeichnet; sie nehmen zu den Papeles ein dünnes, aber festes geleimtes Papier; die Aermern auch Maisblätter, solche Cigarren heißen dann Hojas. Der Taback ist meist eine leichte Sorte, die in Esmeraldas an der Südseeküste gebaut wird. Das Feuer wird mittelst des Mechero gemacht; dies ist eine Art Lunte, welche aus den obern Rindenschichten eines baumartigen Compositen (Andromache ignaria) besteht, welche getrocknet sehr leicht Feuer fangen; auch eine Melastome (Miconia holosericea) ist mit einem dicken Filz überzogen, der als Zunder verwendet wird. Die Rindenstücke der Andromache werden an einander gelegt und dann mit einem dünnen Baumwollstoff oder, wenn es Geschenk einer Dame ist, auch wohl mit bunten Seidenstoffen, wie eine dicke Schnur eingenäht. Die Lunte bewegt sich in einem kurzen Metallcylinder, bei den Reichern aus Silber und oft aus Gold, und kann durch einen kleinen Deckel

ausgelöscht werden. Die untern Volksclassen bedienen sich oft einer kleinen Blechbüchse und die Indianer manchmal eines kleinen Thoncylinders, des Yesquero, in welchen wie in unsere ehemaligen Zunderbüchsen die Funken geschlagen werden. Die Cigarre, das Verlangen und das Geben von Feuer ist hier ein wesentliches Anknüpfungsmittel der Unterhaltung und ein Beförderungsmittel der Geselligkeit; die Gesellschaft war daher bald bekannt. Das Rauchen ist in Südamerika ein Vergnügen, das viel Zeit in Anspruch nimmt, denn es gibt Individuen, die sechzig und mehr Papeles im Tage rauchen, die sie selbst verfertigen.

Ich brach den andern Morgen um 6 Uhr auf und fand die Luft wider alles Erwarten feucht; der Unterschied zwischen dem nassen und trocknen Thermometer betrug nur 0,3°, die Luft hatte 10,4° R. Ich ritt den ganzen Tag durch die Ebene von La Tacunga, wo ich schon um 3 Uhr anlangte, nachdem ich beim Uebersetzen des Flusses, der hier breit und reißend ist, manchen Aufenthalt und manche Gefahr bestanden hatte. Ueber den Fluß führte früher eine Brücke, die durch ein Erdbeben zerstört und seitdem nicht wieder aufgebaut worden ist. Die Stadt ist durch die Ausbrüche des Cotopaxi wiederholt zerstört, aber doch immer wieder an derselben Stelle gebaut worden. 1854, als der Feuerberg einen neuen Paroxysmus hatte, schmolz plötzlich sein Schneekleid und die Fluthen stürzten sich über die zwölf Fuß über dem Wasserspiegel stehende Brücke und rissen sie hinab. Glühende Steine fielen meilenweit um den Berg, dessen schrilles Pfeifen die Bewohner aus dem Schlafe erweckt und vor der kommenden Gefahr gewarnt hatte. Bimssteine, vulcanische Schlacken, Asche und Sand zeigen überall von der verderblichen Thätigkeit des Feuerberges. Mein Plan war, noch einige Leguas weiter

zu reiten; ein aufsteigendes Gewitter hielt mich davon ab. Das Haus, in dem ich wohnte, hatte einen hübschen Säulengang und war fast durchaus aus einem vulcanischen leichten, aber festen Material, einem trachytartigen Bimsstein von grauer Farbe gebaut, dessen Stücke mit Kalk verbunden waren. Die Höhe von la Tacunga ist nach sechs Messungen 8557 Pariser Fuß, die Bodentemperatur 11,45° R. Ich brachte fast den ganzen Abend in einem Hause auf dem Marktplatze zu, von welchem aus ich die Feuererscheinungen am Krater gut beobachten konnte. Oft leuchtete die Lohe continuirlich wie die eines großen Leuchtthurms, dann war sie wieder nur mit Unterbrechungen sichtbar. Die Eruptionsthätigkeit hatte nach den Mittheilungen der Einwohner in den letzten Wochen abgenommen.

La Tacunga hat seit einigen Jahren eine höhere Lehranstalt, die ihrem Stifter große Ehre macht und hier um so mehr erwähnt werden muß, da es in der Geschichte der Republik der einzige Fall ist, daß ein Eingeborner die Segnungen der Bildung und die Bedeutung der Naturwissenschaften für das Leben einsehend, zu ihrer Pflege ein großes Legat gemacht hat, während bis dorthin nur Stiftungen für Klöster und Seelenmessen in Ecuador bekannt waren. Dieser Mäcen war ein Eingeborner der Stadt, Don Vincente Leon hieß der Ehrenmann, der in Lima ein bedeutendes Vermögen erworben und einen Theil davon seiner Vaterstadt vermacht hatte, unter der Bedingung, daß an dem Colejio seiner Geburtsstadt ein Lehrstuhl für Physik und Chemie und ein großes chemisches Laboratorium und physikalisches Cabinet errichtet werde. Ob der Wunsch des edlen Stifters, daß eine höhere Bildung und die Pflege der Wissenschaften hier beginnen soll, sich erfüllen wird, muß erst die Zeit

lehren. Der Anfang war durch die Berufung eines Italieners gemacht worden.

Der folgende Morgen war blau und klar, und ich verließ die Stadt, um San Juan zu erreichen. Die Gegend dahin ist reich bewässert und die Landschaft üppig grün; überall sind Hecken der Lantana und Seifenramsel (Moninia), welche ich hier zum ersten Mal in großer Ausdehnung sah und die mich in ihrer Tracht an unsern Liguster erinnerte; sie hat schöne blaßblaue Blüthenrispen und die Früchte erreichen die Größe von Erbsen; die Wurzel wird gekocht zum Waschen der Haare verwendet und liefert auch ein Volksmittel gegen die Ruhr. Kletternde Schlingpflanzen, besonders Tacsonien und Alströmerien sind in diesen Gebüschen häufig, auf denen ich Herkuleskäfer fand.

Von der Höhe im Norden hatte ich eine prachtvolle Fernsicht auf den Chimborasso im Süden, dessen Schneemantel fast das Auge blendete; von hier erscheint er als ein abgestumpfter Kegel und die Mitte der Kuppe schwach eingebuchtet; der westliche Abhang bildet tiefer unten fast einen stufenförmigen, aber noch mit Schnee bedeckten Fortsatz. Nicht minder schön ist die Ansicht des Cotopaxi, der im Norden von San Juan aufsteigt; er war fast schneelos und im Fernrohr konnte ich sehr leicht die einzelnen Aschenfelder erkennen; er ist die schönste Kegelform. Trotzdem, daß seine Bramidos (Detonationen) kaum hörbar waren, stieß er eine continuirliche Aschensäule aus.

Der Majordomo der Hacienda San Juan versprach mir, mich mit einem Führer zu versehen, um den Weg um den Vulcan durch das Valle vicioso nehmen zu können und meinen Wunsch, den Berg von allen Seiten zu sehen, zu erfüllen. Es war Sonntag und daher das Versprechen kein kleines, nicht wegen der Sonntagsfeier, sondern wegen der Belustigungen.

Die Einwohner vertrieben sich die Zeit mit Ballspiel und mit Neckereien, bis der Priester aus La Tacunga anlangte, um ihnen die Messe zu lesen.

Die Höhe von San Juan ist 9018 Fuß. Die Besitzung ist groß und werthvoll und das Klima sehr gesund. Die Saat findet im November und December Statt, die Ernte ist im August; ihr Haupteinkommen liefert aber die Viehzucht, denn sie hat viele Pferde, Maulthiere und einige tausend Stück Rindvieh; trotzdem ist die Butter- und Käseerzeugung verhältnißmäßig gering. Der Reinertrag ist zwischen 2000 und 3000 Pesos, während er unter ähnlichen Umständen in Europa das Vier- bis Fünffache sein würde. Das Wohnhaus der Hacienda ist nicht besonders groß, aber das schönste, das ich in Ecuador gesehen hatte; die weiß getünchten Wände, die grün angestrichenen Jalousien, der gedielte Fußboden und die rein gehaltenen Zimmer gaben ihm ein Ansehen von Eleganz, das ich nicht wieder fand.

Die Aussicht auf den Cotopaxi ist nicht die einzige interessante Fernsicht; sie findet in den entfernten, beeisten Pyramiden des Ilinissa im Norden ihr Gegenstück. Dieser Berg ist in zwei scharfe Gipfel getheilt, die durch eine breite Schlucht getrennt sind, die aber von San Juan nicht sichtbar ist; da diese und die beiden Gipfel in der Richtung des Meridians liegen, decken sich die beiden Pyramiden und stellen einen einzigen Berg für den auf einem entfernten südlichen Standpunkt befindlichen Beobachter dar. Auf dem untern Theil bildet die Schneelinie viele Biegungen und Zacken, deren Silberweiß mit dem Dunkelblau des untern Berges ein unvergleichliches Bild gibt. Der Himmel war lichtblau, mit einzelnen weißen Federhaufwolken. Die Wiesen in der nächsten Nähe der Hacienda hatten das

frischeste, üppigste Grün durch die beständige Ueberrieselung der zahlreichen Bäche.

Um 2 Uhr brach ich endlich nach Pansachi auf, wohin mich der freundliche Majordomo begleitete. Beim Aufsteigen über einige Hügel kam ich durch viel Asche und vulcanischen Sand, auf dem bloß niederes Strauchwerk von Solaneen und die Fadenschralle (Cleome) wachsen; diese ist eine sehr schöne Capparidee und zieht mit ihren gelben Blüthen und langen violetten Staubfäden die Aufmerksamkeit auf sich, da sie das Schönste auf diesem armen Boden ist. Nach einer Stunde kam ich durch die Strauchregion mit niedrigen Bäumen und Sträuchen aus blühendem Wasserdost (Eupatorium glutinosum) mit röthlichen klebrigen Zweigen und mehreren Rhexias; strauchartige Salvien und ein anderer sehr hübscher Labiat (Gardoquia elegans), kletternde Solaneen und Passifloren waren überall in den Büschen. Am Bache blühten Fuchsien und Sammtblumen (Tagetes), eine purpurrothe Rachenblume, wie unser Löwenmaul, die Lamorouxia virgata und niedriger Tragantklee (Astragalus). Höher oben fand ich blau blühende Lupinus. Aus dem Gebüsch tretend sah ich wieder den Vulcan und hörte einen mehrmaligen Donner aus seinem Krater, den ersten an diesem Tage. Gegen Abend langte ich in Pansachi an, das ein Hato oder Stuterei, eine Art Vorwerk der Hacienda ist. Ein Rudel Hunde, die zur Jagd verwendet werden, kam mir entgegen. Das Hauptgebäude ist aus Adobas gebaut; ringsum stehen einige Strohhütten von keilförmiger oder kegelförmiger Gestalt; in den erstern ist die Thür viereckig, in den letztern halboval, aber sehr niedrig. Die kegelförmigen Hütten sind die einfachsten Baue, die ich sah: lange dünne Baumstämme sind convergirend in den Boden gesteckt und am Ende mit einander

verbunden, Zweige von Bäumen sind der Quere nach daran befestigt und die Zwischenräume sind mit Strohbündeln gedeckt. Die Bewohner sind fast immer im Freien, ein abgehärtetes fröhliches Völkchen. Jagen und Pferdeeinfangen, das Werfen des Lasso, das Fleischerhandwerk, das Trocknen von Thierhäuten oder Fleisch ist Alles, was sie verstehen; der Erfahrenste ist der Veterinär, der die nöthigen Operationen vornimmt, Geschwülste aufschneidet, Bremsenlarven auszieht, die Haare auf der innern Seite der Ohren ausschneidet, den Stuten die Schwänze stutzt und dergleichen mehr. Ihre Weiber melken die Kühe und machen auch den Käse.

Die Höhe von Pansachi ist 10,924 Fuß. Am nächsten Morgen passirte ich längs eines langen Rückens am Fuß eines großen, halbkugelförmigen, aus grauem Porphyr bestehenden, aber meist mit Dammerde und Asche bedeckten Hügels, der den Namen Mohrenkopf (el Moro) führt; die Vegetation besteht nur aus Gräsern. In nächster Nähe ist die kleine Lagune Yuracocha, das heißt der weiße See mit versumpften Ufern. Zwei der Hirten begleiteten mich durch das Valle vicioso, hatten sich aber die verschiedensten Dinge in den Kopf gesetzt; so verließ mich der eine, um einen Sporn, den er vor zwei Tagen im Grase verloren hatte, wieder zu suchen; er stieß erst nach einer Stunde wieder zu uns, hatte ihn jedoch gefunden. Einmal sprang in der Entfernung ein Hirsch auf und im Nu waren Hunde und Reiter hinter ihm her. Später passirte ich einige sandige Strecken, die mit kleinen rothen Schlacken bedeckt waren.

Ich hatte schon um $2\frac{1}{2}$ Uhr Baschimi erreicht; es liegt 11,130 Fuß hoch, im Mittel von acht Messungen. Auch dies ist ein Hato, dessen armselige Gebäude von einem Erdwall um-

geben sind. Die Vegetation besteht vorwaltend aus Gräsern. Die Luft war den ganzen Tag über getrübt. Ich fand die Bodentemperatur nach vierzehn Stunden in 2 Fuß Tiefe 6° R. in einer Dammerde, die stark mit vulcanischem Sande gemischt war. Im stehenden Wasser fand ich zahlreich eine ochergelbe Cypris. Die Hütte des Aufsehers sah weder reinlich, noch freundlich aus; rohes Fleisch hing in derselben herum, das einst einem Esel, der auf der Weide gefallen war, gehört hatte, und das jetzt an die Jagdhunde verfüttert wurde. Ich schlug daher mein Lager in einem Nebengebäude auf, das ich mit dem Führer theilte. Dieser Hato hat 2000 Stück Rindvieh; es war aber kein Tropfen Milch zu bekommen. Das Maulthier meines Führers hatte sich hier neuer Vergehen schuldig gemacht und wurde mit einer neuen Strafe belegt; sie bestand im Zusammendrehen des Nasenknorpels. Während des spätern Nachmittags war der landesübliche Nebel wieder eingetreten, der einem sanften europäischen Regen an Wirkung gleichkommt. Vor Sonnenuntergang hatte er aufgehört und es hatten sich große Nebel- und Wolkenmassen um den Fuß des Cotopaxi gelagert, die, von der tief stehenden Sonne beschienen, wie goldener und violetter Rauch aussahen; die Ränder der aufsteigenden Aschensäule sahen bei dieser Beleuchtung röthlichgrau aus. Als die mir zugekehrte Seite des Berges von der Sonne nicht mehr beleuchtet war, erschien seine Farbe fast schwärzlichblau auf dem hellblauen Abendhimmel. Eben so waren die Bergketten im Osten des Cotopaxi prachtvoll beleuchtet und die Grasberge spielten in allen Farben, von Goldgelb durch Roth bis in's Violette; der östliche Himmel war lichtblau, ging aber durch ein sanftes Grün am Horizont in Gelb über. Mit dem Eintritt der Dunkelheit begaben die Bewohner des Hato sich zur Ruhe, ich blieb

jedoch vor der Hütte lange sitzen, um nach dem Krater zu sehen. Die Detonationen waren schwach und erfolgten in längern Pausen, gewöhnlich mehrere schnell hinter einander, dann folgte ein Stillstand von fünf Minuten bis eine Viertelstunde, ehe sie sich wiederholten. Die heftigen waren immer von dem Auffliegen eines glühenden Schlackenregens begleitet. Der erste historisch constatirte Ausbruch war 1532, dem ein zweiter 1533 folgte, die mit der Gefangennahme des Inca und dem Untergang der Incaherrschaft zusammenfielen. Die gewaltigen Naturerscheinungen wurden mit den Sagen und Geschicken der Menschheit verflochten, denn der erste Ausbruch in alten Zeiten war vermuthlich so vernichtend für den Wohlstand, daß die aufgeregte Phantasie der Bewohner, die Furcht vor neuen Eruptionen anticipirend, diese mit der Sage vom Untergang ihres Reiches durch fremde Eroberer, die aus des Königs Viracocha Traum entstanden war, in Verbindung brachte. [11]) Der Etymologie nach bedeutet Cotopaxi nach La Condamine leuchtende Masse. Die mit der Quichuasprache Vertrauten wollten jedoch davon nichts wissen.

Ich war am andern Morgen schon vor Sonnenaufgang im Freien, um den Aufbruch zu beschleunigen. Aus dem Valle vicioso wendet sich der Weg über einige niedere Höhenzüge, geht dann in die Strauchregion hinab und, einem kleinen Flusse folgend, führt er in die Ebene von Machachi. Die Strauchregion hatte denselben Charakter wie jene, die ich bei Pansachi passirt hatte. Machachi ist eine kleine Stadt an der Hauptstraße nach Quito. Im Orte war viel Leben und Bewegung, die der Garnisonswechsel einer Handvoll Soldaten hervorbrachte. Die Bewohner sind auch hier der Mehrzahl nach weder Gewerbe- noch Handeltreibende, sondern Grundbesitzer, die statt auf ihren

15*

Hacienden den größten Theil des Jahres hier leben und eine zahlreiche Dienerschaft in eben solchem Müßiggang erhalten. Ich fand ein Haus, das sich einem europäischen Wirthshause schon sehr näherte. Im Hofraum standen große Bündel geschnittener Alfalfa für die Pferde und Maulthiere, die hier nicht mehr auf der Weide, sondern in einem eingefriedeten Platz (Corral) über Nacht gehalten werden und die freundliche Wirthin fragte mich mit viel Selbstbewußtsein, ob ich ein gebratenes oder gekochtes Huhn essen wolle. Das mir angewiesene Zimmer wurde ausgekehrt und hatte den ungeheuren Luxus eines kleinen Tisches, eines Stuhls und eines Leuchters aus Thon; eine Schüssel zum Waschen existirte nicht, weil das Waschen auch hier als gesundheitsschädlich für den Reisenden betrachtet wird. Man wollte mir sogar eine Matratze auf die hölzerne Bettstelle legen, wogegen ich aber feierlichen Protest einlegte. In diesem für Ecuador sybaritischen Hotel waren mehrere Reisende, von denen ich einige Erkundigungen über die Gegend einziehen wollte; ich erhielt aber von allen dieselbe Antwort, daß sie nicht aus dem Lande, sondern zehn oder zwölf spanische Meilen weiter entfernt zu Hause seien; ein Beweis von dem Particularismus, der hier herrscht.

Den andern Morgen brach ich auf, um eine letzte Station nach Quito zu machen. Ich fand überall, daß es ungleich mehr geregnet hatte, als im südlichen Ecuador, denn der niedere Querwall von Chisinche, der das Becken Quito's im Süden begrenzt, ist nicht nur eine Scheide zwischen den Flüssen Guallabamba und dem Filipe, die zwei verschiedenen Weltmeeren angehören, sondern auch eine Wetterscheide. Die Straße war dort, wo sie in enge Schluchten hinunterstieg, über alle Maßen elend, entweder mit knietiefem Koth erfüllt, oder da, wo noch

ein altes Steinpflaster bestand, wegen dieses gefährlich. Im Westen hatte ich den isolirten schneebedeckten Corazon in Sicht und nördlich von ihm den langen dunkeln Rücken des Pichincha, außerhalb, aber parallel mit der westlichen Hauptkette, aus dem die Gipfel wie Wartthürme ragen.

Siebentes Capitel.

Quito.

Um 1 Uhr ritt ich in Quito ein. Als ich die hübsche gemauerte Brücke des Machangara passirte, trat ein Mann in einem himmelblauen Mantel auf mich zu, wich aber augenblicklich zurück mit dem Ausruf: „O, der Herr ist ein Engländer!" Nicht daß er ein Beamter aus dem ecuatorianischen Paßbureau war, oder ein Mautheinnehmer, er trieb ein viel schöneres Gewerbe als ein Zöllner; er war eine Art Küster, der ein Heiligenbild unter Glas meinem Führer und dem Indianer entgegenhielt, die sich andächtig bekreuzten und das Bild küßten.

Den Anblick von Quito von der südlichen Straße hat man erst, wenn man an die Basis des Panecillo gelangt, aber auch da ist er ohne Effect und verworren und wird erst bedeutender, wenn man diesen oder einen andern benachbarten Hügel oder einen der höhern Stadttheile zum Standorte wählt. Die Stadt liegt auf unebenem Grunde am östlichen Abhang des Pichincha zwischen einigen tiefen Schluchten an dem kleinen Bergstrom Machangara. Der Glaube der Einwohner, daß die Schluchten (Guayacos) die Erdstöße vermindern, hat sich nicht erprobt; einige sind natürliche Stollen, andere überwölbt, die meisten

offen. Die Häuser bilden große Quadrate, wo es die Oberfläche gestattet; die Kirchen sind meist im Stil der Renaissance gebaut und tragen bei, die Schönheit der Stadt zu heben. Die meisten Straßen sind gepflastert, aber so schlecht, daß der einzige Karren, der von einer benachbarten Hacienda manchmal Gemüse und Grünfutter nach Quito bringt, von vielen Einwohnern verdächtigt wird, das Pflaster zu ruiniren. Dieser Karren gilt noch immer für eine so merkwürdige Erscheinung, daß er stets von einem Rudel Neugieriger begleitet wird. Der Baustil der Häuser, mit einem viereckigen Hofe in der Mitte, ist wie im übrigen spanischen Amerika und die Adoba spielt die Hauptrolle; gebrannte Ziegel und Kalk sind selten. Sie sind ebenerdig, doch gibt es im Mittelpunkt der Stadt meist einstöckige, hier und da auch zweistöckige Häuser. Die Fenster sind groß und haben die Form von Thüren, die sich auf plumpe hölzerne oder in den elegantern Häusern auf eiserne Balcone öffnen; hölzerne Galerien laufen an der innern Seite der Stockwerke herum. Die Zimmer sind groß, haben aber in der Regel zu wenig Licht. Die ebenerdigen Zimmer haben eine Lehmflur oder sind mit Ziegeln gepflastert; in den obern Stockwerken vertreten häufig grobe Matten die Stelle der Dielen. In den Häusern der Reichern ist das Empfangszimmer (las visitas) das beste und oft das einzige erträglich reine, aber immer ist es das luxuriöseste und enthält Teppiche, Spiegel, selbst Luster, Sophas, manchmal auch französische Kupferstiche, Heiligenbilder und das Schaubett in einem Alkoven, während in den Wohnzimmern oft das Unentbehrlichste fehlt. Schmutz, Flöhe und Kehricht trifft man überall; auf den Treppen und Gängen werden oft Vorräthe für die Bewohner oder das Grünfutter für die Hausthiere aufbewahrt.

In den entlegenen Stadttheilen übertrifft der Schmutz selbst die kühnsten Erwartungen und die Flöhe erreichen ihr Maximum in beiden Species. Wer Artemisia hier bauen würde, könnte ein zweiter Mancocapac werden, aber auch das Kopfungeziefer ist so gewöhnlich, daß man es für unzertrennliche Begleiter hält und nicht mit Abscheu betrachtet, wie in andern Ländern. Da die untern Volksclassen in ihrer Unfläthigkeit jene Functionen, die man sonst dem Beobachter entzieht, ohne alle Scheu in den Straßen verrichten oder die Schlacken des thierischen Lebensprocesses in die Azequias (Bewässerungsgräben) werfen, so sind diese und die häufigen Regen eine ungeheure Wohlthat.

Sehr viele Häuser tragen nicht nur die Spuren der Unordnung, sondern häufig auch die der Baufälligkeit an sich, da Niemand leicht an Reparaturen denkt, so lange er nicht fürchtet, daß ihm das Dach über dem Kopfe zusammenfällt. Dies, so wie der Mangel an Fensterglas gibt der ganzen Stadt im Auge des Europäers ein abstoßendes Aeußere. Der Hauptplatz sieht besser aus; dort steht die Kathedrale und das Regierungsgebäude, einzig und allein kenntlich durch die Wache und durch die weißblaue Flagge mit silbernen Sternen im blauen Felde, die auf ihm aufgehißt ist, obwohl es den anspruchsvollen Titel Palazio führt. In der Mitte des Platzes ist ein großer Springbrunnen, an dem das schönste jedoch das Wasser ist. Hier sammelt sich in den Abendstunden oft die elegante Welt und flanirt oder sitzt auf den Balconen der Häuser, die den Platz umgeben, besonders wenn die Militärmusik spielt. Die Alameda, der einzige öffentliche Spaziergang, ist ganz verwahrlost, man fällte noch einige von den alten Bäumen als Nutzholz. Alle Häuser am Platze haben Arcaden mit kleinen ambulirenden Kramläden und größern

Verkaufsbuden oder Magazinen im Erdgeschoß. Fast alle Häuser werden von mehreren Parteien bewohnt; die Reichern leben im ersten Stockwerk, die Aermern, die oft im Verhältniß der Dienerschaft leben, wohnen unten.

Ich glaube nicht, daß die Zahl der Bewohner 60,000 übersteigt. Die Angaben schwanken von 50,000 bis 100,000. Einem echten Patrioten ist es eine Kleinigkeit, die Ziffer etwas zu vermehren und den officiellen Angaben ist nicht viel zu trauen in einem Lande, wo die Regierung ihre Archive zur Anfertigung von Patronen benutzt hat und die wichtigsten Urkunden, wie die Handelsverträge mit den europäischen Staaten, nicht aufbewahrt, wo jede Art Census durch die Furcht der Einwohner, daß er zur Besteuerung oder zum Soldatenpressen dienen soll, illusorisch wird. Die Mehrzahl der Einwohner sind Halbindier (Mestizos, cholos) in verschiedenen Abstufungen, so alle dienenden Classen und die meisten Handwerker; die Weißen sind Grund- oder Hausbesitzer und Kaufleute, Geistliche, Regierungsbeamte und Doctoren, viele von den letztern treiben jedoch das viel nützlichere Gewerbe eines Krämers. Die wissenschaftliche Bildung geht selten über das Lesen und Schreiben; die Journalistik ist zahm und in ihrer Politik furchtsam, da sie unter dem Druck der Regierung steht. Trotz der Erniedrigung sind die Weißen sehr stolz und die Verachtung der Indier scheint noch immer das erste Gebot zu sein, daher das Ersticken der Strebsamkeit eine leidige Folge in dem indianischen Charakter.

In Mr. Cope's Abendgesellschaften fand ich die auserlesenste, aber auch sehr kleine Gesellschaft der Ecuatorianer, unabhängige Männer, aber stets beargwöhnt von der despotischen Regierung. Unter den Weißen sind weitaus die Unternehmendsten die hier angesiedelten Neu-Granadiner, die sich durch Unternehmungs-

geist, Routine und Bildung vor den einheimischen Weißen bemerkbar machen.

Die Handwerker sind meist Halbindianer und im höchsten Grade unverläßlich, denn wie überall im Lande ist es nöthig, bei der Bestellung gleich einen Theil vorauszubezahlen und sich in Geduld zu fassen, bis die Arbeit abgeliefert wird. Die Haupterzeugnisse sind Ponchos, Bayeta, weiße und gefärbte Handschuhe aus Wolle, Leder, das aber dem europäischen an Güte sehr nachsteht, Sättel und Schuhe, Waaren aus Kautschuk, der im flüssigen Zustande aus den tiefen Thälern in Säcken heraufgebracht wird. Die alte Industrie in Manufacturwaaren, welche die spanische Regierung auf Kosten der Silber- und Goldminen, die — so weit sie nicht schon durch die Aufstände der Indianer zerstört worden waren — aufgelassen werden mußten, begünstigte, um die benachbarten Länder Peru und Chili, denen die Gewinnung der edlen Metalle zur Aufgabe gemacht worden, so wie Neu-Granada mit groben Wollstoffen, Tüchern und Baumwollwaaren zu versorgen, ist eingegangen. Die Industrie hatte große Summen in's Land gebracht, litt aber schon gegen Ende der spanischen Herrschaft durch das Einschmuggeln und wurde seit der Unabhängigkeit ruinirt, da die durch Handarbeit erzeugten Stoffe mit den durch Maschinen hergestellten nicht concurriren konnten. Auch gewisse Kunsterzeugnisse werden in großer Zahl angefertigt, besonders viele Bilder. Schon Caldas sprach über den elenden Zustand der Bildhauerarbeiten: „Der heilige Antonius mit einem Kinde auf einem Buche, der heilige Dominik mit einem Hunde, verzückte Engel mit halb offenem Munde und eine Siegellackstange in den Händen, sind die Anstrengungen unserer Phidias; von der Malerei gilt dasselbe.“ Ich würde den guten Quiteniern den Mangel an großen Künst-

lern gern verzeihen, wenn ihre Schuster nur bessere Stiefel machen würden. Ich fand, daß ein Paar Schuhe nie mehr als zwei Excursionen bei gutem Wetter und eine bei schlechtem aushielten. Die Schuhmacher könnten freilich, wie einst ein Berühmter ihres Gewerbes in Paris, antworten, daß sie nicht Schuhe machen, um darin zu gehen, da alle Weiße im Lande es für eine Erniedrigung halten, zu Fuß zu gehen, und glauben, daß ihre Füße nur vorhanden seien, um in die großen messingenen Steigbügel gesteckt zu werden.

Alte Bauwerke sind nicht mehr vorhanden, denn Ampudia ließ nach der Eroberung der Stadt Tempel und Paläste abtragen, um das Material angeblich zu Neubauten zu verwenden, in der That aber, um Schätze zu suchen. Kirchen, Capellen und Klöster sind in großer Zahl vorhanden, das größte ist das von San Francisco, aus Bruchsteinen, gebrannten Ziegeln und Kalkmörtel erbaut; die Kirche ist aber überladen; die zahlreichen Klosterhöfe, Zimmer und Gänge sind so groß, daß einmal 3000 Mann darin campirten. Die Wunder des heiligen Franciscus füllen alle Gemälde, die aber keine Kunstwerke sind; die wenigen wurden aus dem Lande geschmuggelt und durch angeräucherte Copien ersetzt; die Malerei ist ein einträgliches Gewerbe, aber keine Kunst in Quito. In einer andern Kirche sind die Juden mit Schwänzen abgebildet.

Außer einigen meist von Weißen besuchten Elementarschulen hat Quito auch zwei Colejios und eine Universität. Es ist das ehemalige Jesuitencollegium, eins der schönsten öffentlichen Gebäude. Im Eingang ist eine schwarze Marmortafel eingemauert, auf der die wichtigsten astronomischen, geodätischen und physikalischen Resultate der Expedition unter de la Condamine stehen. Die Vorträge werden von den Professoren den Schülern

dictirt, die in einem oder zwei Halbkreisen auf gemauerten Sitzen ihre Plätze haben. Alte scholastische Philosophie, die Elemente der Mathematik, eine arg zugeschnittene Geschichte, Jurisprudenz und eine encyklopädische Medicin werden docirt. Ich habe mir die Dictate aus den meisten Hauptgegenständen verschafft und habe bei der Lectüre derselben schon manche ergötzliche Stunde verlebt. Wie wenig die Regierung von ihren Professoren hält, beweist der Gehalt von 300 Pesos, den die weltlichen Professoren erhalten. Ich bedauerte recht sehr Dr. J., einen Schotten, der die Stelle des Münzwardeins übernommen hatte und zugleich Professor der Chemie und Botanik ist; denn Professoren werden, so wie viele andere Angestellte, mit ihren Gehalten häufig auf die Zolleinnahmen in Guayaquil angewiesen. In der spanischen Zeit hatte Quito sogar zwei Universitäten: die des heiligen Gregorius des Großen, in den Händen der Jesuiten; die zweite die des heiligen Thomas von Aquino, in den Händen der Dominicaner, was Condamine zu der Aeußerung bewog, Quito sei ein Monster mit zwei Köpfen. Neben diesen beiden Universitäten bestand noch die Akademie de San Fulgencio der Augustiner, die gleichfalls das Recht hatte, Doctoren zu promoviren. Welch' ein Aufwand von Mitteln, um die Unwissenheit in Permanenz zu erklären!

Die Bibliothek zählt 14,000 Bände, von denen die meisten sich in einem großen Saale befinden, der mit allegorischen Figuren aus Holz, Personificationen der Welttheile, der Jahreszeiten und der Wissenschaften darstellend, verziert ist. Um jeder Mißdeutung vorzubeugen, haben sie immer Aufschriften, die oft sehr nothwendig sind, um das Verständniß des Künstlergedankens möglich zu machen. Bei manchen glaubt man, daß der Künstler ein Schalk war und den Beschauer persifliren wollte, so ist die

Philosophia moderna in einem Costüm, welches dem eines russischen Fuhrmanns sehr ähnlich ist, eine andere Wissenschaft erscheint als Tänzerin und die Theologia dogmatica hat eine Hyder zu ihren Füßen und ein Flammenschwert in ihren Händen, ein echt spanischer Gedanke. Werthvolle, seltene Werke besitzt die Bibliothek nicht, aber classische Literatur, Kirchenväter, theologische Werke, alte Jurisprudenz, spanische und französische Literatur in großer, spanische und französische Uebersetzungen deutscher und englischer Classiker in geringer Zahl. An das Erlernen der beiden letztern Sprachen hat bis jetzt noch Niemand ernstlich gedacht; selbst Französisch verstehen nur sehr Wenige. Ich wurde in meinen Reflexionen, die sich unwillkürlich aufdrangen, durch die Frage eines der Unterbeamten gestört, ob ich nicht Bücher kaufen möchte, eine Frage, die allerhand Erinnerungen aus Lima in mir erweckte. In demselben Gebäude, in welchem die Universität und die Bibliothek untergebracht sind, befindet sich auch das Seminar und Colejio von San Luis, die Münze, das Zeughaus und der Convento de los Camilos, der 1852 wieder von den Jesuiten eingenommen wurde. Mit wenigen Ausnahmen fehlt den Bewohnern jede höhere Bildung, vielleicht sogar mehr als in allen andern südamerikanischen Ländern, aber sie haben vor diesen eine größere Sanftheit des Charakters und eine größere Natürlichkeit der Sitten voraus; aber dem Volke mangelt durchaus das Verständniß seiner höhern Lebensaufgabe. Die Achtung vor dem Gesetz ist bei Regierung und Volk gering und daher bei jener Despotie und bei diesem die Neigung zur Selbsthilfe da, wo sie nicht durch die Furcht niedergehalten wird. „Alle Souveränetät geht vom Volk aus; die Sicherheit der Person ist garantirt; Niemand darf verhaftet werden ohne Autorität des competenten Richters“ und so fort, lauten die

Grundgesetze der ecuatorianischen Verfassung; aber der Präsident knebelt die Presse, terrorisirt die Kammern und schickt mißliebige Personen ohne alle Umstände nach dem Napo in die Verbannung. Es fehlen die organisirten Straßenräuber Lima's, aber der Justizmord zur Zeit der Revolutionen und Mord aus Rache sind nicht selten. Ein Fall von Mord kam in Quito während meiner Anwesenheit vor, aber der Mörder wurde abwechselnd von seinen Freunden beherbergt. Ein Fall von tödtlicher und brutaler Mißhandlung einer Frau durch ihren Gatten kam zur Kenntniß eines reisenden Engländers. Als dieser den Verwandten der Frau vorstellte, daß es an der Zeit wäre, den Schutz der Gesetze in Anspruch zu nehmen, antworteten diese ihm ganz trocken, daß ihn dies ja nichts anginge. Diebstähle sind häufig, selbst in der Stadt, und Bettelei unter allen Vorwänden ist eine Landessitte, selbst bei den Honoratioren unter der Form des Borgens. Die untern Classen der Bevölkerung sind dem Trunk ergeben und die Chichahäuser werden sehr fleißig besucht; die Trinkstuben, Hahnengefechte, Stierhetzen sind auch hier die Hauptvergnügungen. Quito ist die einzige Hauptstadt Südamerika's, die noch kein Theater hat; Oper und Ballet finden jedoch Ersatz auf andere Weise. Am 26. Morgens zogen einige Tamboure und Pfeifer durch die Straßen und machten Lärm. Später wiederholte sich dieser Aufzug, war aber schon von einem Gefolge freiwilliger Feuerwerker begleitet, welche Raketen und Feuerräder abbrannten. Ein Gewitter mit heftigem Platzregen, der die wohlthätige Straßenpolizei vertritt, störte oder verzögerte das Fest; nachdem der Regen aufgehört hatte, nahm es seinen Fortgang. Vier Reiter eröffneten den Zug, dann folgten zwei Indianer, als Neger maskirt, welche künstliche Köpfe über ihrem eigenen trugen, da sie als Riesen func-

tionirten und tanzten, offenbar irgend eine Reminiscenz aus altspanischen Romanzen; dann kamen einige Llamas mit Blumenkränzen und mit Fahnen geschmückt, ihnen folgten Knaben mit Fahnen und Weiber mit großen grünen Reiserbündeln, vielleicht Waldgötter darstellend. Hinter diesen gingen einige Mädchen, Halbindianerinnen, als Engel maskirt, mit gelben Perrücken und Flügeln an den Schultern; einige hatten auch Flügel an den Hüften. Ein großer Zug von Knaben und Männern, die Feuerwerk abbrannten, schlossen die Procession. So wie sich an andern Orten dem katholischen Ritual ganz unchristliche Cultusformen beigemengt haben, die im Anfang vielleicht sogar von den ersten Missionären geduldet wurden, um durch eine solche Amalgamation das Bekehrungswerk zu erleichtern und den Anhängern eines fremden Gottesdienstes den neuen verständlicher zu machen; so haben sich noch eine Menge abergläubischer Formen aus dem indianischen Leben in das häusliche Leben hinübergezogen, so die Anwendung der Samen des Stechapfelbaums (Datura arborea), um Schätze zu heben, aber auch häufig als Zaubermittel den Personen in Speise oder Trank beigemischt. Er wird nicht angepflanzt, sondern erscheint als ein unheimlicher Begleiter im Gefolge des Ansiedlers und wird wahrscheinlich auch hier besonders durch Schweine verbreitet. Er führt in Südamerika den Namen Borrachero (der Berauschende); man könnte ihn passend den Verbrecherbaum nennen, denn Vergiftungen damit kommen vor, wenn auch nicht grade in der Absicht zu tödten, sondern um Individuen in einer gewissen körperlichen oder geistigen Abhängigkeit zu erhalten; bei nervenschwachen Personen bringt schon der Blüthengeruch allein Unbehagen hervor; die Diebe betäuben auch die Hunde mit dem Borrachero. Mr. T., ein im Lande ansässiger Engländer, erzählte mir,

daß häufig eine Ziege bei nächtlichen Opfern verehrt wird, vorzüglich vom schönen Geschlecht, das dadurch die Zahl seiner Anbeter zu vermehren glaubt. Dies ist ein Spuk, der mehr nach dem Süden Europa's schmeckt und vielleicht als eine hellenische oder römische Reminiscenz mit den Spaniern herübergekommen ist, um so mehr, da die Ziege zu den aus der alten Welt herübergebrachten Thieren gehört. Dieser Ziegencultus erinnert an den Gott Dakscha, an Pan und Silen, an den Ziegengott, den die Assyrier anbeteten, da die Ziege häufig als eins der Symbole der zeugenden Naturkraft gebraucht wurde.

Die Unwissenheit war und ist groß; als nach Humboldt's Besteigung des Pichincha schwache Erdstöße fühlbar wurden, verbreitete sich das Gerücht, daß die fremden Ketzer Pulver in den Krater geworfen hätten und Caldas beklagte sich darüber, daß von einem Priester die Keppler'schen Gesetze von der Bewegung der Himmelskörper als Fabeln betrachtet wurden. Wir dürfen deshalb von den Quiteños nicht schlechter denken; was würde Caldas sagen, wenn er heute noch lebte und wüßte, daß im neunzehnten Jahrhundert in der Mitte eines Culturvolkes die Naturwissenschaften als sittengefährlich und die Steinkohlen als unmoralisch öffentlich angeklagt wurden und solches alberne Geschwätz von einer zahlreichen Schaar von Zuhörern mit Stillschweigen und frommem Erstaunen hingenommen wird?

Das Leben in Quito ist fast ohne allen geistigen Rückhalt, weder fröhlich, noch angenehm; aber es ist nicht einmal billig, besonders für eine Familie, denn mit der Aufnahme jedes Dieners bekommt man gleich seine ganze Familie und Verwandtschaft auf den Hals, welche diesem im Verzehren und Verschleppenalle Hilfe leisten. Die Milch wird gewöhnlich abgekocht verkauft und ist rauchig, der Käse mager und ohne Salz; das Brot ist

erträglich gut, eben so alle Arten von Fleisch. Der Glanzpunkt ist der Fruchtmarkt, der sich auf der Plaza de San Francisco befindet. Die Einwohner halten zwei Mahlzeiten; ein Frühstück zwischen 9 und 10 Uhr und das Hauptessen zwischen 3 und 4 Uhr. Ein Caldo, eine Art Fleischbrühe, macht gewöhnlich den Anfang der Hauptmahlzeit, diesem folgt der Puchero, gesottenes Rindfleisch mit vielem gekochten Gemüse, und bei den Reichern gebratenes Fleisch oder Geflügel, in Fett gebratene Bananen, immer aber die landesübliche Locro, welche bei Armen oft das einzige Gericht ist; dann werden Früchte, roh oder in Zucker eingemacht, aufgetragen, die meist mit Käse gegessen werden, und häufig folgt eine Tasse gekochte Milch. Das Frühstück ist einfacher; der Puchero fällt immer weg, dafür erscheint am Schluß eine Tasse dicke Schokolade, die in Wasser gekocht wird. Abends wird gewöhnlich noch eine Tasse Schokolade getrunken oder eingemachte Früchte genossen, um Wasser trinken zu können (para beber agua). Auch in Quito wird wie überall in den Anden häufig warmes Wasser getrunken, weil das kalte Wasser als schädlich gefürchtet wird; dies hindert sie aber nicht, Eis zu essen. Es macht einen komischen Eindruck, an den kühlen Abenden in den feuerlosen Zimmern Frauen und Männer im Kreise sitzen zu sehen, in ihre Tücher, Mäntel oder Ponchos gewickelt, die Hüte auf dem Kopfe, alle leise fröstelnd und dennoch Eis essend, während der Europäer sich nach einem guten Kaminfeuer sehnt. Das Eis kommt aus den Schluchten des Pichincha und ist mehr gefrorener Schnee oder Hagel; es wird in Stroh verpackt und auf Maulthieren nach Quito geführt.

Die Conversation in solchen Kreisen dreht sich, wie so häufig auch die europäische, um Nichts, Gevattergeschichten und Chronique scandaleuse. Der Ton, der dabei herrscht, ist leicht,

oft sogar frivol. Man erlaubt sich, Dinge und Verhältnisse ganz ungescheut bei ihren wahren Namen zu nennen und darüber zu scherzen, die wir oft kaum leise anzudeuten und der ernsthafte Engländer gar nicht zu berühren wagen würde, welche aber von dem zarten Geschlechte der Anden lachend aufgenommen werden. Wollte man die Conversation allein als Maßstab für die sittlichen Zustände gelten lassen, so würde man jedoch hier einen bedeutenden Fehler machen, denn diese stehen durchaus nicht so tief, als der Ankommende beim ersten Verkehr glaubt. Sind schon die Männer unwissend, so ist dies in noch viel höherm Grade mit den Frauen der Fall und selbst die Lectüre von Uebersetzungen französischer Romane ist hier selten. Die Frauen höherer Classen können zwar lesen und schreiben, machen aber bei ihrer Vorliebe zum Nichtsthun selten einen andern Gebrauch von ihren Kenntnissen, als Gebetbücher zu lesen oder ein Billet doux zu schreiben. Bei den Begabtesten finden sich manchmal zärtliche Ausbrüche des gesteigerten erotischen Gefühls, dem in der Regel eine romantische und sentimentale Grundlage fehlt. Da es als Maxime gilt, daß eine stricte Observanz der Formen eine Laxität im Handeln weit überwiegt, so ist dies vielleicht mit ein Grund, daß die zartern Seiten leiden. Das Privilegium der Tapada ist für sie von ungleich größerem praktischen Werth. Die Mantille oder ein gewöhnlicher Shawl wird so kunstgerecht umgeschlagen, daß er nicht nur das ganze Gesicht bis auf ein Auge, sondern auch die Gestalt verhüllt, und ein Ehemann recht gut seiner Frau in der Straße begegnen kann, ohne sie zu kennen.

Die höhern Classen tragen europäische Fabricate, die Männer allgemein Tuchkleider nach französischem Schnitt, wenn sie in der Stadt sind; dort hat selbst der philiströse schwarze Cy-

linderhut schon bedeutende Eroberungen gemacht. Die Frauen tragen europäische Kleider, dazu aber immer den Shawl, der beim Ausgehen um den Kopf, im Hause aber bloß um die Schultern getragen und der nie abgelegt wird, da sich die Frauen fast immer in einem nachlässigen Anzuge befinden. Die kleinen Füße stecken in Schuhen, zu Hause aber in Pantoffeln und glaubwürdige Zeugen versichern, daß die Frauen Quito's abgesagte Feinde von Strümpfen sind. Handschuhe sind unbekannt, außer jenen groben Wollfabricaten, die im Lande erzeugt und nur auf Reisen getragen werden. Bezüglich ihrer Schönheit unterschreibe ich gern dasselbe günstige Zeugniß, das ich schon in Cuenca den Bewohnerinnen des Hochlandes ausgestellt habe.

Die untern Volksclassen, die mit dem Namen Mestizos, Cholos, Gente de Bayetta belegt werden, bedienen sich zur Anfertigung ihrer Kleider der ungleich billigeren einheimischen Wollstoffe, die langfaserig und meist sehr grell gefärbt sind; scharlachroth, purpurn, himmelblau, spangrün, orange- und citronengelb sind die Lieblingsfarben. Bei den Männern kommt ein Beinkleid oder eine Jacke aus Tuch zu dem Poncho. Die Kopfbedeckung ist der Strohhut; Kleid und Mantel der Frauen bestehen immer aus Bayetta, von dem sie auch den oben erwähnten Namen erhalten. Außer den bei den andern Classen gerügten Schwächen kommt bei diesen noch das Laster der Trunkenheit hinzu, und wenn es die Mittel erlauben, ein hoher Grad von Gefräßigkeit. Der Indio civilizado ist durchaus nicht der Stoiker, wie der Sohn der Wildniß, oder der düstere Bewohner der Paramos, dessen einziges musikalisches Instrument ein mit Mais gefülltes Rohr ist, das er schüttelt, oder ein Eselskinnbacken, auf den er mit einem Stocke schlägt. Der Ernst des

Civilizado ist mehr ein äußerer und sobald er bei Chicha oder Aguardiente warm geworden, ist er ein unermüdlicher Tänzer. Coleti gab ihnen das schmeichelhafteste Zeugniß, das sie je erhielten, und sagte: sie seinen Trunkenbolde, aber dennoch gute Christen und zur Mildthätigkeit geneigt. [12])

Achtes Capitel.

Die Umgebung von Quito. — Die Abhänge des Pichincha. — Machangara. — Pflanzen und Thiere. — Klima von Quito.

Mein erster Ausflug nach einem der Gipfel des Pichincha, während dem ich die mittlern Bergabhänge nur flüchtig sah, mir aber die Schönheit der Strauchvegetation auffiel, erweckte in mir den Wunsch, diesen Theil des Berges näher kennen zu lernen. Es wurde eine Lieblingsexcursion, die ich öfter wiederholte, da ich von der Stadt aus diese Region sehr leicht in zwei Stunden erreichen und stets vor dem Eintritt der Regen, die selten vor 2 Uhr begannen, zurück sein konnte, die mich aber hinderten, den Krater des Vulcans zu besuchen, der in neuester Zeit eine so verderbliche Thätigkeit entwickelt hat. 13) Mit Aufgang der Sonne machte ich mich auf den Weg; einige Mundvorräthe, um an einem der Sturzbäche ein Frühstück zu improvisiren, und Papier zum Pflanzeneinlegen wurde mitgenommen.

Die Straßen fingen sich eben an zu beleben; Hausthüren und Fensterläden wurden geöffnet und manche hübsche Kirchengängerin verließ mit leichtem Schritt, das Gesicht mit der unvermeidlichen Manta halb verhüllt, das Haus; denn obgleich

die Leute früh zu Bette gehen, so muß man ihnen doch als Frühaufstehern Gerechtigkeit widerfahren lassen. Auf der Plaza de San Francesco hat schon regeres Leben begonnen, da dort der Gemüse- und Fruchtmarkt ist. Der Barrio San Francisco mit seinen steil ansteigenden Straßen wurde durchschritten, und einem seiner Wasserzuflüsse folgend, war ich bald über der Stadt. Ich setzte meinen Weg durch eine Quebrada, das heißt eine der engern Schluchten fort, an deren Ende das Steigen beschwerlicher wird; aber an einem kühlen, feuchten und doch glänzenden Morgen steigt man ungemein leicht, trotz der dünnen Luft, da es belohnend ist und mit jeden hundert Fuß die Fernsicht immer Neues aufschließt. Ungefähr 10,000 Fuß hoch, wo das letzte Haus (Catuna 10,360 Fuß) sich befindet mit seinen Maisfeldern und seinen Gemüsegärten, in welchen einige große Stechapfelbäume stehen (Datura arborea) mit weißen trichterförmigen Blüthen, von der Länge einer Spanne, macht der Fußpfad am Saume der Schlucht eine Wendung und vor mir liegt die Chorrera, so heißt hier allgemein der Wasserfall, den ein Gebirgsbach macht. Er ist weder hoch noch besonders wasserreich, aber das klare Wasser, das über die röthlichgraue Trachytwand stürzt und sich unten in weißen Schaum zerschlägt, bildet in seinem Rahmen von Fuchsiagebüschen mit den langen purpurrothen Blüthen und den schönen Blättern, die besprengt vom zerstiebenden Wasser noch frischer und glänzender aussehen, den großen breitblättrigen Farren, Hydrocotyle, und den weißblühenden Erdorchideen, ein sehr hübsches Bild. Neben den Gräsern mit aufrechten Halmen ist ein kriechendes, bambusartiges Gras häufig, das besonders die Wände der Schluchten überzieht. Höher steigend begegnete ich einigen Halbindianern, die das Eis aus den Schluchten des obern Theiles des Berges nach der Stadt bringen;

es sind keine solide große Eisstücke, sondern Schnee und Hagel, der theilweise gethaut und wieder gefroren große Klumpen bildet, welche, in Heu und Stroh verpackt, nach der Stadt geführt werden.

Einige hundert Fuß über der Chorrera beginnt die Strauch-region, die in den Schluchten dichte Gebüsche bildend, aber auf dem weniger gebrochenen Terrain gruppenweise aus einander tritt mit großen Rasenplätzen von harten Gräsern, mit einer Mannigfaltigkeit gelber, rother und brauner Rispen von Podo-sämum, Gymnothrix, Stipa, Bromus, Paspalum u. A. dazwi-schen. Das Strauchwerk ist selten über fünf Fuß hoch, mit we-nigen Ausnahmen, wie der Milchkosche, (Lobelia gigantea) mit kautschukreichem Milchsaft, die 10 — 12 Fuß hoch wird und große lange, blaßgelbe Blüthen trägt, die einen narkotischen Geruch verbreiten; aus ihnen ragen die langen Staubfäden mit großen bärtigen Beuteln hervor; sie ist ein Riese im Vergleich der andern Gattungen ihrer Familie, welche niedrig und kraut-artig sind. Daneben steht ein 12 — 15 Fuß hoher Baum, eine Araliacee mit dünnem, gradem, astlosem Stamme, an dessen Spitze sich die großen lederartigen Blätter erheben, die wie auf-gehobene Hände mit ausgespreizten Fingern aussehen, doch ge-wöhnlich die Bärentatze (Pata de Oso) genannt werden, während die untern ungetheilt sind, aber einen sägeförmigen Rand haben. Das übrige Strauchwerk besteht aus Gebüschen, die stark aus-gebreitet sind, mit einer ebenen oder sanft gewölbten Oberfläche. Aber auch hier hat die Natur alle Einförmigkeit vermieden, denn dazwischen findet sich ein Lupinus, dessen Aeste wie die Arme eines Kronleuchters gestaltet sind und dessen Enden in Blumensträuße vom schönsten Himmelblau ausgehen. Mit diesem tiefen Blau bildet daneben das blasse Gelb des Berberizenstrauchs

und das feurige Goldgelb des Hypericum, dessen Blätter linienförmig und dunkelgrün sind, einen schönen Gegensatz. Eine kleinere Art desselben Geschlechts hat ganz das Aussehen einer Cypresse im kleinsten Maßstab. Eine Brombeerstaude (Rubus rosaeflorus) wuchert häufig und macht die Gebüsche unzugänglich. Duftender Thymian, kleine Preiselbeeren und Escallonien mit myrthenartigen Blättern, bilden das zwergige Unterholz in dieser Pflanzenwelt. Eine kaum handhohe Rosacee (Margirocarpus) trägt röthlichweiße Früchte, ungefähr von der Form des von Eiern strotzenden bohrenden Flohes, die deshalb auch hier die Niguapflanze heißt. Galium, Potentilla, Veronica, Spermacoce, Veilchen und blaßröthliche Strohblumen (Gnaphalion) sind unter den krautartigen Pflanzen die häufigsten.

Die Hauptmasse der Sträucher gehört den Compositen an: Eupatorien, mit einer klebrigen Ausschwitzung bedeckt, mit rothen und violetten Blüthen, es ist der Mattico der Eingebornen, welcher gegen äußere Verletzungen angewendet wird; ein anderer Wasserdost hat herzförmige, oben dunkelgrüne, unten weiße Blätter. Holzaster, Senecio, Cacalia, Dumerilia bilden die vorherrschenden Geschlechter. Das Laub ist an der Oberfläche glänzend mit starker Beimischung von Goldbraun, Gelb und Braun; Silbergrau und Röthlichgrau sind die Hauptfarben der untern Blattflächen, die in der Regel mit einem dichten Ueberzug von Haaren bedeckt sind, die entweder glatt und sammtartig oder zu einem feinen Filz verflochten sind. Die obern Blattflächen haben in der Regel einen starken Glanz, und wenn ein leiser Wind die Blätter bewegt, bildet ihr Oben und Unten mit den goldgelben Blüthendolden der Narbenbucke (Cacalia) die schönsten Gegensätze in Farbe und Glanz. Dazwischen stehen Melastomeen (Gaulteria, Rhexia). Schöne kletternde Pflanzen geben dem Strauch-

werk einen erhöhten Reiz: eine gehört dem Geschlecht Alströmeria an, deren glockenförmige, meist violette oder rothe Blüthen in dichten Büscheln zusammengedrängt sind; die Blüthen der zweiten Schlingpflanze sind von einem feurigen Scharlachroth und gehören einer Mutisia, daneben sind Tacsonien und Passifloren, die laubenartige Bekleidungen bilden. Graue Usneen und orangegelbe oder gelbgrüne Parmelien schmarotzen auf den Stämmen und Aesten der Sträucher, um welche die Flachsseide (Cuscuta) ihre Fäden spinnt. Bis hierher geht aus den Wäldern des Tieflandes oft der kleine Berglöwe (Puma chiquito, Leoncito de monte), eine ungefleckte gelbrothe Katze, $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch mit dickem Kopf. Die Gegend ist arm an Vögeln; braune Tauben kommen bis 11,000 Fuß Höhe herauf, um die reifen Bohnen des Lupinus zu verzehren. Hoch in der Luft, wie ein kleiner schwarzer Punkt, zieht manchmal ein Condor seine Kreise. Den Gegensatz zu dem Riesen der Vögelwelt bilden die Colibris, die selbst in diesen Höhen in mehreren Arten vorkommen. Kein Vogel übertrifft sie an Glanz des Gefieders; sie sind Pfauen in verkleinertem Maßstabe, aber von noch schönern Farben und zierlichem Körperbau; sie sind wahre Vögel aus dem Feenlande mit einem Kleid aus Juwelen und phantastischen Schnäbeln; viele Männchen haben Federhauben auf dem Kopfe und besitzen lange Schwanzfedern. Ihre Bewegung ist rasch und graciös; der Flug der Biene ist, verglichen mit dem ihren, schwerfällig, der des Schmetterlings langsam, er ist schnell und schwirrend wie ein abgeschossener Pfeil, geht jedoch nicht, wie dieser, in grader Linie, sondern häufig im Zickzack. Die Engländer haben der ganzen Familie den sehr passenden Namen der summenden Vögel (Humming birds) gegeben. Sie sind wenig scheu, und wenn man sich ruhig hält, kommen sie in die nächste Nähe.

Sehen wir ihnen zu, wie sie jetzt eine Fliege im Fluge erhaschen, jetzt sich auf einer Blume wiegen und einen Thautropfen trinken; da kommt einer mit einem langen Schnabel, fast von der Körperlänge, ganz im Verhältniß zu den langen trichterförmigen Korollen, aus denen er sich seine Nahrung holt. Schnabel, Kopf und der halbe Körper verschwinden und erscheinen nach einem Augenblicke mit Pollen bedeckt. Während der Zeit schwebt er halb und hängt halb. Er wiederholt diesen Besuch bei vielen Blumen, denn er ist ein kleiner Gourmand. Jetzt macht er eine Pause, setzt sich auf ein Blatt, schüttelt und putzt sich den Blüthenstaub von dem gelbgepuderten Kopf und den Schultern. Seine Nahrung sind Insecten; seine Zunge ist röhrenförmig und mit einem klebrigen Speichel bedeckt, eine organische Leimruthe, deren er sich als Tast- und Greiforgan bedient. Hier kommt ein anderer wie ein Stückchen fliegender Regenbogen mit einem kleinen sichelförmigen Schnabel; einige lange trichterförmige Blüthen erwecken vor allen andern sein Begehren; er betrachtet sie nicht als das ausschließliche Gefälle seiner langschnäbligen Vettern, er bohrt sie nahe am Grunde an und holt die Insecten heraus. Er kommt immer wieder nach wenigen Augenblicken zurück. Er ist ein zärtlicher Gatte oder Vater; folgen wir ihm, um einen Blick in seinen Haushalt zu werfen. In einem dichten Busch hat er sein Nestchen aus zarten Gräsern, das Innere nicht viel größer als eine Nuß; hier sitzt das Weibchen über zwei Eiern, die nicht größer sind als Erbsen. Er bringt die Insecten seiner Frau; wehe dem Frevler, der sein Nest berühren will, der kleine Mann wird dann ein Held, der auf seinen Feind losstürzt. Auch beim Eintritt der Brunstzeit ist er kampfbereit und die Rivalen hacken dann mit ihren Schnäbeln ganz tüchtig auf einander. Die Colibris gehen sehr hoch und viele sind gegen

die Kälte unempfindlich; die Familie hat nicht bloß eine weite horizontale, sondern auch eine hohe verticale Verbreitung, und so wie sie an den beiden Extremitäten Amerika's, bis an die Behrings- und Magellanstraße reichen, so gehen sie am Aequator bis nahe an die Schneelinie und fliegen hier, wie in Unalaschka, im Schneegestöber. Die Species dagegen haben einen sehr kleinen Verbreitungsbezirk und manche sind nur auf einzelne Andenthäler beschränkt. In diesen Höhen, wo ewiger Frühling herrscht, ist auch immer eine Masse von Blüthen, welche hinreichend viele Insecten anlocken, und so wie diese an gewisse Pflanzen gebunden sind, so finden sich einzelne Colibris stets in der Nähe gewisser Bäume und Sträucher, die sie mit Vorliebe aufsuchen.[14]) Ihr Fang ist nicht leicht; sie mit Wasser zu schießen, das so häufig empfohlen wird, taugt nichts, da dabei höchstens die Flinte naß wird. Der Fang mit dem Insectennetz, den Audubon empfiehlt, erfordert flinke Beine und eine sichere Hand. Ich kann mich nicht rühmen, auch nur einen gefangen zu haben; alle Exemplare, die ich erhielt, wurden von einem indischen Mestizen mit der Bodeloque geschossen, welche ein höchst einfaches Blasrohr ist, nämlich der hohle Halm großer Gräser, aus dem kleine Lehmkugeln geschossen werden. Er traf in einer Entfernung von 20 — 30 Schritt; der Vogel stürzte in der Regel todt herab, der Körper war weder zerrissen, noch das Gefieder mit Blut befleckt.

Doch werfen wir auch einen Blick auf die Landschaft, die uns gegenüber und zu unsern Füßen liegt. Die Stadt bleibt verborgen, und selbst die flache Kuppe des Panecillo, die tiefer unten ihre Lage verräth, ist nicht mehr sichtbar; nach Süden liegt das grüne Thal von Quito; im Südost hebt sich ein hoher schneebedeckter Berg in die blaue Luft; sein Durchschnitt, wie ein unregelmäßiges Fünfeck, gleicht dem Chamalari, in dem die Phan-

tasie der Eingebornen die Form eines Herzens sieht und den sie daher el Corazon nennen. Es ist eine der schönsten Bergformen der Andenkette mit schroffen und steilen Abhängen und großen unbedeckten Klippen, die im Fernrohr sich im schönsten Ultramarinblau auf dem blendenden Weiß abheben. Im Nordost steigt der Cayambi auf mit einer Wolkenkrone auf dem Haupte. Doch der Glanzpunkt in dem großen Bergpanorama ist der Cotopaxi. Von hier aus gesehen, erscheint er sehr nahe und in imponirender Majestät. Ein fleckenloser Schneemantel wirft Massen von Licht zurück, daß das Auge geblendet würde, wenn es nicht in dem tiefen Blau der benachbarten Berge einen Ruhepunkt fände. Aus seinem Krater stoßen die plutonischen Mächte schwarze Rauchmassen wie eine ungeheure Säule in die blaue Luft, die sich erst in einer bedeutenden Höhe ausbreitet und dem Einfluß der obern Luftströmung folgend, nach der einen Seite etwas hinüberneigt, wie das vom Winde bewegte Laub hochstämmiger Palmen. Manchmal ist der untere Theil der Rauchsäule schwach erleuchtet vom Feuerschein der glühenden Massen, wenn die obere Schlackendecke berstet. Die Explosionen werden in dieser Höhe und Entfernung nur schwach vernommen wie ein entfernter Geschützdonner. Auf dieser Stelle lagerte ich oft und ich bekenne, daß ich manche Stunde dort verträumte, statt Insecten zu suchen — was der freundliche Leser mir verzeihen wird.

In 12,000 Fuß Höhe verschwindet der niedere, rankende Bambus, die Gesträuche werden zwergartig, ein großer Composit nach dem andern verschwindet, um andern Platz zu machen, welche niedrig, krautartig und oft stengellos sind. Die Enziane werden häufiger und eine stengellose Malvacee mit Blüthen von schönstem Himmelblau (Sida) bedeckt den Boden; sie hat ungemein lange, ausdauernde Wurzeln und bildet mit den unge-

stielten Compositen niedrige Rasen. Am Wasser blüht ein gelber Ranunkel, eine großblüthige Hungerblume (Draba grandiflora), Sauerampfer und Doldengewächse mit hohlen, dicken Stengeln; daneben stehen Lactuca und hypogäe Orchideen (Stenoglossum und Stelis), zierliche Venushaarfarren (Adianthum), Schachtelhalme (Equisetum) und die lappenartigen Lebermoose (Marchantia). Die Vegetation nimmt allmälig den Charakter der europäischen Alpen an. Nur strauchartige Baccharis behaupten sich noch, sind aber kleiner und ihre dichtgedrängten, schuppenförmigen Blätter geben ihnen einige Aehnlichkeit mit Lykopodien. Der Pajonal trägt ein Meer von goldenen Rispen und verdient auch hier seinen Namen durch das trockene, strohartige Aussehen seiner Gräser. Noch höher oben werden die Gräser kleiner und bestehen vorwaltend aus Carex; Wegeriche und großblättrige, starkriechende Valeriana sind häufig; Steinbreche (Saxifraga andicola) bilden mit ihren in grüne Rosetten zusammengedrängten Blättern zahlreiche kleine Rasen wie auf unsern Alpen. Blutrothe Lykopodien und Fraylejon (Culcitium und Espeletia) geben der Vegetation einen fremdartigen Ausdruck. Mit diesem Namen werden zwei Pflanzen belegt; beide haben das mit einander gemein, daß ihre Blätter und Stengel mit einem dichten Filz von weißen Haaren bedeckt sind, wie mit einem weißen, wolligen Kleide, das die Natur diesen Pflanzen gegeben hat, um sie gegen den Frost zu schützen. Dem Fraylejon werden von den Einwohnern wunderbare Heilkräfte zugeschrieben und er wird als eine mysteriöse Pflanze betrachtet. Auch der Lupinus ist zwergartig zusammengeschrumpft und hat ein weißes Wollkleid angelegt; sein Stengel ist hohl und die Blumen stecken tief in dem schützenden Ueberzug. Homantis pungens, ein krautartiger Composit, kommt bis über 13,000 Fuß Höhe, Calceolarien, mit holzigem Stengel, noch in

13,000 Fuß Höhe auf Trachytfelsen vor, Alstroëmeria glauca und die rostrothe Strauchaster (Baccharis ferruginea) an der Schneegrenze. Es ist ein formenreiches Geschlecht, das bald als baumartiger Strauch, dann als kleines Kraut, hier mit großen spatelförmigen, dort mit herablaufenden Blättern und endlich unter der Maske eines Lykopodiums uns entgegentritt. Hoch herauf reichen mit den holzigen Astern, die Enziane, die unten klein und verkrüppelt waren; sie werden hier oben von andern, mehr als einen Fuß hohen, ersetzt und in der Nähe eines der Gipfel stehen noch mehrere in reichem gelben Blüthenschmuck. Selbst an den unwirthlichen Sellen, im Trachytsande, blühen noch Alsineen und Arenarien; diese letztern haben dicht gedrängte, hellgrüne Blätter, während Draba alyssoides und das Hornkraut (Cerastium) behaart sind. Nur der nackte Fels trägt gelbe Parmelien statt blühender Pflanzen.

Mehr als einmal wurde ich hier vom Hagel überrascht, der gewöhnlich aus großen Körnern, die manchmal in der Mitte milchweiß waren, bestand. Die Wolkenbildung erfolgte rasch und begann aus leichten Nebeln, die wie eine dünne Rauchsäule sich an die Steine hefteten, aber sich bald verdichteten und dann schnell wuchsen. Das Ende war die Bildung eines Gewitters, dessen Donnerschläge in dieser Höhe nur schwach gehört wurden.

Nach dem Besuche der höher gelegenen Theile wird ein Blick in die tiefer gelegenen zum Verständniß wesentlich beitragen. Schon unterhalb Quito, in 8000 Fuß Höhe, ändert sich die Vegetation der Hochebene. Einzelne Sträucher ziehen sich den Bächen entlang aus der Strauchregion hinab, sie werden aber größer und kräftiger; Alströmerien und Taesonien treten in andern Species auf, die Salviengebüsche nehmen zu, größere Melastomen mit großen Blumen und baumartige Syngenesisten, unter diesen die Andromache und die zum Färben und Gerben benutzte

Coulteria tinctoria werden häufiger. Dazu kommen kleinblättrige Begonien, Lantana, Rubus, hohe Thibaudien mit rothen röhrenförmigen Blüthen und noch tiefer unten ein hohes strauchartiges Origanum und ein der Hortensia ähnlicher Strauch mit fußlangen eirunden Blättern. Die Fuchsien sind großblättriger und eine Form ist roth auf der untern Blattfläche. Selbst eine Mimose steigt aus den heißern Thälern den Fluß herauf bis wenige hundert Fuß unter Quito. Außer den Schlingpflanzen der obern Region umkleiden Piperaceen, Convolvolusarten und eine goldbraune Clematis die Gebüsche.

Von 8000 Fuß abwärts sind die Baumorchideen ziemlich häufig (Epidendron, Dendrobium, Odontoglossum und Oncidium), schmücken mit weißen, gelben und rothen Blüthen die Bäume und wechseln mit epiphyten Farren. Hier treten die schönen hohen Baumfarren in großer Zahl auf, aber auch die krautartigen sind zahlreich, theils mit gefiederten, theils mit einfachen, oft mehrere Fuß langen Blättern. Außer den strauchartigen kommen auch krautartige Hypericum und Eupatorium vor, daneben auch langhaarige Peperomia mit spitzigen rothen Blättern, panicumartige Gräser, Amaranthen, Oenotheren, Gesneriaceen, Geranien, Chenopodien, große gelbe Oxalisarten, eine Cleome, deren Blätter als Causticum dienen und Tradescantia (T. hirsuta). An gelichteten Stellen Tagetes, Verbena, Stachys, Castilleja, Sennebiera (S. pectinata); an trockenen Stellen Amarillideen, an versumpften Orten Binsen und Schilfrohr (Donax?) mit 3 — 4 Fuß langen Rispen, Tropäolum, Ranunculus und die Schlauchblume (Utricularia); an schattigen Stellen Erdorchideen, darunter eine zarte Stelis, Hautfarren (Hymenophyllum) mit lichtgrünen, fast durchsichtigen Blättern und Pleurothallis mit großen breiten Blättern.

Die untere Strauchregion ist nicht besonders reich an Insecten; die Bäche enthalten einen kleinen Andenwels (Pimelodes), Schlangen reichen nicht herauf; ich sah die erste in der Waldregion, ungefähr 1000 Fuß unter Quito, Frösche gehen bis 10,500 Fuß. Von den Schnecken sind Bulimus und Achatina häufig, die großen Formen mit Gehäusen von 5 Zoll Länge gehören jedoch alle den tiefern Regionen an. Große nackte Schnecken mit flachen Rücken und breiter Sohle (Onchidium, Buchanan, Vaginulus, Cuv.), welche im heißen Tieflande von Guayaquil vorkamen, reichen bis über 9000 Fuß herauf; sie sind 3 Zoll lang, das obere Fühlerpaar ist geringelt mit Augen an der Spitze, der Rücken ist sepiabraun mit schwarzen und sienagelben Flecken, der Bauch grau, der Fuß hell ochergelb. Neben ihnen kommt eine sehr lebhafte Landplanarie (Polycladus andicolus) in derselben Höhe vor; sie lebt an feuchten Orten unter Steinen und auf der untern Fläche großer Blätter; ihr Rücken ist schwarz, die Bauchseite bläulich grau; sie ist ½ bis 2 Zoll lang. Außer den großen Regenwürmern (Hypogaeon heterostichon) kommt der sonderbare Peripatus vor, ein Thier, das die Eigenschaften der Anneliden mit denen der Tausendfüße vereinigt. Die Zahl der Schmetterlinge ist gering und nimmt mit der verticalen Erhöhung ab, trotz der vielen Blüthen der Strauchregion.

Vögel sind selten, nehmen aber zu, sobald man tiefer in die Wälder hinabsteigt, selbst der Aasgeier ist in den Straßen Quito's viel seltener als im Tieflande, trotzdem daß es ihm in den schmutzigen Straßen an Subsistenzmitteln nicht fehlt. Außer den lästigen Insecten, von denen schon früher die Rede war, sind Scolopendern sehr häufig in den Häusern; ihr Biß ist jedoch nicht gefährlich, eben so wenig der Stich des kleinen Skorpions. Iulus

und Polydesmus finden sich unter Steinen. Auffallend ist die große Armuth an Säugethieren. Eidechsen sind in 9000 Fuß Höhe noch zahlreich, eben so einige Gattungen Spinnen. Von mikroskopischen Formen fand ich häufig Chlamidomonas pulvisculus, die das Wasser oft grün färbte. Eine neue hellgrüne Cryptomonade mit seitlichem rothen Auge ist verwandt mit Cryptomonas caerulescens durch die Form des Panzers; die Farbe ist hellgrün und das Auge befindet sich in der Nähe der Einkerbung. Farblose Cyclidien, Bacterium biloculare und Vibrionen, Cryptomonas triquetra, lichtgefärbte Coleps, braune Trachelomonas mit rothem Ring und eine andere Form desselben Geschlechts, die mehr ovalförmig ist und sich durch Theilung fortpflanzt, Augenthierchen (Euglena viridis, Eugl. pleuronectes (?), Eugl. triquetra) und Glenodinium inaequale waren häufige Formen. Das Glaucoma der Anden ist von dem europäischen Glaucoma scintillans und Peranema von Peranema margaritaceum nicht zu unterscheiden. Bursaria, Paramecium aurelia, Oxytricha (von Oxytricha pelionella nur durch die gelbe Farbe verschieden). Aspidisca, mehrere Philodineen zwischen Desmideen, Brachionus, Hydatina, eine rostrothe Arcella vulgaris, Difflugia und Amöben, Amphileptus, Chilodon, Vorticellen, waren häufig, Stentor und Trichodina von bräunlichgrüner Farbe seltener. Von Süßwasserturbellarien fand ich eine neue Form, Strongylostomum andicolum, von mikroskopischen Crustaceen Cyclops und Cypris.

Obwohl es in Quito das ganze Jahr hindurch stets Regentage gibt, vertheilen sich diese doch so ungleichförmig, daß deutlich zwei Jahreszeiten unterschieden werden, welche die Bewohner als Sommer (Verano) und Winter (Invierno) bezeichnen.

Der Winter oder die Regenzeit beginnt im December und dauert bis Mai, der Sommer dauert von Juni bis November und ist die relativ trockene Jahreszeit; im Winter sind regenlose Tage und Tage mit kurzen Regen, im Sommer einzelne Regen, mitunter selbst von mehrstündiger Dauer nicht selten. In beiden Hauptjahreszeiten kommt eine kurze Zwischenjahreszeit vor, der kleine Sommer (Veranillo) im December nach dem Wintersolstitium, und der kleine Winter (Inviernillo) im October nach dem Herbstäquinoctium. Die größere Wärme fällt in die Hauptregenzeit oder den Winter, wahrscheinlich in den Monat März. In Folge der größern Erwärmung condensiren sich die Wasserdämpfe erst in bedeutender Höhe und die Küstenstriche sind dann in der Regel regenlos. Die Zahl der Regentage betrug vom 3. — 30. April 20 und vom 1. — 21. Mai 19. Die Regen traten meist gegen 2 Uhr, selten Mittags und nur ausnahmsweise Morgens ein; die heftigsten waren des Nachts. Bei der geringeren Wärme von Juni bis November erfolgt die Condensirung des Wassers aus dem Tieflande und den von der Südsee kommenden Wasserdünsten in geringer Höhe, oft schon am Fuße der Berge, und es treten die Regen des Tieflandes oder in den südlichen Theilen die Garuas ein. Das Hochland und die hohen Bergabhänge haben dagegen häufiger schönes Wetter, und da der Himmel des Nachts wolkenfrei ist, so sind in Folge der großen Wärmestrahlung die Nächte oft so kalt, daß es über 8000 Fuß häufig zur Reif- und Eisbildung kommt und die Saaten erfrieren; die Winde sind dann auf den Plateaux häufig und heftig. Auf den Paramos dagegen, wo die Menge des Wassers immer groß ist, kommt es zu häufigen Schnee- und Hagelniederschlägen und die Uebergänge über die hohen Bergjoche sind dann durch die kalten Winde, durch Schnee oder Hagel-

fälle gefährlich, aber in der Regel erst in den Mittags- und den Nachmittagsstunden. Die localen Regen der einsamen Grasebenen heißen wie diese Paramos, die kleinern Paramitos. Die Paramos haben das unbeständigste Klima, dessen wetterwenderische Laune, in der Sonnenschein und Regen oft zehnmal in der Stunde wechseln, sie den Eingebornen eben so verleidet, wie das Gefühl des Unheimlichen und Mysteriösen, das sie dort beschleicht. Nebel, Regen, Schnee, Hagel, Reif, Eis und Thaubildung erreichen hier ihr Maximum. Charakteristisch für sie ist weniger die absolute Menge des Wasserdunstes, sondern die Häufigkeit der Niederschläge. Die herrschenden Winde sind am Gestade des Meeres der Südwind, in den hochgelegenen Längenthälern Nord-, aber noch häufiger Südwinde, auf den Paramos und den Jochen regelmäßige Westwinde, deren Richtung durch den Zug der Federwolken oder das Ueberneigen des Aschenbaumes nach Osten an den Vulcanen an ruhigen Tagen ersichtlich ist.

Quito liegt sehr uneben, das Haus, welches ich bewohnte, ist dem Convent des heiligen Augustin gegenüber in einem der tiefern Stadttheile in der Höhe von 8790 Pariser Fuß, der höchste Barometerstand im Monat April war 243,87 Pariser Linien (auf Null reducirt), im Monat Mai 243,915 Pariser Linien, der niedrigste im April 241,696, im Mai 241,974 Pariser Linien und die größte Differenz in den beiden Monaten 2,219 Pariser Linien; der Unterschied der Mittel der Maxima und Minima 0,877 Pariser Linien. Ich fand die Bodentemperatur 10,82° R. in drei Fuß Tiefe. Die Temperatur der Luft stieg im Schatten im Hause nie über 14,5° R., sank aber vor Sonnenaufgang bis auf 6° R. Die Regen hatten ver-

schiedene Temperaturen, ein Platzregen am 3. April hatte 12° R., ein auffallend kalter Regen nach dreistündiger Dauer 9° R. Nebel sind selten, selbst Morgens und Abends, und am Tage senken sich die Paramonebel nur selten bis nach Quito herab, dies war am 19. Mai von 8 — 10 Uhr Morgens der Fall.[15])

Neuntes Capitel.

Guallabamba. — Tupigachi. — San Pablo. — Ibarra. — Imbabura. — San Vincente. — Yascon. — Cuesaca. — Tusa. — Guaco. Tulcan.

Ich verließ am 24. Mai Quito auf der Straße durch das Thal von Guallabamba, welches 2000 Fuß tiefer liegt als das von Quito. Der Weg führt ganz allmälig herab an den Abhängen der Hügel, die viel trockener sind; Cactus erscheinen häufig am Wege und eine niedrige, nur wenige Fuß hohe Sapindacee (Dodonea viscosa) mit dünnen raschelnden, an der Oberfläche klebrigen Blättern und flachen, geflügelten Samenkapseln. Von einer der Höhen sieht man die Pyramiden der Ebene von Yaruqui, welche die französische Expedition 1743 unter dem Aequator errichtete; sie wurden in einem Anfalle nationaler Eifersucht von den Spaniern zerstört, aber 1836 von Rocafuerte, dem begabtesten Präsidenten der Republik, wieder aufgebaut.

Um Guallabamba fand ich auf der Thalsohle viel stehendes Wasser. Der Ort besteht aus Häusern, die meist aus Bambus gebaut sind. Die Temperaturdifferenzen sind nicht minder grell als in Quito, obwohl die Tageswärme bedeutend höher steigt.

Die Luft war während der Nacht von einer wundervollen Klarheit, die Wärmestrahlung aber so bedeutend, daß ich eine Viertelstunde vor Sonnenaufgang die Temperatur auf 4,6° R. gesunken fand. Um Guallabamba wächst eine große Menge von Ricinus, in dem ein großer blauer Convolvulus sich herumschlingt. Der Ort ist nichts weniger als gesund, katarrhalische Affectionen und Wechselfieber sind häufig. Geognostisch bemerkenswerth ist der Basalt, welcher den Schiefer durchbricht. Der Ort liegt 6619 Fuß über dem Meeresspiegel.

Von Guallabamba stieg ich wieder auf; die Thäler sind sandig, verschiedene Arten von Mimosen und Cactus verrathen den trockenen Boden. Hier und da sind Agaven mit hohen Blüthenspindeln oder ein vereinzelter Mollebaum (Schinus molle), mit großen schmarotzenden Tillandsien bedeckt. Ich erreichte schon um 4 Uhr die Hacienda Tupigachi, eine große Besitzung, welche den Augustinern von Quito gehört, vor der ich auf den Einlaß warten mußte, denn die Frau, welche die Besitzung administrirt, kam erst nach einer Stunde nach Hause, begleitet von zwei Indianern, die ihre berittene Leibgarde bildeten und die mit Lanzen bewaffnet waren. Die Höhe ist 8837 Fuß; ich fand die Bodentemperatur in 1½ Fuß Tiefe nach zwei Stunden 10,25° R.

Am nächsten Morgen erreichte ich ziemlich früh San Pablo, das an einem kleinen, an Prenadillen reichen See von ungefähr drei Viertel deutschen Meilen Länge liegt. Die Umgebung ist sehr hübsch bebaut, der Boden fruchtbar, Weiden und Felder wechseln, da viele Ansiedlungen und Indianerdörfer umher liegen. Hier sah ich die ersten feinwolligen Schafe in Ecuador. Ich ließ Otavalo, das einen großen Ruf durch seine Fabriken von Bayetta, Ponchos und Teppichen hat, links liegen, um angeblich einen

kürzern Weg nach Ibarra zu nehmen. Ich sah zu spät, daß ich in eine der vielen Schlingen gefallen war, die man hier den Reisenden so häufig legt. Mein Arriero wollte nämlich in seinem Wohnort übernachten und dort möglichst früh ankommen, und um mich dazu zu bewegen, wurde mein Diener eingefädelt, der mir mittheilen mußte, daß der andere Weg sehr schlecht sei. Ich übernachtete in Natavuela, dessen Bodentemperatur ich in drei Fuß Tiefe nach sechzehn Stunden 12,5 ° R. und dessen Höhe ich 7232 Fuß fand. Die Gegend hatte stark von Trockenheit gelitten und es mangelte an Grünfutter, das durch trockene Blätter und Stengel des Mais ersetzt wurde. Die Mestizen zeichnen sich hier und in der Umgebung durch auffallend weiße Haut und schöne Gesichtsbildung aus. Auf meinem Wege nach Ibarra fand ich in den Hecken sehr schöne Heliotropien und Lantana, in den Gärten eine kleine Aurantiacee mit ausnehmend viel Citronensäure.

Ibarra liegt 6868 Fuß hoch; seine Bodentemperatur in zwei Fuß Tiefe ist 12,8° R. Der Himmel war theilweise bewölkt, es fielen aber nur einzelne Regentropfen. Abends heiterte es sich auf und der hohe Berg Imbabura, von dem die Provinz den Namen hat, gewährte in der Abendbeleuchtung ein schönes Schauspiel. In frühern Zeiten sollen an seinen Seiten große Eruptionen von Schlamm stattgefunden haben; der kleine Cyklopenwels, der dabei ausgeworfen wurde, kommt in den benachbarten Flüssen und Bächen, so wie im See von San Pablo zahlreich vor. Die Fische, deren indianischer Name Imba ist, die Preñadilla der Spanier, leben weder im Vulcan, noch im heißen Wasser. Die Vulcane der Anden sind Kegelberge von sehr bedeutender Höhe, also Wolken anziehend. Die vulcanischen Eruptionen erregen an und für sich Gewitter mit heftigen Regen,

die meteorologischen Niederschläge sind in den Tropen größer, der Schneemantel schmilzt an den Vulcanen rasch und bei Berstungen des Berges stürzen die in Klüften am Fuße befindlichen, oft warmen Gewässer hervor; dies erzeugt solche Massen von Wasser, daß, da die Flußbetten sie nicht fassen, sie über ihre Ufer steigend alles überschwemmen, wobei die Fische mitgerissen werden und später beim Verlaufen der Fluth auf dem Trocknen bleiben. Das Klima von Ibarra ist trockener und wärmer als das von Quito. Die Banane wird noch in Gärten gepflanzt, reift aber nur ausnahmsweise ihre Früchte. Die Stadt soll 13,000 Einwohner haben, hat rechtwinklige, breite Straßen, ebenerdige und einstöckige Häuser, mehrere Kirchen und Klöster. Die Einwohner erzeugen Bayetta und grobe Wollstoffe, besonders Decken. Da ich früh angekommen war, gelang es mir, Pferde für den andern Tag zu erhalten. Ich fand in dem Gouverneur und in dem dort lebenden disponibeln General, der ein Mulatte ist, sehr unterrichtete Leute.

Andern Morgens führte mein Weg über die Höhen und Thäler; in der Ebene war die Straße ungemein staubig, die Luft erschien mir schwül in den tiefern Thälern; ich vermißte sehr die kühle, feuchte Bergluft von Quito, in der man so leicht athmet. Asclepiadeen, Cactus, Agaven, Mimosen, strauchartige Crotoneen und Euphorbien, hier und da ein Mollebaum bilden die Hauptvegetation der Hügel. Es ist grau in Grau, die Blätter der meisten hier vorkommenden Pflanzen sind nicht glatt, sondern sehen rauh, wie bestaubt aus, oder sind mit kurzen Haaren bedeckt; dazwischen waren große Flecken ganz nackt oder spärlich mit Gras bewachsen, und nur selten erfreut eine rothe Amarillide oder eine blühende Malve (Malachra) das Auge. Von der Höhe in das Thal von San Vincente hinabsteigend, öffnet

sich plötzlich ein freundliches Bild. Den Fluß Rio Chota entlang und an den gegenüberliegenden, sanft ansteigenden Höhen, liegen große Zuckerfelder im üppigsten Grün. Die untern Lagen, wo ein reicher Alluvialboden ist, sind für das Zuckerrohr am zuträglichsten; die obere Grenze der Plantage ist in 5752 Fuß Höhe ungefähr 7 — 800 Fuß über dem Flusse; die Bodentemperatur war in zwei Fuß Tiefe nach zehn Stunden 16,1 ° R. Die Banane gedeiht noch hier und die Orangen sind vorzüglich. Ich konnte nicht ermitteln, wie groß die mit Zuckerrohr bepflanzte Oberfläche und ihre Production ist; man sagte mir nur, daß der Reinertrag 6000 Pesos sei. Die Besitzung gehört den Dominicanern in Quito. Der Zucker wird als Rohzucker bis Quito verführt, viel aber in der Provinz Imbabura consumirt oder zur Branntweindestillation verwendet.

Mein Weg führte nun wieder aufwärts; auf der Höhe wurde die Vegetation wieder üppig und einzelne Mimosen zogen sich weit hinauf. Ich langte um 9½ Uhr in einem leichten Nebel bei der Hacienda Yascon an, deren guter Zustand mich in Erstaunen setzte. Die großen, sehr rein gehaltenen Weizen- und Maisfelder waren alle eingefriedigt. Der Mais wird zu Weihnachten gesäet und im Juni geerntet, der Weizen wird im Februar gesäet und im August geerntet. Die Höhe ist 8003 Fuß.

In den Nachmittagsstunden erreichte ich die Hacienda Cuesaca in einer Höhe von 8336 Fuß; die Bodentemperatur war in zwei Fuß Tiefe nach zwölf Stunden 11,05 ° R. Ich traf dort einen Neger, der mich in englischer Sprache als seinen Landsmann begrüßte. Es war ein aus den südlichen Vereinigten Staaten entlaufener Sclave, der nach Canada entflohen war, dann als Matrose mit einem englischen Schiffe nach der Westküste von Südamerika kam und von seinem Schiffe ausriß. Er

galt auf der Hacienda als ein halbes Wunder, da er allerhand Tischler- und Zimmermannsarbeiten zu machen verstand.

Am nächsten Tage passirte ich das Dorf Tusa, dessen Umgebung sehr frisch und grün aussah, denn hier regnet es schon bedeutend. Von dem Dorfe führt der Weg aufwärts durch prachtvolle Wälder mit blühendem Gebüsch am Saume. Eine Fülle großer gelber Blumen, welche Compositen angehören, rosenrothe, großblüthige Melastomen, purpurrothe Fuchsien, hohe baumartige Strauchmohne (Bocconia) mit fiederlappigen, großen, auf der untern Seite filzigen Blättern voll gelbem, ätzendem Milchsaft wie unser Schöllkraut, und unter den niedern Bodenpflanzen krautartige Borragineen, besonders Lithospermum, waren häufig. Das Fortkommen in dem schönen Walde war sehr erschwert, die Pferde glitten auf dem nassen, schlüpfrigen Pfad fast bei jedem Schritt aus. An den steilern Stellen hatte man Sorge getragen, den Weg leichter gangbar zu machen, indem Baumstämme quer-übergelegt sind. Ich zog es aber vor, den Weg zu Fuß zu machen. An der schwierigsten Stelle bedurfte ich vier Stunden, um anderthalb Meilen zurückzulegen; aber von dem entsetzlichen Koth abstrahirend war diese Tagereise reizend. Ich erreichte um 2½ Uhr das Dorf Guaco, wo ich mich bei dem Teniente oder Jefe politico, einem Halbindianer, einquartierte. Bald darauf kam der Pfarrer des Ortes, ein sehr gefälliger Mann, und machte mir sanfte Vorwürfe, daß ich nicht bei ihm eingekehrt sei. Er war ungemein wißbegierig, so daß er mich selbst auf einer kleinen botanischen Excursion in den Wald begleitete. Die Bevölkerung besteht durchaus aus Indianern, die ziemlich industriös sind: in allen Häusern stehen rohe Webstühle oder große Rahmen, auf denen Ponchos gemacht werden. Der Hergang ist so langsam, daß eine fleißige Arbeiterin acht Tage braucht, um eine Elle zu

erzeugen. Die Farben sind sehr lebhaft und scheinen sehr dauerhaft zu sein; sie verwenden dazu Cochenille, blaue und rothe Farbehölzer. Die Bevölkerung war in einer Art Aufregung, Alle wollten Chinarinde suchen und Jeder hoffte, damit schnell reich zu werden. Der männliche Theil der Bevölkerung war müßiger als der weibliche, und in mehreren Häusern sah ich Gruppen von Spielern; die Frauen haben dagegen die Pflicht oder das traurige Vorrecht, in echt indianischer Weise für den Haushalt zu sorgen; sie müssen Holz und Wasser holen, waschen und kochen, spinnen, weben und färben; die Frau hat die Sorge für die Kinder nicht nur zu Hause, sondern nimmt sie auch in den Wald mit, wenn sie Holz fällt, oder auf den Markt, selbst wenn sie mit ihrem Sack Mais oder Kartoffeln beladen ist; oft hockt das kleinste auf dem Pack oder sie trägt es an der Brust, während sie die größern an der Hand nachzieht. Die Höhe des Ortes beträgt nur 8950 Fuß; ich fand die Bodentemperatur nach zwölf Stunden 8,5° R.; kurz vor Sonnenaufgang sank bei vollkommen heiterm Himmel die Temperatur der Luft auf 3,3° R. Katarrhe und Rheumatismen sind häufig, da die Bewohner besonders des Nachts in den schlecht verwahrten Häusern von der Kälte sehr leiden. Der Pfarrer erzählte mir als eine Besonderheit, daß eine große Anzahl von Weibern kinderlos sei, was ihn betrübte, da die Stolagebühren sehr geschmälert werden. Es ist aber auffallend, daß die indianische und Mestizenbevölkerung sich überall schwach vermehrt; der Grund der Sterilität liegt in den nahen Verwandtschaftsgraden, denn in der Regel heirathet Alles nur innerhalb ihres Dorfes, so daß zuletzt die sämmtlichen Einwohner verwandt und verschwägert sind; der Grund für die geringe Kinderzahl ist im langen Säugen der Kinder, oft bis in's vierte Jahr, im häufigen Branntweingenuß

und der harten Arbeit zu suchen. Das Zodiakallicht war ausgezeichnet schön.

Der Weg steigt von hier allmälig und führt über den Paramo nach Tulcan hinab. In mehr als 10,000 Fuß Höhe fand ich stehendes Wasser von grüner und an einem andern Orte von rother Farbe; da ich voraussah, daß ich in Tulcan würde warten müssen, nahm ich größere Quantitäten von beiden mit, um sie mit Aufmerksamkeit zu untersuchen. Die grüne Farbe rührte von einer unbeschreiblichen Menge von Gonium her, neben welchem ich ein kleines farbloses Paramecium, einen langschwänzigen Brachionus und das rothäugige Nackenrädchen (Philodina erythrophthalma) fand. In dem rothen Wasser rührte die Färbung von Euglena sanguinea her, die in allen Farbentönen vorkam: rosen-, purpur-, blut- und granatroth, die meisten braunroth. Außer dem rothen Augenthierchen war auch noch die von mir zuerst beschriebene Euglena chlorophoenicea und in kleinerer Zahl Euglena viridis vorhanden. Ich war schon vor mehreren Jahren zu der Ansicht gelangt, daß alle drei nicht verschiedene Species, sondern nur verschiedene Alterszustände repräsentiren, indem zuerst einige Körner ihr Grün in Roth verwandeln.

Tulcan liegt in einer Höhe von 9209 Pariser Fuß. Die Bodentemperatur ist 9,5 ° R. Die Umgebung producirt wenig Weizen und Mais, aber hinreichend Kartoffeln und Gerste. Capuli gibt keine Früchte mehr, die Agave bleibt klein und Capsicum erfriert häufig, denn das Klima ist rauh, wegen der großen Erhöhung des Ortes und der Nähe des Cumbal. Es ist der letzte Ort in Ecuador; es herrscht hier ein lebhafter Verkehr. Ich hatte einen Brief an den Jefe politico, der auch so freundlich war, für mich Pferde zu bestellen. Ich hatte Noth,

mir die nöthige Provision zu verschaffen und mein Diener ließ sich in dieser Absicht vom Gerichtsdiener begleiten.

Der Himmel war während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes trübe, entweder neblig oder mit Wolken bedeckt, die Luft feucht und rauh.

Erläuterungen und Anmerkungen.

1) Zu S. 141. Panamahüte. Das Material kommt von der Carludovica palmata R. et Pav. Es werden die unentfalteten fächerförmigen Wedel, die eine Länge von 6 — 14 Fuß haben, bei einer Breite von 4 Fuß dazu benutzt. Die Pflanze ist niedrig und die Blätter stehen am Boden. Ihr gewöhnlicher Name ist Jipijapa, ein Name, der bis Chili bekannt ist. In Ecuador hat ein Küstendistrict den Namen davon. Sie kommt an schattigen Plätzen vor längs der Küste von Ecuador, ja sie geht südlich bis nach Peru und nördlich in die Wälder des Isthmus. Ich fand die Hutfabrication jedoch auch in den Hochländern, wozu verschiedene Palmen verwendet werden; alle Blattrippen werden entfernt, die Blätter werden dann zerschlitzt, die Streifen jedoch an der Basis des Blattes im Zusammenhang gelassen und einen Tag der Sonne ausgesetzt, dann werden sie in kochendes Wasser getaucht, im Schatten getrocknet und zuletzt zwei oder drei Tage gebleicht, bis sie weiß werden. In diesem Zustande werden sie häufig exportirt, so nach Peru.

Das Flechten der Hüte beginnt vom Mittelpunkt der Krone und endet am Rande; es geht am besten in den Morgenstunden vor sich oder während der Regen, wo sie hygroskopisch werden und nicht brechen. Ich sah jedoch bei der Manufactur der gröbern Sorten, die mit 2 — 3 Pesos bezahlt und in der Regel in wenigen Tagen angefertigt werden, daß die Indianer Wasser in den Mund nehmen und durch eine Art Sprühregen die Blätter befeuchten. Gebrochenes Stroh

verräth sich durch die kleinen Knoten im Hute und vermindert sehr den Werth. Die Anfertigung eines sehr feinen Hutes nimmt oft mehrere Wochen in Anspruch; die feinsten kosten bis 200 Pesos. Die Hüte sind so unverwüstlich, daß sie viele Jahre getragen werden können, und so weich, daß man sie zusammenrollen und in die Tasche stecken kann, das Geflecht so dicht, daß sie nur wenig Wasser durchlassen. An feuchten Orten werden sie leicht grau; sie lassen sich jedoch immer, auch wenn sie sonst beschmutzt oder durchschwitzt worden, mit Wasser und Seife leicht reinigen; dann werden sie mit etwas Citronensaft benetzt und der Sonne ausgesetzt, worauf sie wieder weiß werden.

Aus der Jipijapa werden oft auch Cigarrentaschen verfertigt.

Aus Guayaquil wurden vom 1. Juli 1855 bis 1. Juli 1856 ausgeführt:

	35,504 Dutzend	à 20 Pesos	710,080 Pesos	
aus Manta	3,090 „	à 15 „	46,350 „	

Die Gesammtausfuhr Ecuadors betrug in jener Zeit

	2,733,141	Pesos	50 C.
davon kommt auf Guayaquil	2,254,693	„	25 „
„ Manta	78,448	„	25 „

Die Ausfuhr zu Land nach Neu-Granada	300,000	„
„ Peru	100,000	„

Die Hauptartikel der Ausfuhr Guayaquils außer Hüten waren:

Cacao	984,588	Pesos
Balken	49,374	„
Taback	113,850	„
Chinarinde	140,120	„
Kautschuk	32,180	„

Kleine Posten sind Agavegespinnste, Bayetta, Tamarinden, Kaffee und Hängematten.

Die Totaleinfuhr nach Ecuador betrug 2,626,706 Pesos 77 C.

Von diesen importirte:

Guayaquil	2,374,439	Pesos	38 C.
Manavi	112,267	„	39 „
Neu-Granada	40,000	„	
Peru	100,000	„	

Die Zahl der angekommenen Schiffe in den Häfen der Republik betrug 350 — 400.

2) Zu S. 177.

Die Preise waren:

1 Almuda Weizen	à 22 Pfd.	2	Realen*)
1 „ Bohnen	„ 25 „	2 — 4	„
1 „ Mais		1½ — 2½	„
1 „ Kartoffeln		1	„
1 Arroba Salz	„ 25 „	12 — 16	„
1 Henne		1	„
1 junges Huhn		½	„
12 — 20 Eier		½	„
1 Ctr. Chinarinde		5	„
1 Schaf nach Größe und Gewicht		½ — 3	Pesos
1 Zugochse bis		20	„

3) Zu S. 191.

In Guamoate waren die Preise:

7 Arroba Weizen	24	Realen
4 „ Gerste	12 — 16	„
4 „ Mais	6 — 8	„
4 „ Bohnen oder Erbsen	6 — 20	„
4 „ Kartoffeln.	2 — 8	„
1 „ Salz	12 — 14	„
1 „ Rindfleisch	5	„

*) Der Peso zu 8 Realen. Die Arroba zu 25 Pfund.

1	Arroba Schaffleisch	4	Realen
1	„ Quinoa	3 — 4	„
1	„ Lenteja (Linsen) . .	3 — 9	„
1	„ Reis	14	„
1	„ Zucker, halbraffinirt .	20 — 40	„
1	Atador Rapadura (Rohzucker) à 3 Pfd.	1	„
1	Pfd. zubereitete Schokolade . . .	1	„
1	Arroba roher Cacao . .	10 — 16	„
1	Käse à 3 Pfd.	1	„
1	Pfd. Butter	4	„
1	Arroba Schafwolle	8	„
1	„ „ lange	20	„

4) Zu S. 193.

1	Kuh kostet	6 — 12	Pesos
1	Stier	7	„
1	Kampfstier (Toro de plaza) . .	12	„
1	Schaf	1/2	„
1	Arbeitsochs	8 — 14	„
1	Saumpferd	12	„
1	Reitpferd	50 — 200	„
1	Esel	5 — 10	„
1	Llama	1 1/2	„
1	Schwein	2 1/2 — 20	„
1	Maulthier zum Lasttragen	15 — 40	„
1	Maulthier zum Reiten .	60 — 200	„

Die Llamas können bis einen Centner Last tragen, ihr Fleisch wird gegessen, ist aber nicht beliebt.

1	Hahn oder 1 Henne	1	Real
1	Huhn	1/2	„
1	Meerschweinchen	1/4	„
1	Paar Schuhe aus rohen Häuten	1/2	Peso

1 Paar Schuhe aus gegerbtem Leder	1 — 4	Pesos
1 Ctr. grünes Pferdefutter	1/2	Real
Tagelohn für einen Feldarbeiter nebst Verköstigung.	1/2	"
Für jeden andern Arbeiter	1	"
Für einen Albanil	2 1/2	"

Der Albanil ist der Maurer, der aber zugleich alles Holz-, Lehm- und Flechtwerk am Hause macht.

Auch Grund und Boden ist nicht sehr billig:

1 Quadra gewöhnliches Ackerland kostet 12 Pesos, 1 Quadra bewässertes Ackerland oder 1 Quadra Potrero bis zu 100 Pesos.

5) Zu S. 196.

Der Caraguirasso oder Carahuirasso ist 1698 plötzlich eingestürzt. 1797 während des Erdbebens wälzten sich große Schlammmassen nach der Ebene und begruben mehrere Orte.

6) Zu S. 196.

Der Capacureu ist 16,380 Fuß hoch. „Der an seinem Fuße waldumkränzte Tunguragua." Dieser Vulcan, der 1777 seine heftigste Eruption hatte, steigt von einer weit niedrigern Basis auf als die übrigen.

7) Zu S. 197.

Die Angaben sind sehr unsicher. Humboldt, der fünf Jahre darnach den Ort besucht hatte, spricht von 30- — 40,000.

8) Zu S. 203.

Wisse hatte 267 Eruptionen in einer Stunde gezählt. Cosm. IV. 302, Compt. rendues XXXVI, 853. p. 721. Der Sangai hat eine Höhe von 16,068 Fuß und ist seit einem Jahrhundert thätig. Colonel erzählte mir, daß einen Indianer eine Art Lachkrampf aus Schreck über die Eruption befiel, und das Zittern des Bodens sich oft bis Basan erstreckt.

9) Zu S. 210.

Die stehende Armee war in Folge der friedlichen Zustände klein und bestand aus ungefähr 1350 Mann und 214 Pferden.*)

Infanterie:		
Erstes Bataillon	211	Mann
Zweites Bataillon	204	"
Bataillon von Babahoya	161	"
Bataillon von Pichincha	151	"
Reiterei:		
Artilleriebrigade	214	"
Erste Schwadron Lanciers	120	"
Zweite Schwadron Lanciers	70	"
Lanciers von Taura	120	"
Polizeicompagnie	50	"
Die Zahl der		
Stabsofficiere war	19	"
Capitäne	27	"
Subalternofficiere	85	"
Unterofficiere erster Classe	135	"
Unterofficiere zweiter Classe	213	"
Trompeter und Spielleute	163	"
gemeinen Soldaten	701	"

Die Zahl der nicht eingetheilten Officiere betrug 296:

Generale	11
Oberste	32
Oberstlieutenants	65
Majore	28
Capitäne	61
Subalternofficiere	99

Das Kriegsbudget belief sich auf 486,000 Pesos, die Marine

*) Die Artillerie und die zweite Lanciersschwadron waren ohne Pferde; die Polizeicompagnie hatte nur acht.

(mit 81- — 82,000 Pesos) eingerechnet, die aus zwei kleinen Dampfern besteht. Die Nationalgarde ist wie die ganze Verfassung ein todtes Wort.

10) Zu S. 211.

Eine Cavalleria oder Caballeria ist gleich vier Manzanas oder sechzehn Quadras, die Quadra hat eine Länge von 100 Varas (Ellen). Die Caballeria ist gleich 13 Hectaren 14 Acre, also nahezu 23 österr. Joche oder etwas über 51 preuß. Morgen.

11) Zu S. 227.

König Viracocha war der achte Inca und herrschte von 1289 bis 1340.

12) Zu S. 244.

Census der Bevölkerung.

Alle Bevölkerungsangaben des Census von 1826, 1836, 1839, 1846, 1849 und 1854 sind unsicher. Die Quellen der Regierung sind nur die von den Pfarrern eingesandten Listen der Geburten und Todesfälle. Da aber die letzten oft nicht zur Kenntniß derselben kommen, sind ihre Angaben beim besten Willen unverläßlich. Die Regierung gab 1854 die Bevölkerung zu 795,965 an. Noch schwieriger ist die Angabe der Zahl nach den Racen. Die kleinste Zahl bilden die Neger (7- — 8000) und ihre Mischracen mit Weißen und Indianern (30- — 36,000), meist im heißen Tieflande; die zahlreichsten sind die reinen Indianer und ihre Mestizen, die unvermischten Abkömmlinge der Spanier werden 200,000 nicht übersteigen, obwohl einige Angaben die übertriebene Zahl von 600,000 anführen.

13) Zu S. 245.

Ausbrüche des Pichincha:

1533, 1539, 1560, 1566, 1577, 1580, 1587, 1660, und nach einer langen Periode schwacher Thätigkeit der große Ausbruch von 1859 mit heftigem Erdbeben, das in Quito viele Gebäude zerstörte.

14) Zu S. 251.

So sucht, nach den Mittheilungen Jameson's, der Oreotrochilus Jamesonii stets die Chuquiragua insignis, der Trochilus Stanleyi die Sida pichinchensis auf. Dieser fleißige Beobachter fand aber, daß auch andere Vögel in den Cordilleren einen engen Verbreitungsbezirk haben und daß manche körnerfressende immer auf bestimmten Bäumen vorkommen.

15) Zu S. 260.

Meteorologische Beobachtungen in Quito.

Monat und Tag.	Stunde.	Trockener Thermom. R.	Nasser Thermom. R.	Temperatur des Barometers in R.	Stand des Barometers Nr. 539.	Anmerkungen.
2. April.	$21^h 0'$	13,2	11,3	13,8	244,31	
3. „	3,30	12,8	10,9	13,4	243,6	Platzregen.
	21	11,8	10,5	12,0	244,33	
4. „	3	12,2	10,0	13,0	243,80	
	10,30	12,8	11,0	12,0	243,96	
	20	11,1	9,9	11,0	244,63	Kurzer Regen.
	21	11,6	10,2	11,6	244,58	
5. „	3	13,1	11,5	13,2	243,73	Um 2 Uhr ein kurzer Regen, um $3\frac{1}{2}$ abermaliger Regen.
	4	12,9	10,9	13,2	243,59	
	21	12,1	10,1	12,0	244,52	
6. „	3	12,9	10,6	13,4	243,51	
	20,30	12,1	10,9	12,4	244,36	
7. „	3	11,7	10,6	12,0	243,59	Von 1 — 3 Uhr heftiger Regen, Nachts wiederholter Regen, Morgen neblich.
	4	12,1	10,8	12,2	243,45	
	20	11,2	10,0	11,0	244,4	
	21	11,4	10,2	11,3	244,4	Nach 3 Uhr ein Gewitter und Platzregen, trüber Morgen.
8. „	3	12,3	10,8	12,3	243,44	
	21	11,4	10,1	12,0	243,97	
9. „	3	13,3	11,1	13,4	243,51	Gegen Mitternacht heftiger Regen.
10. „	3,15	12,2	11,0	12,2	243,53	
	21	12,4	10,0	12,8	243,80	

Monat und Tag	Stunde.	Trockener Thermom. R.	Nasser Thermom. R.	Temperatur des Barometers in R.	Stand des Barometers Nr. 539.	Anmerkungen.
11. April.	3h 0'	13,2	11,1	13,2	243,14	
	4	13,6	11,4	13,5	243,16	
	21 a.	11,8	10,1	11,8	243,56	Um 20 Uhr einige Regentropfen.
	b.			11,8	243,89	
12. „	4	14,2	11,7	14,5	243,27	
	21	13,1	10,2	13,3	244,41	
13. „	3	13,8		14,1	243,56	
	21	12,7	10,8	12,8	244,40	Von 1—4 Uhr Gewitter und Regen mit Unterbrechungen.
14. „	3	13,1	11,4	13,5	243,44	
15. „	3	12,0	10,4	12,6	243,01	Um 2 Uhr Gewitter mit heftigen Regen.
16. „	21	13,4	10,8	13,3	244,35	
17. „	3	12,8	10,2	13,2	242,95	2 Uhr Gewitter, von 3—5 Uhr Regen.
	21	12,6	10,4	12,6	243,60	
18. „	3	13,8	11,4	14,1	242,66	Um 12, $1\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{4}$ u. 4 Uhr Regen, nach einer hellen Mondnacht war schon Morgens Regen eingetr.
	21	11,0	11,0	11,2	244,19	
19. „	3,30	12,5	10,6	12,9	243,20	
20. „	3,30	13,2	11,4	13,8	243,21	Mittags Gewitter und Regen, den ganzen Morgen Regen.
	21	11,7	11,7	12,0	244,43	
21. „	3,30	11,8	10,7	12,2	243,69	Den ganzen Tag Regen mit kurzen Unterbrechungen.
22. „	4	12,8	11,5	13,4	243,64	Den ganzen Tag kurze Regen.
	21	12,8	11,0	13,0	244,78	
23. „	3,45	13,0	11,0	13,0	243,78	
	21	12,0	9,8	12,5	244,27	Höhenrauch.
24. „	3,30	13,8	11,8	14,0	243,22	11 Uhr Nachts Gewitt. m. schwachen Regen.
	21,15	13,1	11,1	13,5	244,17	
25. „	3,30	12,5	10,9	12,5	243,49	Um 1 Uhr heftiges Gewitter.
	21	13,2	11,8	13,8	244,28	
26. „	3,15	12,1	10,6	12,3	243,70	$1\frac{1}{2}$ Uhr Gewitter mit kurzem Platzregen.
27. „	3,30	12,6	11,0	13,2	243,81	

Monat und Tag.	Stunde.	Trockener Thermom. R.	Nasser Thermom. R.	Temperatur des Barometers in R.	Stand des Barometers Nr. 539.	Anmerkungen.
27. April.	21h 0′	13,3		13,8	244,27	
28. „	3,45	12,7	11,0	13,0	243,52	Um 3 Uhr kurzer Regen.
	21	13,1	10,4	13,5	244,29	
29. „	3,30	13,4	11,2	14,0	243,09	Um 5½ Uhr kurz. Reg.
	21	13,6		14,0	244,24	
30. „	21	12,8	10,8	13,4	244,12	
1. Mai.	3,30	13,4	11,4	14,0	243,13	Um 3 Uhr schwacher,
	21	12,5		12,8	244,18	kurzer Regen.
2. „	3,45	13,1	11,6	13,5	243,08	Mittags u. um 3 Uhr
	21	12,4	11,0	13,0	244,09	Regen.
3. „	4	14,0	11,9	14,5	242,96	Den ganzen Nachmitt.
	21,15	13,0		13,0	244,16	kurze Strichregen, v. 8—10 heftig. Platzr.
4. „	3	13,2		13,2	243,01	Den ganzen Tag Regen
	21,30	12,4	11,0	12,8	144,32	mit kurzen Pausen.
5. „	3,45	12,3	11,1	12,8	243,62	Schon früh Morgens
	21	12,6		13,1	244,30	Regen, die sich den
6. „	3,45	13,7	12,0	14,2	243,25	ganzen Tag wiederholen.
	21,45	12,7		13,2	244,19	
7. „	3,45	13,8	12,0	14,0	243,38	Um 3 Uhr schwacher,
	21,30	12,8		13,1	244,08	kurzer Regen.
8. „	3,30	14,8		15,0	243,02	
	21,30	12,8		14,0	244,30	
9. „	3,30	13,6	11,8	14,0	243,35	Von 10 Uhr Morgens
	21	12,0	10,7	12,0	244,42	bis Abends wiederholter Regen; bei Tagesanbruch Reg.
10. „	3	13,8		14,0	243,99	Um 1 Uhr kurz. Regen;
	21,30	12,5	11,1	12,5	244,50	Reg. am früh. Mrg.
11. „	21,30	12,7	11,5	13,0	244,72	Um 8 U. Nachts Regen.
12. „	3,45	12,6	11,2	13,4	244,04	Um 1 u. 3 Uhr Platz-
	21	12,2	10,9	12,4	244,33	regen mit Gewitter,
13. „	3,45	13,8		14,2	243,45	Abends Regen.

Monat und Tag.	Stunde.	Trockener Thermom. R.	Nasser Thermom. R.	Temperatur des Barometers in R.	Stand des Barometers Nr. 539.	Anmerkungen.
13. Mai.	21h 15′	14,0		14,4	244,35	
14. „	4	14,5	12,6	15,0	243,53	Um 5 Uhr Gewitter u.
	21	13,0		14,0	244,32	Regen am Horizont.
15. „	21,30	13,6	12,3	13,8	244,68	
16. „	21,15	13,6	12,2	13,6	244,61	Abends heftiger Regen.
17. „	4,30	14,0		14,1	243,98	Um 2 Uhr Regen.
18. „	4	13,6	13,6	14,0	244,05	Regen.
	21,30	13,6		14,0	244,88	
19. „	4	13,2		13,5	244,01	Um 3 Uhr Gewitter u.
	21,30	13,3		14,0	244,46	Regen, von 8—10 Uhr dichter Nebel.
20. „	4	13,5		14,0	243,93	Um 3 Uhr Gewitter u.
	21,30	13,6		13,8	244,33	Regen.

Neu-Granada.

Erstes Capitel.

Tuquerres. — Chinarindenhandel. — Der Guaitara. — Seilbrücke. — Pasto. — Strategische Bedeutung der Provinz los Partos. — Menez. — Cañada. — Venta.

Am 2. Juni erreichte ich über Carlosoma, den Grenzort in Neu-Granada, Tuquerres. Der Weg dahin war in Folge der vielen Regen stellenweise sehr durchweicht und schlüpfrig; stehendes Wasser, das grün gefärbt war, enthielt Chlamidomonas pulvisculus und einzelne Euglenen. Die Höhe des Ortes ist 9451 Pariser Fuß, die Bodentemperatur zeigte nach zwanzig Stunden 8,6 ° R.; der Boden war feucht. In der Nähe wird das Einsammeln von Chinarinde sehr lebhaft betrieben. Ein Kaufmann aus Antioquia macht darin namhafte Geschäfte. Ich wohnte bei ihm und da er sich sehr gefällig bewies, machte ich ihm den Vorschlag, von den besten Sorten künstliche Anpflanzungen zu machen. Er erklärte diese Idee für eine höchst unpraktische, da ihm eine solche Pflanzung erst nach fünfzehn bis zwanzig Jahren einen Ertrag liefern und bis dahin viel Sorge und Mühe machen würde. Die Leute ziehen es vor, das Ausrottungssystem fortzusetzen. Er betrachtete die künstliche Pflanzung auch als unsicher und erzählte mir als Beleg, daß man ihm einen Rancho, in welchem er Vorräthe von einigen tausend

Pesos Werth aufbewahrt hatte, böswilliger Weise niedergebrannt hatte. Daß die Holländer durch Haßkarl sich eben mit Samen und jungen Schößlingen der besten Chinabäume in Peru versorgten, die in Java angepflanzt werden sollten und die wahrscheinlich binnen Kurzem den amerikanischen Rinden eine große Concurrenz machen werden, fand mein Wirth ganz unglaublich. Das Sammeln und die Frachten, die in der letztern Zeit sehr gestiegen waren, verbreiteten im Ort einen gewissen Wohlstand. Ich mußte einen Tag in Tuquerres bleiben, da es viel und heftig regnete; den andern Tag trat Nordwind ein und ich setzte mich wieder in Bewegung, da die Wege schnell trockneten. Von Tulcan bis hierher ist das Grundgestein Trachyt, der aber überall mit einer dicken Schicht von Dammerde überdeckt und nur an wenigen Stellen entblößt ist. Der Weg führte einige hundert Fuß aufwärts, dann fallen die Berge in deutlichen Terrassen nach dem Guaitara, welcher in einer engen Schlucht sich seinen Weg bricht. Jede Terrasse hat eine andere Vegetation; es blühten jedoch nur wenige Pflanzen, auf der untern Terrasse ein niedriger, holziger Composit mit strohartigen, violetten Blumen (Isotypus roseus), eine acht Fuß hohe strauchartige Pflanze mit gelben, unregelmäßigen Blumen, Fiederblättern und langen Schoten (eine Cäsalpinee oder eine Schwartziee?), und Agaven mit rother Blüthe; da, wo der Wind die aufsteigenden Wasserdämpfe vom Flusse hinweht, sind kräftigere Bäume mit parasitischen gelben Orchideen (Epidendron) bekleidet.

Trotzdem daß die Hauptstraße durchgeht, bestand bis jetzt hier noch keine Brücke, wenigstens nicht in unserm Sinn; denn wenn die Mittel, durch welche der Uebergang bewerkstelligt wird, diesen Namen verdienen, so verdient es auch jenes Rasirmesser im Koran, über welches die abgeschiedenen Seelen marschiren

müssen, um in den Himmel zu gelangen. Die Vorrichtung heißt Taravita und der Charon Taravitero. Die Taravita besteht aus mehreren Seilen, entweder aus Lianen gedreht oder aus Tauen der Agavenfasern oder aus Riemen, wie dies hier der Fall war. Sechs bis acht lange Riemen aus ungegerbter Ochsenhaut sind quer über die Schlucht in einer Höhe von ungefähr 100 bis 130 Fuß gespannt; auf der einen Seite sind sie an einen dicken Baum, der mit seinen Wurzeln tief in die Felsenspalten eingedrungen ist und hinreichende Garantie der Stabilität bietet, auf der andern um einen großen Felsblock geschlungen. Im Anfang dachte ich, daß dem Reisenden zugemuthet werde, seinen Uebergang schwebend durch das Vorgreifen der Hände zu bewerkstelligen und ich fühlte instinctmäßig nach meinen Oberarmmuskeln. So schlimm ist es nicht. Es wird eine kurze Gabel, das natürliche Theilungsstück eines großen Baumastes, das sorgfältig geglättet ist, auf die Riemen gesetzt, daran ein Riemen mit beiden Enden festgeknüpft, so daß dadurch eine Schlinge gebildet wird, in welche man sich setzt. An der Gabel sind außerdem zwei andere sehr lange Riemen, deren freie Enden sich an den beiden Ufern befinden. Der Taravitero, in dem der befangene Europäer das erste Mal seinen Hängemann zu erblicken glaubt, naht sich ganz ruhig und schlingt einen Knoten. Sein Opfer tritt auf die vorspringende Klippe wie auf einen tarpejischen Fels, setzt sich in die Schlinge und umklammert krampfhaft die Gabeläste, indem er in den Schaum der unten brausenden Wasser des Guaitara blickt; da erfolgt ein heftiger Ruck und er liegt am andern Ufer. Da sich die Befestigungsstellen nie in gleicher Höhe befinden, so erfolgt das Hinüberfahren nach der tiefern Stelle nach den Gesetzen der beschleunigten Bewegung fallender Körper auf der schiefen Ebene äußerst rasch und ich hatte nicht die Zeit, während

der Ueberfahrt mir meine Situation klar zu machen. Ich habe später noch einigemal solche Uebergänge gemacht und fand zuletzt ein großes Vergnügen darin. Die Fahrten nach den höher gelegenen Punkten dauern aber länger, da dann der Taravitero das ganze Gewicht zu überwinden hat; man hilft sich jedoch durch Vorgreifen mit den Händen. Waaren und Reisegepäck, Sättel und dergleichen werden in ähnlicher Weise hinübergeführt. Wenn die Schlucht irgend wie zugänglich und der Wasserstand nicht zu hoch ist, werden die Pferde und Maulthiere durch den Strom getrieben; ist dies unmöglich, so werden auch die Thiere auf dem Seile von Ufer zu Ufer gebracht. Ich bezahlte für das Uebersetzen für mich, meinen Diener und das Gepäck sieben Realen. Ich zweifle nicht, daß ich als Fremder mehr zahlen mußte als die Einheimischen, aber selbst wenn es das Dreifache ist, so ließe sich leicht für ein solches Brückengeld bei der Frequenz der Passage eine Brücke herstellen. Schon vor dem Uebergange hatte es zu regnen angefangen und es dauerte eine Stunde, ehe die Thiere herüberkamen. Am rechten Ufer war eine Schmiede, wo die Werkzeuge der Arbeiter gemacht werden sollen, mit welchen einst die steinerne oder hölzerne Brücke gebaut werden soll, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß noch Jahre darüber vergehen werden; die spanischen Creolen sind stets langsam im Entschließen und noch langsamer im Vollbringen, außer es ist ein Glas Anisado, ein Liebeshandel oder ein Putsch.

Ich war bis auf die Haut naß, ehe ich unter Dach kam. Viele von den Arbeitern litten am Wechselfieber; die Gegend ist ungesund, trotzdem daß der Fluß einen sehr raschen Lauf hat und keine Sümpfe in der Nähe sind.

Auf der andern Seite des Bergrückens, welcher das Ufer des Guaitara bildet, liegt Cacha, eine Hacienda, am Fuße eines

steilen, malerischen Berges, von dem kleine Wasserfälle stürzen, 5091 Fuß hoch über dem Meere. Ein dunkler Hochwald mit einzelnen Lichtungen, auf denen Wiesen und Maisfelder stehen, ist von Bächen durchschnitten und bildet den herrlichsten, natürlichen Park. Die Luft ist mild, das Klima aber ungesund.

Ich ritt über einen steilen Berg, um wieder den Camino real oder die Hauptstraße nach Pasto zu gewinnen, kam dann auf ein wellenförmiges Plateau und in einen schönen großen Wald, der sich bis gegen Pasto hinunterzieht und die Stadt mit Brenn-, Bau- und Nutzholz versieht. Trotzdem daß die Terrainschwierigkeiten sehr unbedeutend sind, ist der Gebrauch von Wagen und Karren unbekannt und wäre bei den schlechten Wegen, die mit denen Ecuadors wetteifern, auch unmöglich, da Gräben und Schottern unbekannte Dinge sind. Das Brennholz wird zerkleinert auf Maulthieren nach der Stadt geschafft, das Bauholz aber in ganzen Stämmen durch Ochsen hinabgeschleift, ein höchst umständliches und mühsames Verfahren. Von den Höhen präsentirt sich Pasto sehr hübsch mit einer großen Zahl weißer Häuser in der grünen Ebene; den Hintergrund bildet der Vulcan mit einer großen flachen Kuppe, die höchst harmlos aussieht. Es ist ein großer Uebelstand, daß auch diese Stadt kein eigentliches Gasthaus besitzt und ich daher abermals genöthigt war, von meinen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen. Die Höhe der Stadt ist im Mittel von zwölf Messungen 7811 Pariser Fuß, Bodentemperatur in zwei Fuß Tiefe 11,2° R. Das Klima gleicht dem ewigen Frühling der übrigen Andenthäler, ist daher reich gesegnet mit Regen, kalten Nächten, Katarrhen, Rheumatismen und Dysenterie, aber auch Gicht und Typhus sind nicht selten. Während meiner Anwesenheit war es in der Ebene schön, aber der Berg war, mit Ausnahme der ersten Morgenstunden, immer mit

Wolken und Nebeln bedeckt; die letztern senkten sich manchmal auch in die Ebene, was die Bewohner hier Parameando nennen. Ueber die Stadt läßt sich wenig sagen; sie besteht aus ebenerdigen oder einstöckigen Häusern, die Straßen sind rechtwinklig, der große Platz hat die Form eines Quadrates; die Stadt hat schlechtes Straßenpflaster mit Azequias, einige Kirchen, die mehr durch das häufige Glockengeläut, als durch ihren Stil die Aufmerksamkeit herausfordern. Viele, selbst neue Häuser sind schiefwinklig oder haben ausgebogene Mauern; denn sie sind nicht aus den Adobas gebaut, sondern haben Wände aus geschlagenem Lehm. Es werden viereckige Bretterkasten aufgestellt und in diesen die Erde oder der Lehm unter gelinder Besprengung mit Wasser festgestampft; diese Art Mauerwerk heißt Tapia. Das Erdbeben vom 11. Februar war hier schwach gefühlt worden. Das schönste Haus mit wirklichem Comfort gehört einem einheimischen Kaufmann, der große Geschäfte in Chinarinden treibt. Die Einwohner sind auch hier, wie in den Städten des Hochlandes von Ecuador gemischt, reine spanische Creolen, Mestizen und Indianer, sehr wenige Mulatten und höchst selten Neger. Die weiße Bevölkerung besteht meist aus Haciendenbesitzern, die einen Theil des Jahres hier leben. Die Pastuzos, Bewohner der Stadt und der ganzen Provinz, zeichneten sich durch viel kriegerischen Muth aus. Ein Theil der Provinz Los Pastos war erst vom letzten Inca erobert worden, ein anderer Theil war noch unabhängig, und die kriegerischen Indianer, welche die Conquistadoren vorfanden, lebten in halber Wildheit in kleinen Stämmen unter Häuptlingen, die sich gegenseitig befehdeten. Die Royalisten fanden zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges in der indischen Bevölkerung ihre Hauptstütze, da diese von jenen um nichts schlechter behandelt wurde, als von den nach staatlicher Selbst-

ständigkeit ringenden weißen Grundbesitzern. Die Lage der Provinz in einem der Knotenpunkte der Cordilleren, die vielen Pässe und Defileen machten sie zu einem strategisch wichtigen Objecte, da sie als eine natürliche Festung dienen und den Verkehr zwischen den insurgirten Ländern im Norden und Süden stets unterbrechen konnte. Die Bewohner machten Bolivar viel zu schaffen; in dem letzten Bürgerkriege gegen die Usurpation Melo's waren sie unter den ersten, welche zu den Waffen griffen und seine Truppen vertrieben. Die untern Volksclassen zeigen hier viel mehr Selbstgefühl, ja beinahe Trotz gegen die weiße Bevölkerung; die bereitwillige Anerkennung des Uebergewichts und die wenigstens formelle Unterwürfigkeit und Höflichkeit fehlt hier; besonders zeigen die Mulatten einen hohen Grad von Insolenz.

Von mikroskopischen Thierformen fand ich die überall verbreitete Euglena viridis, die mit den ihr verwandten Eugl. deses und Eugl. acicula das Wasser grün färbte, Spirostomum breve, ein gelbes, feinpunktirtes Paramecium, Bursaria brunea, eine kleine farblose Colpoda, Coleps globulus, Cyclidium rostratum, Peranema und Chilodon wie in Quito. Eine farblose Phialina (vielleicht eine lange Vorticellenlarve), eine ovale farblose Oxytricha, Leucophrys (oder Loxodes). Ein neues Geschlecht Zygosoma, Chlamidomonas pulvisculus, auf der eine Monade schmarotzt, die sich in wellenartige Stöcke theilt, eine neue Form von Paramecium mit sternförmigen Respirationsorganen, aber langen Ruderhaaren am hintern Ende. Cyclidium glaucoma, eine kleine kugelige Cryptomonas mit langen Geißelfaden, kurz gestielte Vorticellen mit vorstülpbaren Mundlappen, ähnlich der aus der Caja de Quinoa, eine neue Diglene (Diglena longipes) und Philodina erythrophthalma.

Ich wurde in meinen Untersuchungen oft gestört, um ärzt-

lichen Rath zu ertheilen oder ein Gutachten über Droguen, besonders über Chinarinden oder Erze abzugeben. Eines Tages wurde ich ersucht, einen Krankenbesuch in dem Nonnenkloster zu machen. Der Bischof gab nicht nur sehr bereitwillig seine Erlaubniß dazu, sondern begleitete mich selbst dahin; er trug über seinem Talar einen veilchenblauen, roth ausgeschlagenen, eng anliegenden Mantel, den grünen Hut mit goldenen Quasten und ein großes spanisches Rohr mit goldenem Knopf. Alle Leute grüßten ihn mit sehr viel Hochachtung und Viele knieten nieder, um seinen Segen zu empfangen. Als wir in die Nähe des Klosters kamen, wurden die Glocken geläutet. Durch das Gitter traten wir in einen Saal, wo die Nonnen, die dunkelblaue und weiße Kleider trugen, in zwei Reihen aufgestellt waren. Nachdem er ihnen den Segen ertheilt hatte, gingen wir in das obere Stockwerk, um welches ein breiter offener Gang läuft. Wir ließen uns in den Appartements der Aebtissin nieder; die Damen gruppirten sich um uns und wir begannen unsere Conversation. Zuerst sprachen sie von Stadtneuigkeiten, von denen alle trotz ihrer Abgeschiedenheit gut unterrichtet waren, und erst später kamen ihre Anliegen. Das Kloster hat liegende Gründe, die den merkwürdigen Namen Doctrina führen, was ich erst im Laufe des Gesprächs erfuhr. Eine andere Doctrin wird von ihnen nicht betrieben, wenn man nicht das Einmachen von Obst und Anfertigen von Cigarren, womit sie einen großen Theil ihrer Zeit hinbringen, unter die gelehrten Beschäftigungen zählt. Ich predigte eine vernünftige Diätetik, aber wie ich vermuthe, zu tauben Ohren. Wir blieben zwei Stunden zusammen und trennten uns unter den Aeußerungen gegenseitiger Zufriedenheit. Bei einem der spätern festlichen Umzüge fiel mir eine früher noch nicht gesehene Straßendecoration auf; es wurden quer über die Straße silberne

Löffel, Waschbecken und anderes Silbergeschirr, das den häufigen Wechselfällen des Krieges entgangen war, an einer Schnur aufgehängt.

Die Stadt hat circa 8000 Einwohner. Alle Arten von Industrie fehlen, mit Ausnahme der Verfertigung lackirter Holzwaaren, besonders Schüsseln, Schalen und Teller aus Calabassen (den Früchten der Crescentia), die bunt bemalt, oft mit Figuren aus Blattgold oder Silber verziert und mit einem Firniß überzogen werden, der aber kein Harz, sondern Kautschuk und das Product eines bis jetzt noch unbekannten Baumes ist, der auf der Ostseite der Cordilleren wächst und von den wilden Indianern von Mocoa gesammelt wird; die damit überzogenen Gegenstände werden weit verführt. Die Nächte sind auch hier sehr kalt, und ich fand am 9. Juli nach einer hellen Nacht des Morgens vor Sonnenaufgang die Temperatur auf 4,3° R. gesunken.

Ich wollte Popayan über das Plateau von Almaguer erreichen; darauf wollte jedoch Niemand eingehen und ich war so genöthigt, den Weg durch das heiße Thal von Patia, das als ungesund verrufen ist, zu nehmen. Ich vertraute auf mein schwefelsaures Chinin, von dem ich, trotz häufigen Dispensirens, etwas für mich vorräthig gehalten hatte, und auf meine frugale Lebensweise und machte mich mit drei Pferden und einem Halbindianer, der mein Arriero, Führer und Diener zugleich war, auf den Weg. Den Diener, welchen ich von Quito mitgenommen hatte, schickte ich zurück, da er an Heimweh zu leiden begann, seit wir den Boden von Ecuador verlassen hatten, und er mit Niemandem verkehren konnte, der ihn oder seine Gevattern kannte. Wie immer in den spanischen Ländern, war auch jetzt mein Aufbruch spät, es war nahe gegen Mittag, als ich von

den Höhen, nördlich von Pasto, der Stadt mein Lebewohl zuwinkte.

Bald trat ich in den hohen Wald ein, nachdem ich einen schmalen hochgelegenen Saum rother Melastomen und Rhexien durchschritten hatte und abwärts stieg. Die hochstämmigen Bäume hatten strauchartiges Unterholz, das besonders schön an den Bächen ist. Ich sah blühende Salvien, Fuchsien, Orchideen, die dichte Blüthensträuße trugen, Rhexien mit weißen und eine andere mit großen rothen Blüthen, Melastomen und Andromachen, überkleidet mit scharlachrothen Mutisien, am Wasserrande Lamorouxia und Bignonien mit herzförmigen Blättern, so wie einen hohen zierlichen Bambus, der bis 7000 Fuß heraufreichte. An minder begünstigten Orten waren Lupinen und einzelne Acacien mit durchbrochenen, schirmartigen Kronen. Ich langte um 4½ Uhr in Menez an. Die Inhaberin des Tambo war eine junge weiße Frau und versah zugleich das Amt eines Schulmeisters. Die Höhe des Ortes ist 7833 Fuß.

Am andern Morgen brach ich zeitig auf und hatte lange Zeit den Cerro de Tablon in Sicht. Der Weg senkte sich bedeutend, die Luft wurde heiß, trocken und drückend; die Vegetation war arm und nahm den savannenartigen Charakter an, hier und da standen nur vereinzelte Bäume, auf denen ich zu meiner Verwunderung einige sehr schöne Orchideen in Blüthe fand, die trotz Trockenheit und grellen Lichtes vortrefflich gediehen. Ich erreichte um 2½ Uhr den Fluß Gonnamba, an dem wieder eine Seiltänzerbrücke oder Taravita zu passiren war. Der Brückenregisseur war in dem Augenblicke nicht gegenwärtig und so hatte ich Zeit, etwas auszuruhen. Ich fand hier unter einem schönen Ficus, der mit seinem dichten Laubdach einladenden Schatten gewährte, die Luft 23,8° R. warm, der nasse Thermometer stand

auf 16,6° R.; ich hielt mich also für berechtigt, einige Krüge Wasser mehr zu trinken. Diese Uebergangsstelle über den Fluß liegt in 3734 Fuß Höhe. Der Fluß hatte eine Temperatur von 14,1° R. Nachdem ich mich abgekühlt hatte, bereitete ich mir einen höchst sybaritischen Genuß, indem ich ein Bad nahm. Kaum war ich im Wasser, als einige Leute vom andern Ufer mir zuriefen, daß alle Leute krank würden, die von diesem Wasser trinken oder sich darin baden: dieser Glaube ist so tief gewurzelt, daß mich die nächsten Tage mein Arriero wiederholt fragte, ob ich denn noch keine Calentura (Fieber) hätte. Ich bediente mich der über den Fluß gespannten Riemen diesmal schon mit großer Bravour; für dieses halsbrecherische Unternehmen bezahlte ich nur drei Realen.

Die Ufer bestehen aus Glimmerschiefer, sind aber an den minder abhängigen Stellen mit Dammerde bekleidet; auf dem andern Ufer fand ich denselben Ficus, der in allen seinen Theilen, in Zweigen, Blättern und unreifen Früchten von weißem Milchsaft strotzt. Das linke Ufer ist bedeutend niedriger und die Bewohner der wenigen Hütten waren fast alle am Wechselfieber krank; einige waren schon sehr abgemagert, geschwächt und hatten große Leber= und Milzanschwellungen. Ich fragte die Leute, ob sie denn keine Chinarinde nehmen, die sie alle wohl kennen. Die Antwort war: „Nein, wir nehmen gegen das Fieber nur Aji (rothen Pfeffer) und Branntwein.“ Weiter unten sah ich ein prachtvolles Gebüsch einer Graminee mit scheinbar fächerförmig gestellten Blättern. Nachdem ich mich versichert hatte, daß der vor mir liegende Pfad der einzige zu dem nächsten Hause sei und ich meinem Arriero beim Aufladen meines Gepäcks geholfen hatte, ritt ich so rasch, als es die Steilheit des Weges und die Ermüdung meines Pferdes zuließ, den Berg hinan.

Ich hatte lange vor Sonnenuntergang die Cañada erreicht und vertrieb mir die Zeit damit, daß ich einige getrocknete Fleischstücke und halbreife Bananen auf den Kohlen röstete, während ich mich bei dem Wirth um die Vegetationsperiode derselben, welche zwei Jahre ist, erkundigte und die Wirthin einen alten Hahn, den ich für zwei Realen von ihr erhandelt hatte, für meine Hauptmahlzeit rupfte. Die Höhe ist 4461 Fuß; die Bodentemperatur in 1½ Fuß Tiefe nach zehn Stunden 16,6° R. Die Luft hatte Morgens bei Sonnenaufgang 13,4° R.

Am andern Tage hatte ich einen sehr beschwerlichen Weg, obwohl Niemand anders, als den eine stiefmütterliche Natur hier ausgesetzt hat, dies einen Weg nennen wird. Ich bekam nur wenige ärmliche Ansiedlungen mit Maisanpflanzungen zu Gesicht, das Wasser ist überall schlecht und nur einmal gelang es mir, etwas Milch zu bekommen. Der Weg stieg bedeutend an; von einem Höhenzug von mehr als 9000 Fuß mit der schönen Strauchvegetation hat man die Aussicht in das Thal der Venta; ich blieb gleich in einem der ersten Häuser, denn die Thiere waren müde und so wie ich sehr hungerig, da wir den ganzen Tag nichts gegessen hatten, und dann erholt man sich in der kühlen Nachtluft der Höhe viel besser als in den heißen Thälern. Ich fand einen holzigen, unserm Feuerschwamm sehr ähnlichen Boletus in großer Zahl auf den Bäumen; hier und da sind Kreuze im Walde über einem Grabhügel. Die Bewohner begraben ihre Todten in der Regel in der nächsten Nähe ihrer Wohnungen. Die Hütte, in der sie geboren, das Maisfeld und das Grab ist der Lebenscyklus. Todesfälle werden in diesen entlegenen Theilen nie registrirt und die Neugeborenen gewöhnlich gelegentlich zur Taufe gebracht. Die Indianerin war eben beschäftigt, eingeweichten, beinahe weich gewordenen Mais auf einem flachen

Steine mit einem langen Geschiebe zu zerquetschen, um daraus kleine Klöße zu bereiten, die aber sehr unangenehm schmeckten und die Schlingorgane beleidigten. Der Mais wird aber nicht bloß als solche gegohrene Paste, sondern auch in Körnern oder Kolben gekocht oder gebraten. Ich hatte jedoch eine Reserve, es war ein alter Hahn von gestern, von dem ich erst die eine Hälfte skeletirt hatte. Ich ließ ihn hier zum zweiten Male kochen und verzehrte ihn mit einigen, den Tag zuvor gerösteten Bananen, da ich es mir zum Grundsatz gemacht hatte, nie die Reste einer Mahlzeit wegzuwerfen oder liegen zu lassen, sondern für schlechte Zeiten in die Satteltasche zu stecken. Die Indianerin brachte mir eine trockene Kuhhaut als Bett und beleuchtete mein Gemach mit einigen Kerzen ihrer Erfindung; es waren dies ungefähr zehn Zoll lange Stäbchen, an welche der Reihe nach Ricinussamen gesteckt wurden. Sie gaben ein viel besseres und weniger rauchendes Licht als die Kieferspäne in den Hütten unserer Berge. Flöhe gab es in Menge. Der obere Theil der Venta liegt etwa 7300 Fuß hoch. Die Temperatur der Luft war um 7 Uhr Morgens 10,8° R.

Am andern Morgen erreichte ich frühzeitig den untern Theil der Venta, wo ich einige Stücke Pan di leche, ein schweres Maisbrot, das mit Milch, Käse und Eiern bereitet wird, kaufte. Ich bekam auch einige Eier, welche ich kochen ließ, um sie in meiner Satteltasche gegen alle Eventualitäten zu sichern. Ich passirte darauf den Rio mayo und fand an seiner Brücke eine kleine Karawane, welche Bayetta aus Otavalo und europäisches Stabeisen, das über Quito kommt, nach Popayan führte.

Ich setzte meinen Weg theils über kleine Ebenen, theils über hügeliges Land bis zu einigen Hütten fort, die zu dem Pueblo los Sombrerillos gehören. Der Ort scheint den Namen

von der kleinen Industrie erhalten zu haben, die hier getrieben wird, nämlich der Verfertigung von Strohhüten. Ein Theil der Bewohner lag schon im dolce far niente in seinen Hängematten, eine Indianerin trieb das Vieh von der Weide in den Corral und jagte die wenigen Hühner auf einen der Jicaral, welche der Hütte einen dürftigen Schatten gaben. Der Jicaral ist der Calabassenbaum, dessen Früchte (Jicara) wie in Jamaika allgemein verwendet werden. (S. Band III, S. 16.) Die Umgebung ist meist nur Viehweide, trockenes Grasland, der Boden sandig und arm an Pflanzen. Einige niedrige, holzige Euphorbiaceen und Asclepiadeen, besonders die milchreiche Bastard-ipecacuanha (Asclepias curassavica) unterbrechen die Einförmigkeit der armen Savanne. Kleine Bananenpflanzungen, die allgemein im Lande Platanale heißen, und Maisfelder versorgen die Bewohner jedoch reichlich mit Nahrung. Der Vegetationscyklus der Banane ist hier anderthalb Jahre. Der Mais gibt zwei Ernten; er wird im August, oder wenn die Heuschrecken, die eine große Plage in diesen trockenen Gegenden, zahlreich sind, erst im September gesät und im December oder Januar geerntet; die zweite Saat findet im Januar Statt und wird im April geerntet. Die Höhe dieser Localität ist 3846 Fuß. Mein Wirth war so freundlich, mir ein Huhn, Bananen und einige Eier zu verkaufen und versprach mir für den folgenden Morgen sogar noch Milch; er hatte dafür auch ein Anliegen. Er wollte mein Urtheil über einige Granaten haben, die in Glimmerschiefer aufgewachsen sind und lose im Bette der Bäche der Umgegend vorkommen, und von denen der arme Mann einen großen Korb voll gesammelt hatte, in der Meinung, es mit werthvollen Edelsteinen zu thun zu haben.

Am andern Morgen setzte ich meinen Weg durch dieselbe reizlose Landschaft fort und erreichte Mercaderes um 11 Uhr,

das seinen Namen Lügen straft, — Mercader bedeutet Kaufmann, aber im spanischen Rothwelsch auch Meßdieb — wenn nicht die zweite Bedeutung vielleicht richtiger ist; denn hier wird nichts verkauft, außer Branntwein und Aji. In einem der Häuser war grade ein schöner fetter Ochse geschlachtet worden und das frische Fleisch wurde zum Trocknen aufgehängt, um es dann zu verkaufen. Diese obstinate Handelspolitik verdroß mich zwar, aber sie wunderte mich nicht, da unsere philosophischen Bauern ja auch sehr häufig ihre Producte lieber später auf den Stadtmarkt bringen, anstatt sie in der Nähe zu verkaufen. Mein Arriero tröstete sich über diese falsche Handelstheorie bei einem großen Glase Aquardiente, während ich die Barometer ablas. Die Höhe ist 3636 Fuß; die Luft hatte schon im Schatten eine Temperatur von 22° und ich hatte alle Aussichten auf einen anstrengenden Tag, da, so weit das Auge reichte, kein Baum zu entdecken war. Nach einem sechsstündigen Ritte durch die brennende Ebene erreichte ich ein einzelnes Haus, Descanso de Mojarras, in einer Höhe von 2541 Fuß; in der Nähe sind Grünsteinporphyre. Die Leute gaben mir zwar bereitwillig ein Nachtquartier, aber für meine Mahlzeiten konnte ich nichts erhalten. Ich griff daher mein Getreidemagazin an, welches drei Pfund Reis enthielt, die in einer Blechbüchse waren, welche ihrer Zeit für zoologische Sammlungen bestimmt war. Eine Handvoll Reis und die untern Extremitäten des gestrigen Huhnes lieferten, mit rothem Pfeffer und Salz gekocht, mein Souper. Ich hatte eine schlechte Nacht, es gab zwar keine Flöhe in der Hütte, dafür aber Wanzen. Ich hatte nichts als die geschwollenen Bißwunden davon, und nicht einmal die Genugthuung, zu wissen, ob es die mit den Spaniern gekommene Bettwanze oder ein sechsfüßiger, rothhäutiger Ureinwohner Amerika's war.

Am nächsten Tage stieg ich noch tiefer hinab in das Thal von Dos Rios (das heißt die zwei Flüsse Guachicon und San Jorge). In den Hütten traf ich überall schon schwarze Bevölkerung; in einer derselben offerirte mir eine alte, freundliche Negerin eine kleine Calabasse mit saurer Milch, die sie sich durchaus nicht wollte bezahlen lassen; da ich die Milch bereits getrunken hatte, mußte ich mich fügen; ich hatte auch nichts als eine Cigarre, um ihr ein Gegengeschenk zu machen. Am Flusse zieht sich ein schöner Wald von Puentianen mit feuerrothen Blüthen und sichelförmigen Hülsen hin, dazwischen Limonien und Guavanabäume (Psidium), trotzdem ist der Schatten oft sehr dürftig. Ich ritt eine Strecke durch den Sand dem Ufer entlang bis zu der Furth. Glücklicherweise hatte ich von den Dos Rios nur einen zu durchreiten, der ziemlich reißend war. Ich war ganz durchnäßt, als ich am andern Ufer ankam, aber in dem heißen Sande trocknete meine Bärenfellhose sehr bald. Das Haus, das am untern Ufer stand, liegt in einer Höhe von 2050 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luft hatte Mittags 25,2° im Schatten, der nasse Thermometer stand auf 17,1° R. Es ist ein Tambo und eine Hacienda zugleich, in der ein halbes Dutzend Neger beschäftigt waren, einen eben geschlachteten Ochsen in Stücke zu hauen. Auffallend war mir, daß die meisten an eigenthümlichen Hautwucherungen litten (eine Art Framboesia); es entwickeln sich weiche, schwammige Afterbildungen an allen Stellen der Haut, vorzüglich aber am Rücken, mit unebener, maulbeerartiger Oberfläche. Eine Negerin war weiß gefleckt; das Uebel heißt Carate, eine Art trockener Aussatz, der sich forterbt, aber auch durch Ansteckung übertragen wird, selten auf Weiße, nie auf Indier. Weiße leiden bei längerm Aufenthalt oft an Carbunkeln und die meisten bekommen Wechselfieber. Das heiße

Thal ist das Grab von Tausenden von Indianern aus den Bergländern geworden, die Belalcazar mitnahm, als er zur Eroberung der nördlichen Länder von Quito aufbrach. Die Frau des Hauses, eine Mulattin, lag in einer Hängematte aus einer Kuhhaut im dolce far niente. Während ich mein an einem kleinen hölzernen Spieße gebratenes Fleisch verzehrte und Kaffee trank, hielten auch die Neger ihre Mahlzeit. Ich war erstaunt über die Menge Fleisch, die sie verzehrten. Am Fluß hinab wird meist nur Viehzucht getrieben; hier und da wird etwas Reis, Mais und Bananen gebaut. Ich erreichte spät Abends Manzanillas, welches in gleicher Höhe mit Patia liegt; die Höhe des Ortes ist 1864 Fuß; die Bodentemperatur ist 20,8° R. in anderthalb Fuß Tiefe. Die Banane reift in zehn Monaten. Es wird Zuckerrohr gebaut, jedoch nur wenig Zucker gemacht, denn der zur Syrupsdicke eingedickte Saft wird in Schläuchen oder in Bambusrohr verführt, um in Branntwein verwandelt zu werden. Die Bevölkerung besteht auch hier aus Schwarzen und Farbigen. Die Leute waren in einer lebhaften Discussion, als ich ankam. Eine Negerin hatte ein Kind geboren, das aber sehr schwach war. Ein Theil der Verwandten wollte, daß es nach Patia getragen würde, um noch getauft zu werden, der andere meinte, da das Kind ohnedies sterben würde, sei die Nothtaufe gut genug, da es damit eben so gewiß in den Himmel komme und sie so und so viel Pesos ersparen würden; bliebe es am Leben, so könne man es immerhin noch zum Cura (Pfarrer) tragen. Trotz der großen Fruchtbarkeit sind die Lebensbedürfnisse doch theuer; so kostete eine Maulthierladung Reis in Hülsen 5, Mais 8 und Mehl 12 Pesos. Der Taglohn beträgt 2 Realen nebst der ganzen Verpflegung.

Am andern Morgen mußte ich lange warten, denn die

Pferde hatten sich verlaufen. Ich passirte Patia, einen kleinen, elenden Ort, mit einer kleinen Kirche; ich hielt mich nicht auf, sondern setzte meinen Weg bis Mittag fort. Das Land ist von vielen Bächen durchschnitten und mit kleinen Wäldern aus Acacien und Savannen bedeckt. Die einzige Erfrischung, die man hier bekommt, besteht in Guarapo, einem gegohrenen Getränk aus dem Saft des Zuckerrohrs, das im Anfang der Gährung sehr erfrischend und angenehm schmeckt, nur kleine Quantitäten Alkohol und viel Kohlensäure enthält; da das Trinkwasser überall schlecht ist, überwand ich meine Vorurtheile gegen dies einheimische Getränk sehr bald. In Cedron rastete ich eine Stunde, nahm ein Frühstück und Mittagsessen ein und setzte um 3 Uhr meinen Weg über Bordo nach Piedra rica fort. Am andern Morgen sagte mir mein Arriero, die Pferde seien durchgegangen, was mir höchst unwahrscheinlich vorkam, da die Thiere schon sehr ermüdet und gute Weide in der Nähe war. Ich vermuthete also irgend eine List und hatte mich nicht getäuscht. Ich wußte bereits aus Erfahrung, daß es unmöglich ist, seinen Willen gegen diese Leute durchzusetzen und verwendete also den unwillkürlichen Feiertag, um meine Sammlungen etwas zu ordnen. Der Ort liegt 3130 Fuß hoch, auf wellenförmigem, fast durchaus mit Gras bedecktem Boden; um die Häuser sind kleine Culturen von Mais und Bananen. Mittags fand der Aufzug einer Hochzeit Statt — ich hatte also das Räthsel meiner verlaufenen Pferde gefunden. Es herrschte viel Fröhlichkeit im Orte und die Leute tanzten, sangen und tranken bis spät in die Nacht. Der Tanz ist auch hier die Samoqueca. Es machte Abends auf mich einen eigenthümlichen Eindruck, als ich auf dem Tamburin denselben Tact wieder schlagen hörte, den ich schon in Egypten, Ceylon und Chili gehört hatte. Da-

zwischen wurde manchmal Gesang hörbar, der mehr wie ein melancholischer Schrei, als wie freudige Musik durch die stille Nacht klang.

Am andern Morgen ging ich über Aguas blancas, 3360 Fuß hoch, über San Francisco und Santa Lucia nach Los Arboles, wo Sträucher und Wälder wieder häufiger werden. Ich fand in einem von Weißen bewohnten, reinen Hause Fleisch, Bananen und Eier für mein Frühstück. In diesem Theile des Landes sind die Neger viel freundlicher und zutraulicher als die Mestizen und selbst die wenigen Weißen. Auch dies ist nur ein kleiner Ort mit wenigen Einwohnern. Die Höhe ist 4548 Fuß. Von dort ging es wieder über flache Hügel in tiefer gelegene Thäler, in denen selbst die schwarze Bevölkerung vom Wechselfieber leidet. Ich schlief in einem der vereinzelten Negerhäuser (Sabanillas) unweit des Flusses Quilcasse 3620 Fuß hoch. Die Bananenpflanzungen (Platanal) sind auch hier sehr klein. Sie bilden die Hauptnahrung, werden aber immer gekocht als Sancocho mit etwas Fleisch, Salz, rothem Pfeffer, Zwiebeln und Fett gegessen oder dienen geröstet statt Brot; die überreifen, süßen Früchte sah ich hier nicht, denn die Leute essen, wie die Kinder, so lange sie noch etwas vor sich haben und sind viel zu ungeduldig, um durch Zuwarten ihren Genuß zu erhöhen. Die Einrichtung ihrer Hütten ist eben so ärmlich, wie die der Indianer und besteht in einigen irdenen Töpfen, Schüsseln aus Calabassen, einem Stein zum Zerkleinern des Maises oder einer hölzernen Stampfe, um den Reis zu enthülsen. Die Calabasse liefert Löffel, Schüsseln und Teller, Trinkschalen und selbst jene Gefäße von ganz abweichender Form, die wir in unserm Haushalt zur Erhaltung der Reinlichkeit für unumgänglich nothwendig erachten; man sieht hier die vielseitige Benutzung des

einfachsten Materials. Eine Hängematte aus geflochtenen Grashalmen oder aus einer ungegerbten Ochsenhaut ist ihr Bett, oft wird auch nur eine trockene Haut auf den Boden gelegt. Tische und Stühle findet man nur in den Häusern der Reichen, und Lagerstätten auf vier Pfählen mit einer darangenagelten Thierhaut sind schon eine Art raffinirter Luxus. Die Häuser sind Ranchos aus Baumzweigen oder Bambus und unbeschreiblich schmutzig.

Ich gelangte über las Cuevitas bis in die Nähe von Orqueta. Von dort hebt sich wieder der Boden, das Klima ist gemäßigter und überall ist schöner Wald, an dessen Saum ich schöne hohe Traubenpreußel mit großen rothen und wohlriechenden Blüthen (Thibaudia, eine Epacridee) fand. Ich sah hier die größten Blüthen von Melastomen, rothe und blaue Cephaelis, schöne Glockenblumen (Verbesina) und Farren mit zackig getheiltem Laub (Mertensia); die Abhänge waren mit vielen blühenden Gesnerien bedeckt.

Zweites Capitel.

Popayan. — Leben. — Bischof Torres. — Caldas. — Purace. — Der Essigfluß. — Ein indianisches Volksfest.

Ich langte am 19. Nachmittags sehr ermüdet nach einer elftägigen Reise in Popayan an. Um eine richtige Vorstellung von den Reisekosten zu geben, genügen wenige Ziffern: ich hatte von Quito bis Popayan 77 Pesos verausgabt, wovon ich 34 für die Pferde von Pasto bis Popayan gezahlt hatte. Die Miethe für die Last- und Reitthiere ist die größte Auslage, für die Mahlzeiten in den Tambos zahlt man selten mehr als einen halben Real. Von Popayan nach Norden wird das Reisen theurer und in den Ventas und Posadas werden oft Preise wie in Europa gefordert, ohne daß die Leistungen im Verhältniß zunehmen. Ich war so glücklich, eine Art Hotel zu finden; eine große Annehmlichkeit in einem Lande, wo zwar überall ein hoher Grad von Hospitalität herrscht, bei der man aber zur Hälfte ausgehungert und zur andern Hälfte zu Tode gequält wird. Es war ein ebenerdiges, aber sehr geräumiges Haus, in welchem ich einen großen Saal erhielt und mir meinen Küchenzettel selbst machen konnte. Das beständige Leben im Freien, die schmale

Kost und die angestrengte Bewegung der letzten Woche machten eine kleine Restauration nothwendig, wozu selbst eine landesübliche, glänzende Bewirthung nicht leicht ausgereicht hätte. Zur Erbauung meiner Leser will ich die Speisekarte aus einem der ersten Häuser mittheilen. Es wird Niemand die Indiscretion von mir verlangen, Ort und Person zu nennen. Das Frühstück bestand erstens aus einem dünnen Brotbrei, zweitens aus gebratenen Kartoffeln und Bananen mit einigen Loth Schweinefleisch, drittens aus gesalzenem, frischem Käse mit Schokolade und Brot. Das Mittagsessen bestand erstens aus breiartiger, dicker Brotsuppe mit einigen Muskelfasern, zweitens aus einem Brei aus geschrotenem Mais, drittens aus einem Brei aus Kartoffeln mit thierischen Fragmenten, welche sich nach einer vergleichenden anatomischen Untersuchung der zahlreichen Knochen als einem Meerschweinchen zugehörig herausstellten; viertens aus gebratenen Bananen mit gekochter Milch; fünftens aus Sancocho, eine dicke Suppe aus etwas Rindfleisch mit vielem rothen Pfeffer, Kartoffeln, Maiskolben und grünen Bananen; sechstens aus gebackenem, ungesalzenem Käse mit Melasse, die hier Miel (Honig) genannt wird. Das Tischtuch war schmutzig, eben so die Bestecke; Servietten fehlten, man wischte sich mittelalterlich den Mund mit dem Tischtuch oder dem Rücken der Hand. Einige langhalsige gelbe Rheinweinflaschen standen auf dem Tisch, aber: „Sie sollen ihn nicht haben;“ — sie waren mit Wasser gefüllt. Ein Glas diente für Alle, das natürlich am Ende der Mahlzeit eine unglaubliche Anzahl von Lippen- und Fingerabdrücken in Fett aufzuweisen hatte. Wenn die Leute sich gegenseitig Aufmerksamkeiten erweisen wollten oder wenn sie von gegenseitiger Liebe überflossen, wurde der beste Bissen auf der Gabel oder auf dem Löffel hinübergereicht. Dies abzulehnen

würde für eben so ungezogen gelten, als die Verweigerung, mit einem Engländer ein angebotenes Glas Wein zu trinken. Sind auch die Bewohner mit ihren Waschungen etwas sparsam, so muß man doch rühmlich anerkennen, daß sie nach den Mahlzeiten sorgfältig den Rest aller Speisen zwischen den Zähnen mit dem Zahnstocher und durch Ausspülen entfernen. Man bedient sich dazu aber nicht eigener Schalen, sondern das Wasser wird ohne Ceremonien in die Mitte des Zimmers ausgespuckt.

Ich besaß auch für diese Stadt mehrere Empfehlungsbriefe, hatte aber erfahren, daß ein Mulatte, seines Zeichens ein Barbier, ein Gewerbe, zu dem der Mulatte vor Allem taugt, das Amt eines Agenten für Fremde, vertrete. Da gegen die Farbigen weniger Vorurtheile existiren und sie als Caballeros (Ritter, Gentleman) angesehen werden, so suchte ich ihn zuerst auf und fand in dem Manne in Alpargatos und weißem Poncho einen recht civilisirten, schwarzen Gentleman, der mir das Haus empfahl. Nachdem ich im Bache in der Nähe der Stadt mich gebadet und in Erinnerung des Patiathales noch eine kleine Dosis Chinin genommen hatte, restaurirte ich mich und machte meine Besuche. Während meines Aufenthaltes besuchte mich häufig einer der hiesigen Professoren, wie ich ein Professor in partibus, der das lebhafteste Bedürfniß an den Tag legte, sich zu unterrichten und dem ich daher ein Programm für naturwissenschaftliche und agronomische Studien zusammenstellte; denn die Stadt hat außer ihrer alten, schon von Belalcazar gegründeten Münze auch eine Universität. Während aus der ersten noch immer die goldenen Condore ausfliegen, die aber, wie der Prophet im Vaterlande, weniger gelten als außerhalb, ist von der Universität nichts übrig als ein Gebäude und der Name. Die Regierung hat ihre Besitzungen eingezogen und es über-

nommen, die Professoren zu besolden; es blieb daher, so wie mit vielen andern schönen Projecten in Neu-Granada beim guten Willen.

Die interessanteste Persönlichkeit Pasto's war für mich jedoch der Bischof, welcher den schönsten Beweis liefert, daß, um die Idee der Humanität, der Billigkeit, der allgemeinen Bruderliebe zu entwickeln, es nicht nothwendig ist, eine dem Entwicklungsgange unserer Zeit feindliche Richtung zu verfolgen und abgelebte, anachronistische Zustände, Fanatismus und Unwissenheit unter dem Vorwand der Moralität heraufzubeschwören. Eine der würdigsten Ausnahmen des zum großen Theil geistig und moralisch versumpften Priesterstandes der südamerikanischen Staaten ist der Bischof von Popayan, Don Pedro Antonio Torres, ein freundlicher, mildthätiger, intelligenter alter Mann. Alles dies sieht man dem schönen Kopf auf dem ersten Anblick an; er hat schneeweißes Haar und eine beinahe nordische Physiognomie. Er hält es nicht unter seiner Würde, selbst zu predigen, Kranke zu besuchen und als Lehrer in seinem Seminar zu wirken. Ich begleitete ihn einige Male in sein eigenes Collegium, wo er der Zeichnenlehrer ist; da sonst Niemand das Fach versteht, hat er es übernommen, obwohl er in vielen andern Fächern seine übrigen Professoren weit übertrifft. Er verrieth in allen seinen Fragen und Bemerkungen die Theilnahme und die Liebe für sein Vaterland, so wie die Mühe, die er sich gibt, die junge Generation aus dem Zustand von Unwissenheit und Indolenz oder falschem Ehrgeiz auf die Bahn einer heilsamen, naturgemäßen Thätigkeit zu bringen; denn er hat erkannt, was seinem Lande noththut.

Die höhern Classen, wie überall im spanischen Südamerika die Nachkommenschaft des alten spanischen Adels, machen zwar größere Ansprüche als in Ecuador, sind aber um nichts gebildeter; denn was sie für ihre Bildung halten, ist nur ein ober-

flächlicher Firniß und das Raisonnement, das sie aus der französischen leichten Tagesliteratur schöpfen. Daneben herrscht viel politischer Parteihaß und Stadtgeklatsche. Die Leute begnügen sich nicht bloß, das zu wiederholen, was ihre Nachbaren Schlechtes gethan hatten, sondern sprechen auch von den Schlechtigkeiten, die sie thun werden oder thun könnten. Die Redeweise ist geziert; sie halten sich für eine Art Athener und blicken wie diese auf die armen Böotier mit Geringschätzung. Ihr größter Stolz ist ihr großer Landsmann Caldas, der in einem seltenen Grade die Liebe zu den Wissenschaften mit der für sein Vaterland und die Freiheit verband. Er war gegen das Jahr 1770 in Popayan geboren und wurde durch seine eigenen großen Talente und Bemühungen Botaniker, Physiker und Astronom, bereiste Columbien und wurde Director des Observatoriums in Bogota. Als die spanischen Colonien das Joch des Mutterlandes abschüttelten, schloß er sich mit dem vollen Enthusiasmus einer großen Seele der Bewegung an und der Naturforscher wurde Soldat und der Ingenieur der Republik; er weihte die Jugend in das Waffenhandwerk ein und baute Fortificationen. Der spanische General Murillo, der seine Hände mit dem Blute so Vieler befleckte, ließ ihn hinrichten. Am 30. October 1816 starb Caldas den Opfertod für die Freiheit des Vaterlandes. Er war der erste und bis jetzt der einzige Naturforscher von Bedeutung, der in den spanisch-amerikanischen Ländern geboren worden ist. Viele von der weißen Bevölkerung sind durch Verschwendung, Spiel und durch die Bürgerkriege verarmt. Auch in dieser Stadt, die sich von jeher für die gebildetste hielt, haben es die Nachkommen der Europäer für entehrend gehalten, sich mit Ackerbau oder Gewerben zu befassen und zu arbeiten. Wenn sie kein Vermögen ererbt hatten, so wollten sie ein Regierungs-

amt oder eine reiche Kirchenpfründe haben oder Advocaten werden. Mancher Señor geht selbst in Alpargatos, d. h. Sandalen aus Agavefasern. Die Frauen bedienen sich der Manta. Ein jüdischer Ausdruck ist in vielen Physiognomien, da die Nähe der Goldminen früh eine Menge getaufter Juden und Mauren hierher gezogen hatte. Die Noth hat endlich Viele bekehrt, aber sie haben auch jetzt den falschen Weg ergriffen, indem sie, statt zum Ackerbau zu greifen, Kleinhandel treiben; dieser Erwerbszweig nährt aber schlecht, da die Zahl der Verkaufsläden unverhältnißmäßig groß ist. Die Stadt liegt 5408 Fuß über dem Meeresspiegel, im Mittel von zwölf Messungen; die Bodentemperatur ist 13,7°, die Quellen und Brunnentemperatur 14° R. Das Klima ist sehr milde; Gewitter sind häufig und heftig. Krankheiten sind seltener als in andern Orten gleicher Höhe. Von dem Hügel Calvario de Betlen, auf dem eine Kirche steht, hat man eine schöne Aussicht. Die Stadt hat bei 5000 Einwohner und ist weitläufig; sie ist nach dem allgemeinen Stil südamerikanischer Städte gebaut, trägt aber überall die Spuren des Verfalles. So ist die Domkirche, die durch das letzte Erdbeben zerstört wurde, noch nicht wieder aufgebaut. Die Stadt liegt sehr hübsch, am Anfang der großen Ebene des Cauca, nicht erhaben oder großartig, dagegen trägt sie den Charakter der Freundlichkeit. 1537 eroberte Belalcazar die Stadt, welche lange Zeit eine Dependenz von Quito blieb.

Die Producte sind höchst mannigfaltig; es wird noch etwas Weizen gebaut, die Hauptnahrung ist aber der Mais, aus dem hier mit Zucker allerhand Backwerk und Kuchen bereitet werden. Von den Bananen kommt die kleine (Guineo) noch fort und reift im dritten Jahre. Aepfel, Orangen, Reben, Rettiche, Kohl und Lactuca werden überall gebaut. Der Kaffee wird ein schöner,

stattlicher Baum, aber nur selten gepflanzt, da man die Schokolade allgemein vorzieht. In der Nähe gibt es auch Pflanzungen von Coca (Erythroxylon coca), die nicht nur wie in Peru mit etwas Aetzkalk gemischt von den Indianern gekaut wird, sondern aus deren Blättern auch ein Aufguß bereitet wird, den ich sehr wohlschmeckend und nur leicht erregend fand wie chinesischen Thee.

Ich brach am 23. Juli nach dem Purace auf; ich ritt einen schlechten Macho, — so werden die männlichen Maulthiere genannt, während die weiblichen allgemein Mula heißen — hätte aber leicht einen bessern erhalten können, wenn mein schwarzer Caballero, der Commissionär, nicht einen Gevatter gehabt hätte, dem er die Eselsmiethe verschaffen wollte, und so wurde ich dem Interesse des Familienpatriciates geopfert. Ich erreichte am ersten Tage Contaduria, 6455 Fuß hoch das Außenwerk einer Hacienda (Zanisidero oder Senisedro), deren Pflanzungen in sehr geringer Entfernung auf der Thalsohle liegen. Der Aufseher und die Arbeiter sind Neger und Mulatten; die Hauptproducte sind Weizen, Kartoffeln und Mais. Der Weizen wird im März gesäet und im August geerntet; der Mais wird im September gesäet und in einem halben Jahre geerntet. Kartoffeln können in jedem Monat gepflanzt werden, da es nie an Regen fehlt, sie reifen in drittehalb Monat. Aepfel, Pfirsiche, Orangen und süße Limonien gedeihen; die beiden letztern sind aber klein. Die Guineobanane kommt noch fort, reift aber erst ihre kleinen Früchte in vier oder fünf Jahren.

Ueber einen steilen Berg mit dürftiger Strauchvegetation erreichte ich eine kleine Hochebene, die bebaut ist und in deren Mitte das Dorf Purace liegt. Hinter dieser Hochebene erhebt sich wie ein breiter Kegel der Vulcan, dessen Höhe nach Caldas 15,957 Fuß beträgt; der Purace ist der Hauptreiz der Gegend,

er gehört mit zu dem großen Gebirgsstock, in dem der Paramo de Papas, der gemeinsame Quellenberg des Cauca und des Magdalena, liegt. Eine stattliche Palme von mehr als 100 Fuß Höhe steht im Dorfe, schon 1823 erwähnt sie Mollien als etwas Außerordentliches; es war mir jedoch nicht im Entferntesten möglich, zu ermitteln, welchem Geschlecht sie angehört. Hinter den Häusern liegen Gärten, in denen Apfelbäume gepflanzt sind. Das Dorf ist berühmt durch den Essigfluß oder Rio vinagre, der hier zwischen Trachytwänden einen schönen hohen und in einiger Entfernung zwei andere kleinere Wasserfälle macht. Das Wasser war trübe von erdigen Theilen und schmeckte sehr bemerkbar säuerlich mit einem süßlich-zusammenziehenden Beisatz; es enthält vorzugsweise Alaun und etwas freie Hydrochlor- und Schwefelsäure, doch in solcher Menge, daß der Staubregen des Wasserfalles ätzend auf die Augen wirkt. Es gehört jedoch der Enthusiasmus eines Chemikers dazu, um in dem Wasserfall das Erhabene oder Tragische zu finden. Bekanntlich wurde die verschwenderische Natur in der französischen Akademie vor mehreren Jahren denuncirt, daß sie hier in einem Monate mehr Schwefelsäure und Hydrochlorsäure verschwendet, als alle Fabriken der Welt in einem Jahre erzeugen. Da man aber unterlassen hat, der alten Mutter Natur einen Curator zu setzen, so fährt sie fort, ihre Schätze zu vergeuden. Eine industriöse Bevölkerung hätte hier Alaunsiedereien, Sämischgerbereien oder andere Unternehmungen eingerichtet. Der Cauca ist noch zwei bis drei Meilen unter der Einmündung des Rio vinagre ohne Fische. Die mineralischen Säuren hindern jedoch nicht, daß etwas tiefer unten in dem Wasser noch einige Algen vegetiren. Der Vulcan ist seit 1848 wieder thätig. Die Höhe des Dorfes ist 8150 Fuß. Ich fand die Bodentemperatur in 2½ Fuß Tiefe nach

drei Stunden 10,75° R. Nebel und leichte Regen wechselten, die Temperatur der Luft sank währenddem selbst Mittags bis auf 9,6° R. Ich kam zu einer ungelegenen Zeit hierher und konnte keinen Führer für die höher gelegenen Theile erhalten, denn die ganze Bevölkerung war wie toll, wegen der Feier des Johannisfestes. Es ist merkwürdig, wie jenes Fest, das im germanischen Norden seinen Ursprung genommen hat und ursprünglich das astronomische Fest des Sommersolstitiums darstellte, bei dem es an Freudenfeuern und Blocksbergspuk nicht fehlte, sich im christlichen Gewande hierher verirrt hat. Den ganzen Tag galoppirten kleine Reitertrupps mit dem Geschrei San Juan durch die Straßen; andere zogen zu Fuß unter dem Schall der langen indianischen Trommel und gellender Pfeifen, Branntweinflaschen in den Händen, in allen Stadien der Betrunkenheit von Haus zu Haus. Ich glaube, außer dem Pfarrer gab es keinen nüchternen Menschen in ganz Purace. Ich war im Pfarrhause im Gespräch mit dem alten Pfarrer vertieft, als plötzlich vier Weiber hereinstürzten, ihren Seelenhirten herumzerrten und unter dem Geschrei San Juan mit Federn bewarfen; dieser profitirte von dem Winke und erklärte ihnen, er wolle theilnehmen am Correr el San Juan. Dieser Lauf mahnt sehr an ein ostindisches Volksfest. Quer über die Straße, von einem Haus zum andern war in einer Höhe von 8 — 9 Fuß ein Strick gespannt, in dessen Mitte ein Hahn an den Füßen aufgehängt wurde. 30 — 40 Schritte davon hielt ein Trupp Reiter auf ihren besten Pferden, die alle schön aufgezäumt waren, mit farbigen Satteldecken und Bändern oder Gold- und Silberflittern behängt; Alle hatten ihren besten Panamahut und ihre schreiendsten Ponchos an und die im Besitz großer messingener Reitschuhe waren, hatten dieselben blank geputzt. Der Lärm war oft ohren-

zerreißend, um so mehr, da der hiesige spanische Dialekt der Indianer hart und voll Mitlaute ist. Einer nach dem Andern sprengte im wüthendsten Galopp vor, hob sich in der Nähe des Hahns im Sattel und suchte das arme Thier abzureißen, während der Strick an beiden Seiten in fortwährende Schwingung gesetzt wurde. Die Straße ist etwas abschüssig und war von dem beständigen Regen und Nebel schlüpfrig. Ich wußte nicht, sollte ich mehr den armen Hahn oder die dummen Indianer bemitleiden, von denen mehr als einer mit seinem Pferde stürzte. Zuletzt betheiligten sich auch die Honoratioren des Ortes, der Pfarrer, der Jefe politico und sein Amtsschreiber daran; der erste ritt im langsamen Paß würdevoll durch und berührte den unglücklichen Hahn bloß leise mit dem Finger. Die olympischen Spieler hatten allmälig dem Hahn die Flügel ausgerissen, und als ihm einer den Kopf exartikulirte, trat ein Stillstand ein. Zuseher und Reiter erquickten sich mit Chicha und Anisado; beim Füllen und Leeren der Gläser wurde San Juan angerufen und ein neuer Hahn aufgehängt. Später bemerkte der Pfarrer gegen mich, daß alle seine Pfarrkinder gute Leute und gute Christen seien, wie ich das ja sehe, da sie mit solcher Freude den Vorläufer feiern; und er konnte damit zufrieden sein, denn die gesungene Messe warf einige Thaler ab, jeder Indianer zahlte für das Recht, eine Kerze anzuzünden, eine Taxe und der Mann, welcher der Präsul des Festes ist, bezahlte für das Vorrecht, den Vorhang von San Juan wegzuziehen, zwei Thaler besonders. Es wurde fast die ganze Nacht hindurch geschrien, musicirt und getanzt; Feuerwerk wurde wenig abgebrannt; die Indianer scheinen hier sehr praktisch zu sein und das Geld lieber für das reellere Vergnügen, das Trinken, auszugeben, denn als ich am andern Morgen ausging, lag mehr als einer der Verehrer San

Juan's im unzurechnungsfähigen Zustande vor seinem Hause oder auf der Straße. Es war aber auch im Rausche zu Thätlichkeiten gekommen und ein Mann hatte bei einem Handel, den der Teufel der Eifersucht ausgebrütet hatte, fünf gefährliche Messerstiche erhalten. Die Heilbestrebungen hatten einen etwas homöopathischen Anstrich, denn auf die Stichwunden wurde reichlich Branntwein gegossen. Der fortgesetzte Regen und der nichts weniger als Vertrauen erweckende Zustand der Bewohner machte es räthlich, mich zurückzuziehen, denn es sollte noch mehrere Tage Nachfeste geben, die so lange dauern, als noch ein Tropfen Chicha oder Branntwein vorräthig ist. Auf dem Rückwege fand ich um alle Hütten dieselben Vorbereitungen, die Leute besuchten sich und an den Kreuzwegen standen Reiter mit der Branntweinflasche.

Von mikroskopischen Thierformen fand ich unterhalb Purace eine springende, durchsichtige Monade von 0,05 Millimeter Durchmesser (Monas saltans), eine Panzermonade mit Querstreifen und einem kleinen zapfenförmigen Fortsatz (Cryptomonas striata), ein glashelles Hechelthierchen (Oxytricha falcata), Philodina erythrophthalma, ein Glockenthierchen mit einem zehnmal längern Stiele als der Körper. Grünes Wasser am Cauca verdankte seine Färbung einer blaugrünen Cryptomonas und der Pandorina morum, dazwischen fand ich Coleps, ein farbloses Peridinium, Cyclidium und einen neuen Amphileptus. In der Nähe von Popayan traf ich im stehenden Wasser zwischen Oscillatorien ein Glockenthierchen (unserer Vorticella campanula sehr ähnlich), das bis in die Mitte des Körpers flimmert. Ein langer farbloser Amphileptus, Arcella vulgaris, Chilodon und Paranema in kleinen Varietäten, zwei Räderthiere wie in Quito und eine Turbellarie. Im Quellwasser fand ich Cyclopenlarven,

Euglena pleuronectes (?) und Rotifer mit langer Respirationsröhre; an Trachelocerca cephalotrix bemerkte ich deutlich die Theilung des Kernes; die contractile Blase im Hinterleibe war ringsum mit einer dichten feinkörnigen Masse umgeben, die aber nicht mit der Blasenwand zusammenhing. Außerdem Chilomonas fimbriata, Glaucoma radiatum, flache ovalrunde Stylonichien, eine röthlichgraue Oxytriche, Colpoda reniformis, eine gelblichgraue Turbellarie mit zahlreichen harten Cylinderstäbchen, die überall aus der Haut stachelförmig hervorragen; der vordere Körpertheil ist außer den Flimmerhaaren auch noch mit kurzen Borsten besetzt.

Ich drängte den freundlichen Bartkünstler, mir Thiere für die Weiterreise zu verschaffen. Ave Maria (ein Ausruf der Verwunderung wie Jesus in Ecuador), antwortete er, Sie wollen schon wieder fort und wissen noch nicht, ob nicht das Patiafieber in Ihnen ausbricht; warten Sie nur ruhig, das kommt oft erst nach drei Wochen. Ich war aber unerschütterlich und so führte er mich zu seinem Gevatter, um einen Handel zu machen. Dieser führte mir drei Thiere vor, unter denen ich den unglücklichen Macho wieder erkannte, der mir schon auf meiner Excursion nach Purace große Verlegenheiten bereitet hatte, da er kein Freund vom Bergsteigen war und, so wie viele seines Hybridengeschlechtes, nicht gern durch die Flüsse ging. Ich weigerte mich, diese Thiere zu miethen, da ich für das unergründliche Kothmeer in den tiefen Wäldern am Cauca kräftige Pferde verlangte. Mein schwarzer Caballero sagte: Wir bekommen Pferde genug. Zwei Tage vergingen und ich erhielt keine. Ich drängte. Morgen haben Sie prächtige Pferde, hieß es zuletzt. Den andern Morgen standen wirklich zwei Schatten von Pferden vor meiner Thür, aber der dritte im Bunde war der Macho. Ich wendete

mich an mehrere andere Leute, aber als wenn sich Alles gegen mich verschworen hätte, ich erhielt keine Thiere. Ich brach also mit dieser elenden Cavallerie auf; ich war nie so schlecht in Südamerika beritten. Mein Arriero war zwar ein Veteran von martialischem Aussehen aus der aufgelösten, granadinischen Armee; es war ein herkulischer Mulatte, der aber schon müde wurde, als er einen Koffer aufladen sollte, und der nichts verstand, als zu fluchen und Branntwein zu trinken. Ich ließ den Mann jedoch nicht mehr weg, da ich sicher wußte, daß ich acht Tage länger warten müßte, wenn ich nicht zugriffe, und am Ende um nichts besser bedient würde.

Drittes Capitel.

Caucabrücke. — Piendana. — Morales. — Las Ovejas. — San Gregorio. — Buenos-Aires. — Caucaübergang. — Der Callejon. — Cañada. — Der Communismus im Caucathal. — Cali und seine Südseeverbindung. — Jumbo. — Paso de la Torre. — Buga. — La Paila. — Saragossa. — Cartago.

Ich legte am ersten Nachmittag nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Leguas zurück, überschritt die schöne Caucabrücke, $\frac{1}{2}$ Stunde vor der Stadt, das nützlichste und schönste Bauwerk aus der spanischen Zeit, übernachtete in einem Krämerladen und hatte hier Gelegenheit, Einsicht von der landesüblichen Chirurgie zu nehmen. Die Leute im Lande sind gute, aber tollkühne und rücksichtslose Reiter, und so sind Beinbrüche nicht selten. Hier lag nun ein Mann mit einem Unterschenkelbruch, den der herbeigerufene Practico mit heißem Unschlitt betropfte und abwechselnd mit Cölnerwasser wusch. Ich machte ihm Vorstellungen, daß es doch viel vernünftiger wäre, die Bruchenden durch Ausdehnung in die normale Lage zu bringen und einen Schienenapparat anzulegen. Alle blieben aber bei dem Cölnerwasser. Dieses Product unserer vaterländischen Industrie hat einen großen Absatz; es wird nicht nur als Parfüm oder Verschönerungsmittel von den Damen äußerlich, sondern auch innerlich angewendet und

gehört nebst Holloway's Pillen, die bis in die Indianerdörfer gehen und dessen marktschreierische Anpreisungen besonders hier dem leichtgläubigen Volke imponiren, unter die beliebtesten Volksmittel. Rechnen wir noch dazu das Klystier, den Aderlaß, die Brechmittel und das warme Wasser, so sind damit die Grundpfeiler der landesüblichen Therapie angegeben.

Am nächsten Morgen erreichte ich Piendana; das Land fällt von hier zwischen den Hauptketten der Choco- und Quindiu-Cordillere terrassenförmig nach dem Cauca ab, oft kleine Hochebenen bildend, die durch tiefe schluchtenartige Thäler von einander getrennt sind und selbst bei geringer Bodenerhebung den Verkehr erschweren. Ich fand hier die Zucht von Honigbienen; als Stöcke dienen einzelne Glieder des großen Bambus, Strohkörbe, Töpfe und Calabassen. Neben Mais wird viel Aracacha cultivirt. Die Banane reift in drei Jahren. Die Höhe des Ortes ist 5871 Fuß.

Am folgenden Tage wechselten Savannen mit Wald, in dem ich einen hohen Baum aus der Familie der Araliaceen mit handförmigen Blättern fand, deren untere Fläche rostroth und mit feinen Haaren besetzt ist und dessen Blüthen in langen Sträußen stehen; weiße Orchideen schmarotzen auf den Stämmen. Auch in der Nähe von Morales ist schöner Hochwald und schönes Bambusgebüsch wird um den Ort zu ökonomischen Zwecken angepflanzt; das Haus, in welchem ich übernachtete, liegt etwas über der Kirche und hat eine Höhe von 5785 Fuß, es gehört einem Halbindier und liegt reizend zwischen hohen Bäumen, wie in einem Park, denn nur kleine Bäume und das Gestrüpp sind ausgerottet worden. Die Bodentemperatur fand ich nach elf Stunden in zwei Fuß Tiefe 13,8° R. Der Mais braucht zur Reife acht Monate; die Saat ist im August oder

September. Die Banane reift in $2\frac{1}{2}$ Jahren; Weizen geht nur in's Blatt und bringt meist taube Aehren. Von Aracacha werden drei Varietäten gebaut, die in sechs, acht und zwölf Monaten reifen; die Camote (Batate) hat in dem ersten Jahre schon große, die schwarze Yucca in einem halben Jahre, die weiße in einem Jahre reife Knollen.

Am andern Tage erreichte ich den Fluß Ovejas. Ueber demselben steht ein Haus, in dem ich mich vergebens nach dem Weg erkundigte; die Bewohner, Halbindier, waren so unfreundlich, daß sie nicht einmal Rede stehen wollten. Ich passirte den Fluß in einem Bambusfloß; obwohl eine Bambusbrücke darüber gespannt ist, traute ich ihr wenig, da die Verbindungen stellenweise gelockert und einzelne Stäbe herausgefallen waren. Der Bau dieser Brücken ist höchst einfach: es werden fünfzehn bis zwanzig Stäbe in einer Ebene zusammengebunden und an beiden Ufern, oft an Bäumen, befestigt; ein Geländer ist ein seltener Luxus. Die Temperatur des Wassers war 17° R.; die Luft hatte 21° R. um $3\frac{3}{4}$ Uhr Nachmittags. Die Höhe der Localität ist 3549 Pariser Fuß. Die Vegetation am Ufer ist reizend, sie besteht aus schönen Caladien und vierzig Fuß hohen Bambus mit zarten Blättern; eine schilfartige Pflanze, Caña brava, mit scheinbar fächerförmig gestellten Blättern und langer grasartiger Rispe, wird bis fünfundzwanzig Fuß hoch; eine Acacie mit großen gefiederten Blättern (Inga) und darüber hohe Bäume mit kühlem Schatten. Sehr viele Schmetterlinge flatterten umher, im Schatten selbst Dämmerungsfalter; sie hielten truppenweise zusammen nach den verschiedenen Species, deren Flüge sich begegneten, ohne sich aber zu durchkreuzen.

Obwohl der Fluß nach der Aussage der Eingeborenen trocken ist, war er doch noch nicht zu durchwaten. Die Begriffe

von Naß und Trocken sind hier sehr verschieden von den unsrigen; erlaubt der Wasserstand das Durchreiten, so heißt der Fluß seco. Ich erreichte Abends San Gregorio, eine kleine Hacienda, wo ich abermals Gelegenheit hatte, mich von der unfreundlichen Gesinnung der Halbindier gegen die Weißen zu überzeugen. Die Leute unterhielten sich hier des Abends mit Musiciren, wenn man das Klimpern auf der Biguela (eine Art Guitarre) so nennen kann; doch im Ganzen gehört es zu den Seltenheiten, Musik zu hören. Auch hier kamen Fälle von Wechselfieber vor. Ich kam nur langsam fort, jede Venta gab meinem Krieger Gelegenheit, sich zu restauriren und, als er einem seiner ehemaligen Officiere begegnete, brach er in bittere Klagen über seine nothgedrungene Standesänderung aus.

Ueber hügeliges Land, das meist mit Gras bedeckt war, erreichte ich gegen Mittag Buenos-Aires, einen kleinen, hübsch gelegenen Ort, auf einer der Vorhöhen des Caucathales. In den Gärten blühte überall der Carbonero, eine Art Acacie mit großen rothen Blüthen. Ich hatte einen Brief an einen Kaufmann und wollte dies benutzen, um andere Thiere zu miethen, da das Fortkommen mit den meinen ein schneckenartiges war. Der Mann war zwar nicht zu Hause, aber mein Wunsch wurde trotz seiner Abwesenheit realisirt; einer der Freunde des Abwesenden war so gefällig, die Sache zu betreiben; er theilte mir mit, daß es sehr klug von mir gewesen sei, mich meines Arrieros zu entledigen, da dieser in seiner Eigenschaft als entlassener Soldat einer wenig populären Armee mir als schlechte Empfehlung diene. Der Ort liegt in einer Höhe von 3922 Fuß. Die Luft hatte Nachmittags um 3 Uhr 19,4°, am andern Morgen vor Sonnenaufgang 13,1° R. Die Bodentemperatur nach neun Stunden in 1½ Fuß Tiefe 16,35° R. Das Klima ist mild

und gesund und der hiesige Arzt, ein junger Granadiner, ist so wenig in seiner Praxis beschäftigt, daß er zugleich der Schulmeister des Ortes ist. Ich war erstaunt, in dem jungen Mann einen sehr großen Trieb, nicht nur Andere, sondern auch sich selbst zu belehren, zu finden. Er hatte es dahin gebracht, daß in einer Abendstunde auch Erwachsene bei ihm Unterricht nahmen.

Die Banane reift hier bei guter Pflege in einem Jahre; die Bewohner rechnen nur sechs Monate, dies ist aber die Zeit vom Umhauen des Mutterstockes. Zu der Zeit haben die jungen Triebe eine Höhe von drei bis vier Fuß, denn schon vor der Fruchtbildung bilden sich neue Schößlinge aus dem kuchenartigen Wurzelstock. Um einen neuen Platanal anzulegen, werden hier nicht die jungen Schößlinge tief unten abgeschnitten, sondern der Wurzelstock mit allen Seitentrieben ausgegraben und versetzt. Die Bewohner sagten mir, daß die jungen Pflanzen dann früher Früchte ansetzen. Die jungen Pflanzen bilden auf diese Weise einen Ring um die alten. Es ist die einfachste Art von Bodenbewirthschaftung und erfordert später nichts als das Jäten des Unkrautes und die Entfernung der untern Blätter. Wenige Tage Arbeit sind hinreichend, das ganze Jahr hindurch eine Familie mit Nahrung zu versorgen. Die zwanzigfach größere Ergiebigkeit eines Fleckes Erde, der mit Bananen bepflanzt ist, hat im Vergleich zur Weizencultur im Tieflande seine volle Richtigkeit, da der Vegetationscyklus nur neun bis zwölf Monate beträgt, gestaltet sich aber in höhere Localitäten schon ungünstiger, so daß dann die Platanal in 4000 bis 5000 Fuß Höhe die vier- bis fünffache Größe haben müssen; aber auch dann sind sie noch immer klein, und wenn die Bananenernte mißräth, sind die Bewohner bei allem Reichthum des Bodens in der

bitterſten Noth, da Viele nichts Anderes pflanzen. Die Bananen werden auch hier meiſt grün in der Aſche gebraten oder in der Suppe gekocht gegeſſen, denn die Ungeduld läßt die Bewohner nicht die zuckerbildende Nachreife erwarten.

Am 8. Juli verließ ich zu meiner Verwunderung ſchon um 10 Uhr Buenos-Aires, denn mein freundlicher Wirth hatte mit der Beſtellung der Pferde Wort gehalten, was in einem Lande, wo die Bewohner Alles, mit Ausnahme von Eſſen und Trinken, immer hinausſchieben, mir ganz unerhört vorkam. Als ich die Höhen, die mehr mit Strauch- als Waldvegetation bedeckt waren, hinabritt, hatte ich die ſchönſte Fernſicht auf den Cauca, der wie ein breites Silberband zwiſchen ſeinen dunkeln Uferwäldern glänzte. Ich erreichte um 1 Uhr das Dorf Balſa auf dem letzten Hügel. Der Ort hat hübſche Gärten, in denen ich zum erſtenmal die Chontadura ſah, eine hohe Palme mit zahlreichen Früchten, von der Größe einer großen Wallnuß, die gekocht und gebraten gegeſſen werden und deren Geſchmack zwiſchen dem der Kaſtanie und der Waſſernuß die Mitte hält. In der Nähe ſind auch einige Cocapflanzungen. In den Bächen wuſchen einige alte Negerinnen Gold, indem ſie in kleinen Trögen den Schutt des Bodens ſchlemmten. Ich trat in den Wald, der das Ufer begrenzt; der Weg iſt ungeheuer moraſtig und einzelne Stellen waren ganz durchgeweicht, trotzdem daß eine breite Lichtung durch den Wald gehauen war, um die Austrocknung zu begünſtigen.

Um 2¾ Uhr erreichte ich die Ufer des Cauca, der hier ſchon eine bedeutende Breite, aber noch ein ziemlich ſtarkes Gefälle hat. Der Thalgrund hat eine Höhe von 3183 Fuß; das rechte Ufer iſt etwas höher als das linke. Der Strom iſt hier ſo groß und waſſerreich, daß recht gut Dampfer von 200

bis 300 Tonnen auf ihm fahren könnten, statt daß gegenwärtig die wenigen Producte auf eine kostspielige und mühsame Weise verführt werden, aber er müßte an den untern Stromschnellen regulirt werden. Wir luden ab, Gepäck und Sättel wurden in einen langen, aus einem einzigen Ceibabaum gefertigten Kahn gelegt, an den Kopf der Thiere ein langer Riemen (Lasso) befestigt und während wir hinüberruderten, schwammen die Pferde nach, wobei der Arriero das Ende des Lasso in den Händen hielt, damit sie nicht zu weit hinabgetrieben würden; trotzdem daß kräftig gerudert wurde, zog uns der Strom weit hinab, ehe wir das andere Ufer erreichten. Mit alten Pferden, welche diese Stromübergänge schon gewohnt sind, ist es leicht; aber junge, noch ängstliche Thiere versuchen es häufig, in den Kahn zu springen oder sind schwer in das Wasser zu bringen. Am andern Ufer angelangt, sattelten wir alsogleich, denn ein schweres Stück Arbeit stand vor uns, der verrufene Callejon. Auch hier ist eine Lichtung durch den Wald gehauen, stellenweise bis achtzig Schritte breit, aber der Anblick dieser Waldgasse ist grauenerregend. Da das linke Ufer niedriger liegt, ist es auch viel mehr versumpft und stellenweise sind trübe Wasserlachen, um die man weite Umwege machen muß. An andern Stellen ist Wasser und Erde durch die Hufe der Thiere in eine breiartige, zähe Masse umgewandelt, in welcher die Thiere tief einsinken und sich nur mit Mühe wieder herausarbeiten. Ich wünschte mir Glück zu dem riesigen Falben, den ich ritt, der in diesem Schlamm und Kothmeer wie zu Hause war und dem ich mich nach den ersten fünf Minuten unbesorgt überließ. Der junge Mann und ein Knabe, die mich von Buenos-Aires begleiteten, hatten vollauf zu thun, um mit den zwei andern Thieren durchzukommen. Länger als eine Stunde dauerte der Durchmarsch

durch den Callejon. Das wilde Geschrei der beiden Leute und dann wieder das Plätschern durch die Wasserpfützen hallte allein durch den Wald. Endlich erreichte ich eine Savanne und später hügeliges Land. Ein etwas industriöses Volk hätte lange eine amerikanische Plankenstraße gelegt und durch Ersparniß an Zeit und Schonung der Thiere ein gutes Geschäft gemacht. Bei dem Reichthum an Holz wäre dies ganz leicht möglich; man könnte große Baumstämme in eine Parallelreihe legen und darauf dicke Bretter oder eben behauene kleinere Baumstämme befestigen. Ich sprach später in Cali mit einigen Kaufleuten darüber; sie waren entzückt und meinten, sie würden einen spanischen Thaler wenigstens an jeder Maulthierladung nach Popayan ersparen — aber wer wird sie machen? Man darf hier von keinem Unternehmen sprechen, das Vorauslagen erfordert. Ich kam Abends zur Hacienda Cañada, die wegen ihrer Ungastlichkeit im ganzen Lande bekannt ist und deren Besitzer nur dadurch zu einigen Concessionen gebracht worden war, daß überall an ihm Repressalien geübt wurden.

Am 9. zog ich in geringer Entfernung vom Flusse den Cauca hinunter; es ist Savannenland, aber durchaus keine einförmige, das Auge ermüdende Grasfläche, da überall kleine inselartige Wälder oder Buschwerk, das bis an den Uferwald hinzieht, vorkommen. Gehöfte mit Viehwirthschaften sind zerstreut und große Rinderheerden oder Schaaren flüchtiger Pferde geben der Landschaft Leben.

Um 9 Uhr erreichte ich den Fluß und das Dorf Yamundi, meist von Negern bewohnt, deren Häuser zerstreut liegen. Ich hielt gleich an dem ersten Gehöfte, wo mir ein Neger ein landesübliches Frühstück aus getrocknetem Rindfleisch, Eiern, Milch, Käse, Bananen und Schokolade, aber um ganz europäische

Preise, vorsetzte; denn trotz der großen Viehheerden ist das Fleisch hier so theuer als in Süddeutschland, ebenso die übrigen Bedürfnisse. Der Grund ist der hohe Arbeitslohn; ein Arbeiter bekommt 4 Realen (20 Silbergroschen) und die ganze Verpflegung. Diese Verhältnisse datiren sich seit der Sclavenemancipation. Die schwarze Bevölkerung ist hier eben so dumm und faul als an andern Orten, zugleich aber viel gefährlicher, da die communistischen Principien der neufranzösischen Schule durch unbesonnene und schlechte Leute ausgesäet worden sind und sich rasch verbreitet haben. Alle Staatsumwälzungen sind daher im Caucathal viel drohender als in andern Gegenden, denn sie werden zur Privatrache und Beschädigung der besitzenden Classen benutzt. In der letzten Revolution waren Mißhandlungen der Reichen an der Tagesordnung; es entstand ein neues Wort, „Perrero," das heißt das Prügeln der Gutsbesitzer; aber auch der weibliche Theil der weißen Bevölkerung litt von der Brutalität. Dieser verderbliche Geist geht durch das ganze Caucathal. Es fehlt an Leuten, die arbeiten wollen, daher ist Zucker und Cacao an manchen Orten selbst theurer als bei uns; das einzige billige Product, das allerdings mehr als in Europa ein Lebensbedürfniß für alle Classen und Geschlechter wurde, ist der Taback, dessen Bau und Fabrication im Caucathal allgemein ist. Die Blätter sind dünn, sehen getrocknet fast schwarz aus und haben ein sehr feines Aroma, sobald die Gährung vorüber ist; aber so wie bei den Bananen können sie auch hier die Nachreife der Blätter nicht erwarten. Der sorgfältig bereitete schwarze Taback des Caucathals ist viel vorzüglicher als der von Ambalema und wird nur von den feinen Havannahsorten übertroffen. Beim Drehen der Cigarren werden die Blätter etwas mit Weingeist besprengt, die Enden des Deckblattes mit Kleister angeklebt und

beide Enden abgeschnitten. Die Savanne setzt sich mit Unterbrechungen von Wald an beiden Ufern fort, der Horizont ist nach Norden und Süden sehr groß, im Osten und Westen aber beschränkt durch die blauen Berge und Rücken der Quindiu- und Choco-Cordillere. Die einheimischen Gräser sind jedoch weniger nahrhaft als die unsern, und besonders für eine nachhaltige Milchproduction unzureichend; man hat daher ein fremdes Gras, die Para (ein Panicum) auf mehreren Hacienden eingeführt. Ich ritt den ganzen Tag, war aber genöthigt, zwei Meilen vor Cali Halt zu machen, da eins der Lastthiere nicht mehr fortkonnte. Es hatte sich in einem Spalt des Hufes einen kleinen Stein während des Ueberganges durch einen Bach eingeklemmt, denn auch in diesem Lande der Verheißung kennt man keinen Hufbeschlag. Ich begegnete mehreren Bewohnern der Umgebung, die mit ledigen Maulthieren aus der Stadt kamen, konnte jedoch keinen bewegen, ein Thier zu vermiethen. Eben so hartnäckig war ein anderer, der eine Last Holz nach Cali führte, welchem ich vorschlug, die Last zu kaufen, wenn er sie abwürfe, und dafür die Fracht meines Gepäcks übernehmen wollte. Er war darüber so verwundert, daß er an diese sonderbare Idee gar nicht glauben wollte. Ich ließ daher das Gepäck auf mein Reitpferd laden und ging zu Fuß zur nächsten Hacienda, wo es mir gelang, ein Lastthier von dem Majordomo zu erhalten, der nachträglich über diesen guten Handel so gerührt war, daß er mich bis in die Stadt begleitete.

Ich kam spät Abends nach Cali; obwohl es eine Stadt mit 11000 Einwohnern ist, besitzt auch sie kein Wirthshaus. Ich war daher wieder genöthigt, von meinen Empfehlungsbriefen Gebrauch zu machen. Den einen Adressat konnte ich gar nicht finden, von dem andern fand ich bloß die schönere Hälfte.

Einige Leute luden mich später ein, bei ihnen abzusteigen; sie hielten mich für den nordamerikanischen Ingenieur, der erwartet wurde, um die neue Straße nach Buenaventura anzulegen. Dieser Hafen ist der nächste Ausgangspunkt der Straße nach der Südsee, kaum achtzehn deutsche Meilen von Cali entfernt. Bis jetzt war der Verkehr dahin ein höchst ungenügender und schwieriger, denn die Waaren mußten eine Strecke auf dem Rücken der Menschen getragen werden. Es ist das große Verdienst des Generals Mosquera, eines der intelligentesten Granadiner, eine Actiengesellschaft zum Theil mit nordamerikanischem Capital gebildet zu haben, um das Unternehmen durchzusetzen. Die Gesellschaft hat ein Privilegium für neunzig Jahre von der Regierung erhalten. Das alte Cali, eigentlich Santiago de Cali, war von Belalcazar ursprünglich auf der andern Seite des Caucathales gegründet worden. Die Bewohner waren aber noch während seiner Verwaltung auf das linke Ufer übersiedelt. Die Stadt gehört zu den wohlhabendsten und bestgebauten in Neu-Granada. Sie hat neun Kirchen; die Hauptkirche ist die hübscheste, hat aber einen unvollendeten Thurm. Die Häuser haben alle große maurische Fenstergitter, in den Höfen seichte Gräben mit fließendem Wasser und kleine reizende Gärten. Nur die Minderzahl der Einwohner sind von ungemischter, weißer Abstammung; sie sind die reichen Grundbesitzer und Kaufleute, mehrere der letztern aus Antioquia, dessen Bewohner sich durch Unternehmungsgeist auszeichnen. Aber auch unter den Farbigen und Halbindianern gibt es wohlhabende Leute. Die größte Merkwürdigkeit der Stadt ist eine schöne Brücke, welche über den kleinen Fluß gespannt und aus gebrannten Ziegeln gebaut ist; es ist eins der verdienstlichsten Werke, welches die gegenwärtige Geistlichkeit in Neu-Granada gethan hat, denn die

Brücke ist von einem hiesigen Mönch entworfen und gebaut worden. Außerhalb der Stadt ist ein Hospital für Leprotische. Man schreibt die Lepra dem Genuß von Fischen aus stehendem Wasser zu, nicht nur im ganzen Cauca- und Patia-, sondern auch im Magdalenenthale. Hoch oben im Magdalenenthale erwähnt Mollien eine Krankheit mit schwarzem, blutigem Erbrechen, Kopf- und Nierenschmerzen, die am elften Tage tödtlich endete. Die Indianer litten nicht daran. Ich fand in Cali zwei Landsleute, die mich besuchten und mir ihre Dienste freundlich anboten. Der eine ist schon seit dreißig Jahren hier und treibt Geldgeschäfte; der andere ist ein Schneider und mit einem einheimischen Kaufmann associrt. Herr V., mein erster Adressat, nahm die Sorge für mein Weiterkommen über sich, nachdem er mich zuerst auf alle mögliche Weise zu überreden gesucht hatte, mein Project, von Cartago über den Quindiupaß in's Magdalenenthal zu gehen, aufzugeben. Das Klima von Cali ist heiß, aber nicht ungesund; die Höhe ist 3161 Fuß, die Bodentemperatur 18,8° R. Die Bewohner sind sehr lebhaft und haben bereits an europäischen Vergnügungen Gefallen gefunden und mehrere Kaffeehäuser haben Billards; die Straßen sind am späten Abend nicht verödet, da wegen der großen Tageshitze ein großer Theil der Bewohner dann erst ausgeht. Die granadinische Freigeisterei herrscht bis zu den Vornamen, die specifisch christlichen werden großentheils durch andere, wie Zoraide, Lastenia, Ifigenia, Heliodora, ersetzt. Die Bewohner sind aber auch sehr neugierig, und ich war seit lange nicht von so vielen Leuten belagert, als in Cali, welche kamen, um mich zu sehen oder auszufragen, was ich mache, und meine Hausfrau hatte alle Noth, mich gegen die freundlichen Zudringlichkeiten zu beschützen. Ich fand hier eine reiche Ausbeute an mikroskopischen Thier-

formen, Euglena deses, Glockenthierchen mit feinem, längsgestreiftem, aber unbeweglichem Stile, dessen festsitzender Theil breiter ist; daneben auch junge Exemplare mit nur kurzem Stile, eins sogar, welches nur zwei Glocken trug. Diglena catellina, Closterium- und Naviculaarten, Amöba, hellgraue Acineten, Thrichodina, Stylonichia, eine kugelförmige Bursaria, mehrere neue Turbellarien und ein rothgeflecktes Aeolosoma, ein Ichthidium mit Tentakeln; daneben Cyclops und Rhabditis. In den Asequien war eine Dipterenlarve, mit rattenschwanzförmigem Fortsatz (ähnlich unserm Elophilus porcinus), sehr häufig, woraus Zoologen entnehmen können, daß die Reinlichkeit keine scrupulöse ist.

Ich wurde zur Vorsicht gemahnt während der Weiterreise. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß kleine Banden der aufgelösten Armee herumstreiften, obgleich sie Mord und Straßenraub nicht übten, denn sie begnügten sich mit dem Wegtreiben des Rindviehes.

Ich verließ Cali am 12. Juli. Mein Führer war taub und deshalb nahm er einen Gehilfen, der die Pferde besorgte und, in seine Zeichensprache eingeweiht, die eigentliche Mittelsperson zwischen mir und ihm abgab. Alle Leute, die man hier als Führer oder Diener engagirt, beweisen es thatsächlich, daß man in einer Republik mit der breitesten demokratischen Grundlage lebt. Die weiße Haut, die in Ecuador und selbst im Süden von Neu-Granada mehr geachtet wird, wie in Europa ein 400jähriger Adelsbrief, hat aufgehört, im Caucathal ein Privilegium zu sein. Egalität und Fraternität ist hier auch die Grundidee der Farbigen und Halbindianer im Verkehr mit den weißen Creolen; nur das geistige Uebergewicht des Europäers wird anerkannt. Sie setzen sich mit zu Tisch und befragen die Leute,

mit denen sie der Zufall zusammenbringt, mit einer Naivetät, die man nur bei dieser Race findet; dabei müssen sie sehr gut gehalten werden, und Fleisch, auch im Tage wenigstens zweimal Schokolade oder wenigstens Zucker erhalten; denn sie sind so erpicht auf Süßigkeiten, daß bei Mangel alles Anderem der braune Zucker die Stelle vertreten muß. Auch hier sagen sie, daß sie ihn essen müssen, um Wasser trinken zu können. Er wird in Kuchenform in Blätter eingewickelt immer mitgeführt und hat den allgemeinen Namen Panela. Ein anderer Gebrauch ist seine Auflösung im kochenden Wasser (Agua di panela), welches des Morgens gleich nach dem Aufstehen getrunken wird.

Ich erreichte Abends Jumbo; es war eine der lieblichsten und klarsten Nächte, mit einem erfrischenden kühlen Wind. Am nächsten Morgen führte mein Weg durch einen Wald, anfänglich aus vielen Mimosen, deren wie Sonnenschirme gestaltete Kronen mich lebhaft an Ceylon erinnerten, später aus Bombaceen, Araliaceen und Cedrelaceen. Um die Hütten wird Bambus gepflanzt, der zur Verpfählung, als Dachstuhl, aber auch gespalten und dann in Form von schmalen Brettern zu Thüren und als Dielen dient. Landleute gingen zu Markte nach Cali, welche Hühner in Käfigen transportirten und Truthühner in kleinen Schaaren vor sich her trieben. Ich begegnete auch einige Male einer schlittenartigen Transportvorrichtung, oder vielleicht besser der Schleife eines Wagens, aber ohne Räder.

Um 10 Uhr erreichte ich Paso de la Torre, wo der Cauca übersetzt wird. Mein Führer machte mir den plausibeln Vorschlag, dort zu frühstücken. Während dies bereitet wurde, nahm ich ein Bad im Flusse. Das Haus, in dem der Fährmann und Hotelbesitzer, welcher wie seine Leute bewaffnet war, wohnt, besteht ganz aus Bambus, der theils noch die Cylinderform hat,

theils in Form von Brettern aufgerollt ist, welches dadurch geschieht, daß das Bambusrohr der ganzen Länge nach auf einer Seite vollkommen durchschnitten wird und außerdem parallele, seichte Einschnitte erhält, so daß es in eine Ebene gelegt werden kann, ohne daß der Zusammenhang völlig aufgehoben wird. Die eigentliche Wohnung ist das obere Stockwerk, in das man auf einer Leiter steigt; dort ist auch die Küche. Dieses luftige Haus hat ein Dach aus Palmblättern. Im Innern liegen einige große Matten, die bei Wind und Regen an der Wetterseite befestigt werden. Der Bambus dient auch als Wassereimer, einfach dadurch, daß eins der großen Glieder des Stammes, die durch Scheidewände von einander getrennt sind, abgeschnitten wird; die eine Scheidewand wird dann durchbohrt und diese Oeffnung durch einen Pfropf, oft aus Gras, geschlossen; oder er dient zum Aufbewahren der Vorräthe von Melasse, die in ihm oder in Thierhäuten verschickt wird. Der Cauca war tief, und da es in den letzten Tagen höher oben geregnet hatte, trüb und gelb.

Die Höhe des Ortes ist 2996 Fuß. Die Luft hatte um 10 Uhr 18,5°, der Fluß 17° R. Ich übersetzte den Fluß auch hier wieder in einem Kahne, die Pferde schwammen hinüber. Der Wald des rechten Ufers hatte einen andern Charakter. Unter den Mimosen traten große Ceibabäume mit kegelförmigen oder in der Mitte aufgetriebenen Stämmen und fingerförmig gespaltenen großen Blättern für den Vegetationscharakter bestimmend hervor. Bei jungen Exemplaren ist die Rinde hellgrün. Um 12 Uhr passirte ich den Fluß Amacme, einen Nebenfluß des Cauca, und kam darauf durch mehrere kleine Orte mit Gärten und Feldern, die einen großen Wohlstand und selbst Luxus verriethen. Jeder hatte wenigstens einen Kaufladen, in welchem

europäische Waaren, Cigarren, Branntwein oder Guarapo, der hier allgemein die Stelle des Maisbieres vertritt, Früchte, in Milch gekochter und stark gezuckerter Reis in kleinen Schalen, aber kalt, verkauft werden. In dem Dorfe Zonzo, wo ich in einem solchen Hause mein Nachtquartier aufschlug, fand ich sogar ein Billard, und die Wirthin fragte mich, was ich zu essen begehre. Gegen die ärmlichen Tambos in Ecuador sah das Ganze wie eine große Hotelwirthschaft aus. Branntwein wird sehr viel getrunken, obwohl die indianische Bevölkerung zu Anfang des Jahrhunderts dem Trunke noch nicht ergeben gewesen sein soll, wahrscheinlich weil der Branntwein, dessen Verkauf ein Regierungsmonopol bildete, zu theuer war. Erst seit dem Unabhängigkeitskriege soll die patriotische Partei den Branntwein bei ihnen häufig angewendet haben, um sie vom Royalismus zu bekehren, denn dem Indianer war der Befreiungskampf, durch den er nichts gewinnen konnte, ziemlich gleichgiltig. Abends war eine jener wundervollen Beleuchtungen, wie man sie nur in der Tropenzone vor dem Eintritt der Regenzeit sieht. Die Sonne ging hinter dem Rücken der Choco=Cordillere, um die große Haufwolken lagen, unter, die, vom Abendroth in Brand gesteckt, der Lohe eines Vulcans glichen. Die Beleuchtung des Himmels dauerte auch etwas länger und die Weinpalmen (Cocos butyracea) hoben sich scharf auf dem Grunde von Gold und Purpur ab. Das Caucathal ist hier eng und die Vorberge der beiden Cordilleren springen stark vor.

Am 14. passirte ich in den Vormittagsstunden Buga oder Guadalajara de Buga; es wurde erst 1588 gegründet, denn Calaria, König der Pijaos, den die Spanier wegen seiner Größe den Goliath nannten, vertheidigte sich in befestigten Stellungen, machte Einfälle in die spanischen Ansiedlungen und blieb bis

zu seinem Tode unbesiegt. Ich ruhte Mittags in einem Gehöft in der Savanne aus und passirte Nachmittags mehrere Sümpfe, die mit schönen Seerosen (Nymphaea) bedeckt waren. Trotzdem, daß ich noch immer in 3000 Fuß Höhe mich befand, litt ich sehr von der Hitze. Ich erreichte Abends müde das Dorf und den Fluß Tulban, der klares, kühles Wasser führt. Als es Nacht wurde, trat ein starkes Wetterleuchten am ganzen Horizont auf. Den Luxus eines Bades gönnte ich mir am andern Morgen im Flusse, der eine Temperatur von 14° R. hatte. Die Höhe des Ortes ist 3008 Fuß. Ich ritt den ganzen Tag.

Die Gegend nach Norden ist meist Savannenland, unterbrochen durch kleine Culturen von Mais und Bananen um die Hütten. Mein Führer wollte Abends in einer Venta, das ist in einem jener Häuser, die Kaufladen, Schenke und Herberge zu gleicher Zeit sind, für mich Quartier machen, als ein Herr und zwei Damen über die Savanne auf mich zuritten und mich aufforderten, in ihrer Hacienda zu übernachten. Es war der Inhaber der Hacienda La Paila. Ich muß gestehen, daß ich seit langer Zeit nicht in so liebenswürdiger Gesellschaft war. Don L. unterschied sich zum Vortheil von vielen seiner Landsleute; er hatte die Vereinigten Staaten besucht und etwas vom amerikanischen Unternehmungsgeiste mitgebracht. Ich erfuhr von ihm, daß er fünfundsechzig Quadratleguas besitze, daß aber seine Einkünfte nicht viel größer als die eines mäßig begüterten amerikanischen Farmers sind. Der Grund ist der Mangel an Arbeitern und der hohe Taglohn; nur die Viehzucht rentirt sich. Diesen Verhältnissen ist sehr schwer abzuhelfen und es wäre gewissenlos, eine europäische Emigration hierher zu ziehen, da die reichen Hacendados keine selbständige Ansiedler, sondern nur Arbeiter haben wollen, die im Verhältniß der Abhängigkeit (Peonage)

stehen. Die Höhe des Ortes ist 2978 Pariser Fuß. Ich fand die Bodentemperatur in $1^1/_2$ Fuß Tiefe nach zehn Stunden 17,7° R. Es ist übrigens ein von den Einwohnern so anerkanntes Factum, daß die Temperatur hier niedriger ist, als in dem höher gelegenen Cali, daß die Bewohner von Cali in den heißesten Monaten hierher kommen. Ich brach erst spät nach dem Frühstück auf und blieb diesen Tag in Victoria, da es doch nicht möglich gewesen wäre, in einem Tagemarsch Cartago zu erreichen. Leider mehrten sich die Anzeichen des schlechten Wetters; in der Choco-Cordillere (oder auch Cordillera de la Costa) sah ich starke Regen fallen.

Am 17. verließ ich Victoria; ich hielt in Saragossa Mittags Rast und diesmal schlug mich auch die Aussicht in die Quindiu-Cordillere sehr nieder, denn ich sah, daß es auch dort regnete. Ich hatte hier wieder Gelegenheit, zu bemerken, wie die schlechten Wege und die Langsamkeit des Transports auf den Absatz der Producte hinderlich wirken und daher große Preisdifferenzen hervorbringen. So kostete in Cali die Carga (die gewöhnliche Maulthierladung von $2^1/_4$ Centner) Cacao 20 Pesos, hier aber 38 bis 40 Pesos; die Arroba (25 Pfund) Fleisch kostete hier 20 Real, 1 Pfund Fett 3 Real, ein Strauß Bananen $^1/_2$ Real, ein Rind 20 bis 22 Pesos. Das Weizenmehl ist eine Seltenheit, Brot daher theuer; für 1 Real bekommt man vier kleine, schlechte Brote, ungefähr à 2 Loth.

Ich erreichte um 3 Uhr Cartago und gab meinen letzten Empfehlungsbrief ab. Mein Wirth hieß mit dem Vornamen Jesus Maria; meine Wohnung war ein leerer Kaufladen und ich schlief auf dem Verkaufstische; die einzigen Möbel waren ein kleiner Wasserkrug und eine halbe Calabasse. Die Stadt wurde 1542 von Robledo gegründet und bestand harte Zeiten

bis zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch die Indianerüberfälle. Die Höhe ist 2916 Fuß, die Bodentemperatur in zwei Fuß Tiefe nach zwölf Stunden 17,5° R. Abends trat ein heftiges Gewitter mit zweistündigem Regen ein. Cartago hat 4000 bis 5000 Einwohner; aber seit acht Monaten hatte die Dysenterie die Bevölkerung sehr decimirt.

Ich begann am nächsten Morgen das Unterhandeln um Pferde oder Maulthiere über den Quindiu. Ich sprach mit mehreren Leuten, aber keiner der Eingeborenen wollte mir Thiere für diese Reise geben. Endlich fand ich einen Halbindier aus Ibague, welcher Salz, das aus den Bergen von Bogota kommt, herübergebracht hatte und mit ledigen Thieren eben zurückgehen wollte. Ich machte mit ihm einen sonderbaren Handel: er wollte mir nicht drei Thiere für 24 Pesos überlassen, machte sich aber verbindlich, mir alle dreizehn zur Disposition zu stellen, wenn ich ihm 27 Pesos bezahlte. Wir kamen überein, den folgenden Tag aufzubrechen, da jeder neue Regentag die Schwierigkeiten des Ueberganges verdoppeln konnte.

Von mikroskopischen Thierformen beobachtete ich zwei Euglenen, ein gelbes Paramecium, Trachelomonas, wie in Quito, eine cylindrische Monas, eine breitstielige Vorticelle, eine andere, welche der Vorticella nebulosa sehr ähnlich ist, Vorticella hamata schmarotzend auf Cyclops, ein eirundes Colacium auf Cyclopslarven und eine haarige braune Cypris.

Viertes Capitel.

Uebergang über die Quindiu-Cordillere. — Moler. — Balsa. — Zuckermühle. — Novillero. — Porta Chuela. — Barcinal. — Die alpinen Palmenwälder. — Gallego. — Tocho. — Heiße Quellen. — Buena vista.

In der zweiten Nacht meines Aufenthaltes fiel wieder einer jener fürchterlichen Regen, die zu einer wahren Tortur durch die Ideenassociation mit ihren Wirkungen auf die Wege in den Bergen werden; alle meine Befürchtungen sollten jedoch noch weit überboten werden. Gleich hinter der Stadt passirte ich ein durch die letzten Regen überschwemmtes Terrain, hinter dem die Hügel und Vorberge unmittelbar aufsteigen. Die Bergabhänge waren schlüpfrig, das Aufsteigen war schon beschwerlich, weil die Thiere beständig ausglitten und manchmal auch stürzten. Das Hinuntergehen bewerkstelligen die Thiere für sich viel leichter und sicherer, als es für den Reiter wünschenswerth ist, indem sie die Hinterfüße den vordern möglichst nähern und so auf den Hinterbacken herunterrutschen. Das Aergste sind jedoch die Thäler zwischen diesen Vorhügeln, wo alles in eine halbflüssige Kothmasse verwandelt zu sein scheint. Mein Maulthier

sank oft bis an die Brust in den Koth und arbeitete sich nur mühsam wieder empor. Ich gab endlich in halber Verzweiflung das Reiten auf und versuchte zu Fuß mich durchzuarbeiten. An die schweren Reithosen aus Thierfellen hefteten sich aber bald solche Massen von Erde, daß ich kaum mehr fortkonnte, und der Schweiß brach in solcher Menge hervor, daß selbst die Außenseite meines Poncho naß wurde. So erreichte ich endlich um 2 Uhr den Fluß Moler, über den ich in einem Kahn mit meinem Gepäck setzte; die Thiere schwammen durch. Während diese wieder zusammengetrieben und gesattelt wurden, lag ich am Boden und dachte in dem ersten Augenblick, ich wäre außer Stand, an diesem Tage weiterzukommen; ich hatte mich aber nach einer halben Stunde so weit erholt, daß ich den alten Kampf wieder aufnehmen konnte. Die Uebergangsstelle des Flusses ist 3037 Fuß hoch. Ich begegnete dem General Mosquera; wir beide waren verwundert über das wenig elegante Aussehen, denn auch er war bis an den Hut hinauf mit Koth bespritzt.

Der Weg führte nun großentheils auf dem Kamm eines langen Rückens hin. Unter mir lag schönes bewaldetes Hügelland mit so frischem Grün und so hohen dunkeln Bäumen, daß ich dafür geschwärmt hätte, wenn nur der Weg etwas besser gewesen wäre. Gegen Abend langte ich bei einer kleinen Zuckerpflanzung an, die Balsa hieß, obwohl kein Fluß in der Nähe ist. Ich warf meine schmutzigen, nassen Kleider ab, um die Pflanzung und die Zuckermühle (Trapiche) zu besehen, die wegen ihrer Urzuständlichkeit beschrieben zu werden verdient. Die ganze Maschinerie ist von den Bewohnern selbst angefertigt und zeigte nicht eine Spur von Eisen; sie besteht aus drei verticalen, der Länge nach gekerbten Säulen, die sich um ihre Axe

bewegen, sehr nahe an einander stehen und zwischen die das Zuckerrohr geschoben wird. Die letzte ist der mittlern etwas mehr genähert und zwischen diesen beiden wird das schon aus der ersten Presse kommende, platt gedrückte Rohr zum zweiten Male gepreßt. Der Saft läuft über eine geneigte Fläche in zwei hölzerne Rinnen, die ihn in einen Trog leiten. Er wird dann in Thongeschirren zur Syrupsdicke eingedampft und in Bambusröhren oder Thierfellen (Quartilla) zu Markt gebracht. Die Cylinder werden durch ein Pferd getrieben. Die Leute waren auch noch des Nachts mit dem Zuckerkochen beschäftigt und beleuchteten ihr rohes Zuckerhaus mit Papierlaternen. Ich bewunderte mich selbst, daß ich große Quantitäten von Guarapo ohne das geringste Unbehagen trinken konnte und schrieb es der vorhergegangenen großen Anstrengung zu. Das Zuckerrohr wird nach $1\frac{1}{2}$ Jahren geschnitten; die Banane braucht $1\frac{1}{2}$ Jahre, davon 1 Jahr vom Verpflanzen der Schößlinge. Die Zuckerpflanzung liegt 3745 Fuß hoch. Die Leute halten kein Geflügel und treiben auch die Kälber und Füllen jeden Abend ein, da die wilden Thiere, darunter der Jaguar, jene große gefleckte Katze (Felis onza), welche die Bewohner auch Tiger nennen, und der amerikanische Löwe (F. concolor) viele Thiere erwürgen. Nach der bedeutenden Zahl von Fellen, die im Lande zu Satteldecken und Samarras (Reithosen) verarbeitet werden, müssen beide häufig sein. Zwei schöne Palmen, die Chinamata und Chonta der Eingebornen, kommen in großer Zahl vor, daneben ein hoher, dicker Bambus. Bei Tagesanbruch erzählte mir mein Arriero mit Bestürzung, daß alle Maulthiere durchgegangen wären, entweder von einem wilden Thiere aufgeschreckt oder um nach Cartago zurückzukehren. Zum ersten Male war für mich eine solche Nachricht angenehm, denn ich war noch so ermüdet,

daß ich nach einer Tasse Schokolade den Muth hatte, noch einmal zu schlafen. Die Thiere waren bis zum Fluß Moler zurückgelaufen und wurden erst um 11 Uhr eingebracht. Mein Weg ging durch hohen Wald mit einer Fülle krautartiger Pflanzen: schöne Caladien, Scitamineen mit purpurrothen Blüthen und Malvaceen. Baumartige Farren und hohe, den Wald überragende Palmen bildeten die Glanzpunkte. Ich sah an einer Stelle eine ungeheure Menge von Schmetterlingen. Ich konnte aber alle die Pracht des Waldes nur halb genießen, denn die schlechten Wege nehmen die Aufmerksamkeit in Anspruch; sie allein zeigen schon von einer Barbarei sondergleichen, trotz aller Declamationen über den Segen granadinischer Demokratie. Ueberall stehen die verfallenen Hütten der Presideros, denn schon vor langer Zeit hat man die Nothwendigkeit einer bessern Verbindung für den Waarentransport und die Reisenden, die in der spanischen Zeit, wie noch jetzt häufig, in Tragsesseln auf den Schultern der Indianer diese Berge passirten, eingesehen und die Sträflinge zum Straßenbau verwendet. Hier und da sieht man eine Lichtung, aber sie ist schon wieder halb vom Dickicht überwachsen. Die Granadiner haben nicht die Energie, etwas recht zu thun, und so werden die nothwendigsten Dinge wiederholt neu angefangen und Zeit und Geld unnöthig verschwendet. Jetzt dient die Revolution als Entschuldigung für Alles. Wenn man den Bewohnern sagt, daß die Straßen schlecht sind: „Wir haben seit der Revolution kein Geld, die Straßen zu verbessern." Eure Straßen sind unsicher: „Es sind die Banden der entlassenen Armee Melo's." Bei Euch im Lande ist Alles theuer: „Seit der Revolution wollen die Leute nicht arbeiten." Eure staatlichen und socialen Verhältnisse sind schlecht geordnet. „Die Revolution 2c." geht es fort. Der Schmutz der Häuser, die Unwissenheit, Alles

geht auf dieselbe Rechnung, obwohl es alte, lange in das Volksleben eingefressene, tiefsitzende Schäden sind.

Ich passirte in den Nachmittagsstunden grade einen Hügel, als ich von einem Gewitter mit heftigem Regen überrascht wurde. Die Wolkenmassen hatten sich mit unglaublicher Schnelligkeit zusammengeballt und spien ein Feuermeer aus, der Wald hallte von vielfachem Echo wieder und ich kam, trotz meines Kautschukponchos und meiner dicken Beinkleider, bis auf die Haut durchnäßt in Novillero an. Es ist ein neues Dorf, das bis jetzt nur zwei Häuser zählt. Eine kleine Waldstrecke ist niedergebrannt und theils mit Arracacha und Weizen, theils mit Mais bepflanzt. Der letzte braucht fünf Monate bis zur Ernte; die Banane ist nicht versucht worden; die Kartoffel soll schlecht gerathen. Die Höhe des Ortes ist 6006 Fuß; die Bodentemperatur nach zehn Stunden in $2^1/_2$ Fuß Tiefe 13,1° R. Es gedeihen hier zwei Palmen, die eine, vereinzelt, hat einen schönen schlanken, grauen, graden Stamm mit langen Wedeln; die zweite ist niedriger und hat kürzere Wedel, deren Blätter zur Hutfabrication verwendet werden. Am nächsten Morgen zog ich mit großer Resignation wieder meine Lederhosen an, die über Nacht nicht trocken geworden waren und ungefähr das Dreifache ihres Normalgewichtes wogen. In zwei Leguas Entfernung ist eine andere neue Ansiedlung, Porta Chuela, auf einer niedergebrannten Waldstrecke. Die Höhe ist 6100 Fuß; die Hauptcultur ist Mais und Bohnen; der Anbau der Guineobanane ist gelungen, sie gibt nach drei Jahren Früchte. Kartoffelbau ist versucht worden; sie reifen in drei Monaten, liefern aber ein geringes Erträgniß, so daß der Anbau wieder aufgegeben wurde. Ich sah hier einige baumartige Solaneen, die mir durch ihre Blatt- und Blüthenbildung sehr auffielen; es gelang mir, einen

blühenden Zweig mit dem Lasso abzubrechen. Von hier an ist noch eine Strecke von ungefähr drei Meilen, die Alles an Grundlosigkeit und Verwesungsproducten der Pflanzen überbietet, was ich bis jetzt im Quindiupasse erfahren hatte; an manchen Stellen hatte die Erde einen deutlichen Modergeruch. Ich stürzte mehrmals mit dem Maulthier und blieb an andern Orten stecken, so daß ich absteigen mußte, um durchzukommen; mein Führer Simon zog mich einmal aus einem Loche heraus. Ich gelangte endlich nach Barcinal, wo der Weg besser wird; auf dem zum Flusse hinabführenden Abhang ist sogar ein schönes steinernes Pflaster und über den Quindiufluß eine Brücke. Neben der Bodenlosigkeit der letzten Meilen machte es grade den Eindruck, wie ein kostbares Möbel, das in einen Stall gestellt wird. In dieser Weise sollte wahrscheinlich die ganze Quindiustraße gebaut werden. Der Ort zählt nur wenige Häuser, die aus Stämmen der Wachspalmen und Lehm gebaut sind; er liegt 5514 Fuß hoch. Die Hauptcultur ist Mais, die Banane reift in drei Jahren. Die Bodentemperatur war nach zehn Stunden in zwei Fuß Tiefe 13,8° R. Der Bach hatte Abends um 5½ Uhr eine Temperatur von 13,9° R. Der Wald ringsum bietet ein reizendes Bild, eine Fülle hoher Baumkronen in mannigfaltigen Formen und Farben. Die vielen Farben sind beim directen Sonnenlichte noch auffallender; zwischen dem dunklen Grün treten die großen weißlich schimmernden Baumkronen der Cecropien hervor und auf den Höhen ragt über Alles, wie eine große Fahne, die Quindiupalme, mit ihren riesigen, weißgrauen Stämmen. Der Besitzer klagte über seine Enttäuschung, denn er hatte sich angesiedelt in der Hoffnung eines großen Gewinnes; sein Wunsch, Gold zu finden, der Traum so Vieler, war unerfüllt geblieben.

Am 22. Juli verließ ich mit Sonnenaufgang Barcinal. Der Weg steigt rasch hinan; ungefähr 600 Fuß über der Thalsohle steht noch eine Hütte. Von Morgens bis 2 Uhr Nachmittags legte ich eine Steigung von beinahe 5000 Fuß zurück. Dieser Theil des Passes ist reich an Schönheiten; die Bergformen sind malerisch, nicht nur durch die Conturen der Erdfeste, sondern auch durch die Vegetation, die sich hier so rasch ändert. Die Nebel verhüllten jedoch den Tolima. Der Weg auf den steilen Höhen war viel besser, als der in der Tiefe, nur da, wo er die Form eines Hohlweges annahm, war er beschwerlich, aber an solchen Stellen waren die Reste einer alten Wegverbesserung sichtbar. Ich war erstaunt über die bedeutende Anzahl einer großen Pferdefliege (Tabanus), welche die Thiere peinigte. Ich begegnete Zügen von Lastochsen im obern Theile, welche Salz brachten. Obwohl die Ladungen klein sind, kommen die Thiere nur langsam fort; sie sollen jedoch seltener verunglücken als die Maulthiere.

Die Wachspalmen stehen auf den westlichen Abhängen in Höhen von 7 — 9000 Fuß, aber so weit ich sehen konnte, nur vereinzelt.

Um $2^1/_2$ Uhr stand ich in dichtem Nebel auf der Paßhöhe 10,499 Fuß hoch. Die Luft hatte eine Temperatur von 7,2° R. Der Wald ist hier oben niedriger, aber sehr wechselreich in seinen Baumformen, neben denen strauchartige Escallonien und Melastomen erscheinen. Ich stieg im Regen hinab und fand einen kleinen offenen Schuppen; da jedoch das beschädigte Dach gegen den Regen keinen hinreichenden Schutz bot, ging ich noch einige Hundert Fuß tiefer hinab, wo ich einen zweiten Schuppen von etwas besserer Beschaffenheit fand. Mein Führer hatte bei dem obern einen Feuerbrand gefunden und mitgenommen, so

daß trotz des feinen dichten Regens sehr bald ein lustiges Feuer brannte. Die Höhe, in der ich campirte, war 9254 Fuß. Nachts regnete es mit kurzen Unterbrechungen, die Wärmestrahlung war daher nicht groß und dennoch war die Temperatur auf 6° R. gesunken. Gleich unterhalb fangen die Palmen an, zuerst vereinzelt, aber 300 Fuß tiefer als hoher Wald. Es ist einer der schönsten und großartigsten Anblicke, die ich genossen habe. Die Wachspalmen stehen dicht gedrängt, wie die in einem sorgfältig gepflegten Cocoswald; Tausende von weißen Säulen ragen über den Wald von immergrünen Eichen und Myrthen, die neben ihnen nur wie Unterholz erscheinen, und tragen einen zweiten Wald gleichsam in der Luft, wie ein großes grünes Netzwerk; der überragende Wald der Wachspalme ruht wie ein durchsichtiges Peristil über den dunklen Hallen des Unterwaldes. Diese alpine Palme erreicht die Höhe von 160 Fuß und darüber, also doppelt höher als unsere höchsten Lärchenbäume, mit denen sie die schlanke Stammbildung theilt; nur der untere Theil des Stammes beschreibt manchmal eine sanfte Curve, schießt aber dann in einer senkrechten Linie in die Höhe. Der untere Theil des Stammes ist ziemlich dick, verschmächtigt sich allmälig konisch, sieht grau aus und ist in Abständen von einem Fuß schwach geringelt; die Wedel sind lang, ihre Farbe grünlichgrau, wie mit einem Reif angehaucht, nur matt glänzend, und da die Blättchen sehr lang und an den Enden leicht gekräuselt sind, ist ihre Bewegung im Winde zierlich. Der Stamm ist mit einer dünnen Schicht von grünlichgrauem Harz bedeckt, sieht aber in der Entfernung weiß aus, manchmal an einzelnen Stellen auch röthlich. Die Höhen unter dem Passe sind bis auf ihre Gipfel und Kämme mit den Palmen bedeckt, so daß man in allen Richtungen, von oben, unten und den Seiten, in den

Palmenwald hineinsieht. Der Himmel war trübe und kalte weiße Nebel trieben langsam die Schluchten hinauf oder zogen wie durchscheinende Schleier über einzelne Waldstrecken. Das Fremdartige liegt hier nicht sowohl in der Menge der Palmen und ihrer außerordentlichen Höhe, sondern in der Localität. Eine Bergpalme, die erst in einer Höhe wächst, wo in unserm Klima schon ewiger Schnee die Berge deckt und wo selbst in den Tropen dicke Nebel wogen und kalte Bergströme rauschen, erscheint schon als eine Anomalie; die Nähe von Eichen und die nordischen Formen Berberis, Taxus, Veronica, Veilchen und Maßlieb, Flechten und Laubmoos in ihrem Schatten, daneben wieder die zierlichen Baumfarren, Podocarpus, Lobelien, Gesnerien, Begonien, Melastomen, kletternde Tacsonien und Fuchsien erzeugen ein Gemisch von Widersprüchen in dem Beobachter. Nicht nur in der Baumform ist es das schönste Bild, es ist eben so schön und abwechselnd in den Farben. Die grauen Stämme heben sich aus und auf dem dunklen Grunde des Laubwaldes scharf ab. Hier und da ist ein dunkler, fast verkohlter, abgelebter Stamm dicht mit Talictrum bedeckt oder mit kletterndem Piper und Alströmerien umwunden, deren zahlreiche rothe und gelbe Blüthen mit dem reichen Goldbraun der schlingenden Clematis reizende Farbencontraste bilden. Die Großartigkeit des Bildes wird durch das Nebel- und Wolkenspiel, durch welches nur selten ein Sonnenblick fällt, und durch die Waldstille, welche nur das Rauschen des Tocho tief unten im Thale und das Fallen großer Regentropfen auf den breiten Blättern unterbricht, in einzelnen Momenten der Beleuchtung bis zum Feierlichen gesteigert.

Ich blieb in Gallego, das nur aus zwei Häusern besteht, von 10 Uhr Vormittags bis 1 Uhr Nachmittags. Ich konnte

mich nicht satt sehen an diesem außerordentlichen Vegetationsbilde. Diese Niederlassung liegt 8077 Fuß hoch so recht in der Mitte des Palmenwaldes. Um das Palmenharz zu gewinnen, wird die Rinde abgeschabt und in Wasser gekocht, wo es bald oben schwimmt und abgeschöpft wird. Das Harz schmilzt im kochenden Wasser, läßt sich aber schon bei 30° kneten und ist das unter dem Namen Palmenwachs bekannte Material, welches mit Wachs und Talg gemischt zur Kerzenbereitung verwendet wird. Diese kleine Industrie war fast gänzlich eingegangen. Das Harz ist geschmack- und geruchlos; im Weingeist löst es sich auf und hat auch sonst nach den Untersuchungen Boussingault's ganz den Charakter eines Harzes. Die Früchte dieser Palme sind ein werthvolles Futter für die Schweinemast. Die Stämme enthalten eine große Menge Saft; getrocknet sind sie ungemein leicht. Tiefer unten liegt Tocho in einer Höhe von 6138 Fuß am Flusse gleichen Namens. Die Thalsohle enthält keine Palmen mehr, sie beginnen aber auf den Abhängen der Berge ungefähr 100 Fuß höher, so daß also ein Gürtel von 3000 Fuß den eigentlichen Verbreitungsbezirk dieser Palme bildet. Die Gesteine den Paß hinab sind Gneis, Glimmerschiefer und ein glimmerreicher Thonschiefer, der manchmal röthlich ist. Der Wald ist auch auf den Höhen um das Tochothal wundervoll schön in seinen Baumformen und war ziemlich reich an blühenden Pflanzen (Vauchisia, Tournera, Psoralia, Saraucha, Oxalis, Lobelia, Fuchsia, Lysianthus, Coriaria, Epilanthes, Rhexia, Siphocampilus). Eine Cuphea ersetzt durch ihre Tracht unsern Weiderich. An der untern Palmengrenze sind die alten Baumstämme so mit Schmarotzern bedeckt, daß sie kleinen Gärten gleichen, und ich nichts sehnlicher wünschte, als sie malen zu können. Hier begegnete ich der weit verbreiteten Scharlachbeere

(Phytolacca decandra), die bei uns eine so große Neigung zur Verwilderung zeigt. Ich machte einen sehr interessanten zoologischen Fund in einer kleinen grünen, rothgesäumten Landplanarie (Prosthecereus). Ich fand die Bodentemperatur in Tocho 13 ° R. nach zehn Stunden in anderthalb Fuß Tiefe. Die Luft hatte bei Sonnenaufgang 11 ° R., der Fluß 9 ° R. Am andern Morgen setzte ich meinen Weg durch die Wälder fort. Die hochgelegenen Kämme sind noch mit Palmen bedeckt, die aber, je mehr ich mich dem Ostrande des Passes näherte, weniger tief in's Thal herabreichen.

Eine Localität, welche den Namen Machafruto führt, hat heiße Quellen in einer Schlucht, die aus einem blasigen Basalt hervorbrechen; ihre Temperaturen sind 35, 38 und 41 ° R. Die heißen Quellen riechen schwach nach Hydrothiongas und haben einen etwas salzigen Geschmack. Ein Bach, der höher oben fließt, muß auch warme Zuflüsse erhalten, denn seine Temperatur hatte 20 ° R. Die heißeste Quelle enthielt dunkelgrüne Flecken, die hautartig auf der Oberfläche schwammen und aus einer dünnen smaragdgrünen Alge bestehen, deren Gliederung erst bei starker Vergrößerung sichtbar war. Etwas weiter fand ich abermals Basalt, Wacke und Mandelsteine. In der Nähe ist der Azufral, wo früher auf Schwefel gegraben wurde; ich verfehlte jedoch die Localität und hatte später nicht den Muth, eine halbe Tagereise zurückzugehen. Das Gestein, welches von den Basaltgängen durchbrochen ist, ist ein glimmerreicher Thonschiefer. Höher oben wurde der Wald gerodet; ein Weißer mit geringen Mitteln hatte sich angesiedelt, der einen Theil des Waldes schon niedergebrannt und mit Mais bestellt hatte. Einzelne Palmen reichten bis zur Ansiedlung herab und waren dem allgemeinen Brande entgangen. Die Ansiedlung hieß Buena

vista und verdient den Namen mit Recht, denn die Aussicht ist wundervoll schön, so schön, um sich eine Hütte zu bauen; ich genoß sie mit vollen Zügen und unverkümmert, denn der Himmel hatte sich aufgeheitert. Der Weg war von nun an trocken und gut. Am 25. passirte ich die letzte hohe östliche Kette des Quindiu in einer Höhe von 7942 Fuß. Die Luft hatte Morgens um 8 Uhr eine Temperatur von 9° R.; vor mir lag das Magdalenenthal zu meinen Füßen und hinter ihm im Osten die Cordillere la Suma Paz, die auch die Cordillere von Cundinamarca heißt. Die Aussicht auf die vielen Berge und Hügel, die allmälig in das breite Thal sich senken, der Fluß, der das Sonnenlicht wie ein Spiegel zurückwarf, gewährte einen zauberhaften Anblick; hier fand ich einige blühende Bignoniaceen (Amphilophium). Von dieser Höhe ging ich zu Fuß bis Ibague, da das Herabreiten über die steilen Höhen mir immer unangenehm ist; denn der langsame Schritt und das ewige Ueberlegen der Maulthiere, das Berechnen aller ihrer Bewegungen, jedes Steines oder Loches machte mich immer nervös, abgesehen, daß jedes freie Umsehen beinahe unmöglich wird. Beim zu Fuß gehen leidet man zwar auch, besonders in den Kniegelenken, noch mehr aber an Stiefeln und Sporen; von den letztern habe ich zwei Paare, seit ich in den Cordilleren reiste, gänzlich abgenutzt, da sie beim Gehen immer als eine Art Steigeisen dienen.

Fünftes Capitel.

Ibague. — Piedras. — Casas viejas. — Tocaima. — La Mesa. — Bogota.

Ich langte Mittags in Ibague an, nach einem Marsch von sieben Tagen. Die Höhe des Ortes ist 4053 Fuß; die Temperatur war 4 Uhr Nachmittags 19 Grad, die Bodentemperatur 16,9 Grad R. Die warme trockene Luft, in die ich plötzlich versetzt worden war, und ihr verstärkter Druck verursachte mir großes Mißbehagen, da ich in vier Stunden 4000 Fuß heruntergestiegen war, und trotz all der Mühseligkeiten sehnte ich mich schon wieder nach den Bergen. Ich war zwar sehr ermüdet nach meinem siebentägigen Marsche über den Quindiu, da mir jedoch mein Arriero Simon, der sich während der beschwerlichen Reise sehr aufmerksam bewiesen hatte, noch denselben Tag Pferde verschaffte, brach ich am 26. Morgens auf.

Mein Weg führte durch Savannenland, das sich allmälig nach dem Magdalenenstrome hinsenkt. In den Morgenstunden ging es in der baumlosen Grasflur ganz gut, da ein kühles Lüftchen wehte und es hier und da einen Bach oder Fluß mit kühlem Wasser gab, um trinken zu können. Von Mittag an wurde mir jedoch die Hitze schon unerträglich, trotzdem daß der Thermometer im Schatten nur 22 Grad R. zeigte. Ich hielt

eine kurze Rast in einem einzelnen Hause, fand aber nur schlechtes, brackisches warmes Wasser. Um 5 Uhr erreichte ich Piedras, ein kleines, aber niedliches Städtchen mit weißen Häusern, breiten Verandas, Gitterfenstern und grün angestrichenen Thüren. Der Ort liegt 1218 Fuß hoch. In seiner Mitte steht, wie in den meisten Städten und Dörfern des Magdalenenthales, ein Ceibabaum. Trotzdem daß der Ort nur klein ist, hat er eine Herberge für die Reisenden und getrennt davon eine Art Restauration. In der ersten bekommt man allerdings nichts weiter, als ein Zimmer, denn die Reisenden führen in der Regel ihre Hängematte mit sich. Ich hatte mich daran gewöhnt, auf einer dicken Wolldecke, die mir als Matratze diente, auf bloßem Boden zu schlafen; ein kleines, einen halben Quadratfuß großes und zwei Zoll dickes Kissen schob ich unter den Kopf und deckte mich mit einem oder zwei Ponchos zu, je nach der verticalen Erhöhung, in der ich mich befand. Zwei Betttücher und ein Nachthemd vollendeten den Luxus meines Lagers, das ich häufig im Freien aufgeschlagen habe, wenn mich die Nacht überraschte oder ich in unbewohnten Gegenden war; für die heißen Tiefländer war auch ein Mosquitonetz hinzugefügt, das dort das Unentbehrlichste für eine ruhige Nacht ist. In der Restauration sah es schon ganz großstädtisch aus; man aß aus Tellern und Schüsseln von weißer Töpferwaare, erhielt Löffel und statt der Calabasse des Tambo waren Gläser vorhanden; die Chicha war durch den lieblichen Guarapo, durch Wein und Liqueure verdrängt, und Weizenbrot vertrat den schweren Pan di leche aus Mais. Diese Dinge scheinen geringfügig, sind aber immer ein Maßstab für den Civilisationsgrad Jener, die hier reisen.

Zwischen Piedras und dem Magdalenenstrome liegen einige felsige Hügel, die bewaldet sind. Ich erreichte den Strom um

11 Uhr, gegenüber von Gualaquisita, der hier 725 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Im Thale steht die schöne Weinpalme oder Palma real (Cocos butyracea). Da es Sonntag und die Leute noch in der Kirche waren, konnte ich nicht sogleich auf's rechte Ufer übersetzen; die Luft hatte 27 Grad R., ich erwählte mir daher den besten Theil und ging bis an den Hals in den Fluß, ohne Furcht vor den Rochen, welche oft auf dem Grunde vorkommen. Das Wasser war trüb, gelb, lehmig und nicht angenehm zu trinken, denn es hatte 21 Grad R. Ich setzte endlich in einem Kahn und die Pferde schwimmend über.

Nach einem kurzen Aufenthalt im Dorfe verfolgte ich die aufsteigende Straße, die auf den vorgelagerten Bergstock der Cordillera Suma Paz führt. Bei einzelnen Wendungen über den niedern Hügel hielt ich, um den Anblick des hinter mir liegenden Tolima, dessen Schneemantel herüber glänzte, zu genießen, und erreichte sanft aufsteigend Abends das Dorf Casas Viejas. Trotz Sonntags und des großen Balls mit dem Tamtam, den die Einwohner hielten, hatte ich einen Fasttag, denn das Essen in dem Hotel bestand aus Rindermägen, die aber noch einen großen Antheil der vegetabilischen Magencontenta verriethen. Der Ort liegt 887 Fuß hoch; die Luft hatte am andern Morgen vor Sonnenaufgang 18,5 Grad R. Zwischen Casas Viejas und Tocaima gibt es viele Schwefelquellen. Ich fand einen Wasserfall, der aus viel Hydrathion enthaltendem Wasser bestand und badete später in einem kleinen Flusse von 23 Grad R. Wärme, der dieselben Eigenschaften hatte. Mein Reisegefährte seit den letzten Tagen war ein Officier der debandirten Armee, der zwei Dinge an mir nicht begreifen konnte: daß ich während der Reise mich nicht nur wusch, sondern sogar badete und überall fragte, ob das Trinkwasser gut sei.

Ich erreichte um Mittag Tocaima am Flusse Bogota, der hier noch sehr reißend ist, in 1309 Fuß Höhe; die Stadt hat 2000 bis 3000 Einwohner. Von dort führt ein erträglich guter Weg nach Juntas, einem kleinen, aber hübsch gebauten Ort mit einer guten Herberge und einer hölzernen Brücke nach dem nordamerikanischen System über den Bogota. Der Ort liegt 1210 Fuß hoch.

Von Tocaima bis La Mesa sind Sandsteine vorherrschend, an andern Orten sind diese Sandsteine von Gips und Kalk, der Kreideformation angehörig, überlagert. Der letztere Ort liegt in 3898 Fuß Höhe auf der Firste eines langen Bergrückens; er ist ein strategisch wichtiger Punkt, da er die Straße nach Bogota leicht absperren kann. Man hat schöne, wechselnde Fernsichten. Ich fand hier große Ballen von übelriechendem Cacao, der für weitere Verfrachtung nach Bogota aufgehäuft lag. Man versicherte mich, daß aller Cacao von Neiva diesen Geruch habe. Ich mußte einen ganzen Tag müßig bleiben, bis ich Pferde bekam, was ich aber nicht bedauerte, da es fast ununterbrochen regnete. Ich brach am 31. Juli um 9 Uhr Morgens auf und fand die Wege im Sandsteingebirge erträglich gut, trotz des Regens des vorigen Tages und des gegenwärtigen, der sich aus einem Nebel entwickelt hatte. Der Weg ist breiter als alle frühern Saumwege und an mehreren steilen Orten mit großen, unregelmäßigen Steinen gepflastert; es ist der Anfang einer wirklichen Straße. Die Granadiner weisen aber auch auf diese Strecke von zehn bis zwölf Leguas, wo die Gefahr des Halsbrechens in einiger Abnahme ist, mit mehr Stolz, als irgend eine andere Nation auf Hunderte von Meilen ihrer Schienenwege, und ich wurde mehrmals auf dem Wege von Tocaima im vollen Ernste gefragt, ob ich je in meinem Leben

eine so gute Straße gesehen hätte; für Karren war sie noch immer untauglich, da ihre Steigung und die Zahl der Treppenabsätze zu groß ist. Nach unzähligen Sprüngen meines Pferdes, nicht bloß in Folge der treppenartigen Gestaltung der Straße an einzelnen Stellen, sondern auch in Folge seiner Rückenwunden, mit denen die meisten Pferde und Lastthiere behaftet sind, gelangte ich endlich um 4 Uhr Nachmittags über den Rand des Plateaus von Bogota in eine schöne, große, grüne Bergebene, die von den Bewohnern die Sabana genannt wird, mit niedrigen Randbergen zu beiden Seiten und einigen vereinzelten oder wie Vorgebirge in die Ebene auslaufenden Hügeln und einem höhern, steilern Bergzuge im Süden. Der westliche Rand der Ebene ist 7726 Fuß hoch. Bogota liegt fast an der entgegengesetzten Seite; es ist die Ebene eines alten Seebodens. Die Mythe hat sich der Naturerscheinung bemächtigt und sagt, daß er durch den Tequendama abgeflossen sei. Ueberall sind Culturen auf dem Alluvialboden von stehenden Wasserpfützen unterbrochen. Die Straße ist eben und hat hier und da, wo Felder oder Wiesen anliegen, den Vortheil von Seitengräben. Sie gleicht ungefähr einem wohl erhaltenen Feldwege in unsern Ebenen und ist bei trockenem Wetter ganz gut, da sie aber weder gepflastert noch makadamisirt ist, so erinnert sie den Reisenden immer noch hinreichend an die Nähe einer südamerikanischen Hauptstadt. Ich passirte Funsa oder Funzha, die alte Hauptstadt der Muiscaherrschaft, jetzt ein Dorf, und galoppirte von dort nach Bogota, ein Vergnügen, das ich seit Chili nur selten genossen hatte. Eine Ueberraschung waren schwere, plumpe Karren.

Die Stadt Bogota hebt sich allmälig bis an den Fuß der Berge, einzelne Kirchen ragen über die Häuser. Auf steiler Höhe

hinter der Stadt (2000 Fuß) sind zwei weiße Kirchlein, wie Adlerhorste (Monserate und Guadelupe). Bogota, früher Santa Fe, ist seiner Ausdehnung nach etwas kleiner als Quito, sieht aber viel wohnlicher und großstädtischer aus; viele Häuser haben Fenster mit Glasscheiben, die Balcone sind eleganter, oft aus Gußeisen. Die Straßen sind weniger schmutzig; drei kleine Gießbäche: San Francisco, Caño del Arzobispo und Caño de San Augustino versehen die Azequias mit Wasser. Die Zahl der Weißen ist viel größer, ihre Kleidung viel europäischer, aber man findet auch ungleich mehr Zierbengel, mehr seidene Mantas und einen größern Verbrauch von Schminke bei dem schönen Geschlechte. Europäischer Salonfirniß muß hier in großer Menge eingeführt werden. Ich ritt über eine Stunde in den Straßen umher, bis ich eine Wohnung fand, da das einzige Hotel der Stadt besetzt war. Ich fand endlich eines der zahlreichen Häuser, die ich am passendsten Hotel garni nennen würde, wo ich ein Zimmer mit Tisch, Sopha und Bett erhielt. Die Bettwäsche sah aber aus, als wäre sie seit einer Generation nicht gewaschen worden. Viele der Häuser haben doppelte Thüren, aber keine Kamine und keine Küchenherde. Unter den Kirchen ist die schönste und jüngste die aus Sandstein gebaute Domkirche auf dem Hauptplatze; auf diesem ist auch das Regierungsgebäude und die Post. Auf der Mitte des Platzes ist ein Springbrunnen, dort wird auch Markt gehalten, vorzüglich in Gemüse und Früchten. Die Verkäufer theilen sehr wenig die Ideen über Gewissensfreiheit, welche einzelne ultraliberale Deputirte oder Journalisten bis zum Uebermaß zur Schau tragen, denn ein nordamerikanischer Prediger wurde von dieser Classe, welche ihn der Proselytenmacherei verdächtigte, insultirt. Die Proselytenmacherei, für welche die Gesetzgebung Neugrana-

da's einen weitern Spielraum lieferte, hatte bis dahin wenig Boden gewonnen, nicht sowohl aus Anhänglichkeit an die alte Kirche als vielmehr aus Indifferenz. Bibel und Tractate in spanischer Sprache, die von der Londoner Bibelsociety massenhaft eingeführt worden waren, sind gleichfalls verbrannt worden, wie die in Quillota (siehe Band II, Seite 440), aber auf dem nicht officiellen Wege, indem die damit Beschenkten Papiercigarren daraus machten. Die Zahl der Verkaufslocalitäten ist auch in Bogota eine sehr große und die Bewohner scheinen eine besondere Vorliebe für den Detailhandel zu haben. Die Zahl der Bettler ist nicht geringer, eher größer als in Quito.

Die ganz außerordentliche Situation, in welche ich versetzt war, erlaubte mir nicht, einen längern Aufenthalt zu machen. In den wenigen Tagen meines Hierseins regnete es jeden Tag einige Male; es waren Schauer von zehn Minuten bis zu zwei Stunden. Ewiger Frühling, ewiger Regen mit kurzen Sonnenblicken zwischen den Schauern. Es regnet das ganze Jahr; die Maxima fallen gegen die Sonnenwenden, dazwischen (Juni, Juli, August) Gewitter bei Nordnordwest; das Minimum ist im Januar, Februar, März. Wechselfieber, Dysenterie, Gicht, Katarrhe, hysterische Uebel und gastrische Krankheiten kommen häufig vor; zu letztern disponiren Schweinefleisch, sitzende Lebensweise und Chicha (Bier). Die Eingebornen sind öfter krank als die Fremden. Ich fand die Höhe von Bogota im Mittel aller Messungen 7972 Fuß. Die Bodentemperatur war 12,4 Grad R., eine abfließende Quelle in Mr. Child's Hause hatte 12,2 Grad R. Das Klima ist relativ kälter als in Quito, weil die Hochebene kleiner und isolirter ist.

Es gibt mehr Fremde in Bogota als in Quito; die einflußreichsten durch ihre Geschäfte und Intelligenz sind die Eng-

länder, die durch sehr achtbare Aerzte und Kaufleute vertreten sind, die zahlreichsten jedoch die Franzosen; nur wenige Deutsche (Handwerker, Kaufleute und Abenteurer) sind bis jetzt hierher verschlagen worden. Daß alle Bedingungen zu einer großen Industrie vorhanden sind, beweisen die Schätze von Kohlen und Steinsalz im Bergstock von Bogota. Die Handwerker machen durchgehends gute Geschäfte und sind die einzigen Leute, denen, so lange sie in geringer Zahl hier sind, die Auswanderung nach Südamerika, aber nur nach den Städten empfohlen werden kann. Deutsche Colonien hier anlegen zu wollen, hielte ich wirklich für ein Vergehen an unsern Landsleuten, da sie unter dem degenerirten spanischen Element geistig und moralisch zu Grunde gehen würden. Doch ehe fünfundzwanzig Jahre vergehen, werden die Nordamerikaner ihr neues Völkerrecht hierher verpflanzt haben, denn schon jetzt zeigen sich Sympathien einiger der hervorragendsten Capacitäten für die Vereinigung mit der großen Republik, um Leben und Eigenthum gegen die Willkür kleiner Militärdespoten, gegen den Terrorismus der Perreroristen (siehe Seite 324) und der demokratischen Ultras oder Golgotistas (Golgota heißt die äußerste Linke, eine Nachahmung der französischen Montagne) zu schützen. Es wird aber noch mancher Bürgerkrieg mit seinen unglücklichen Folgen von Zerrüttung und Unordnung über das Land ergehen müssen, ehe dieser vernünftige und loyale Wunsch von der Majorität des Congresses geäußert wird. Das diplomatische Corps ist mehrfach vertreten; die Engländer haben außer einem Chargé d'affaires einen Generalconsul hier, die Franzosen einen Gesandten mit Secretär und Canzler; nur für die deutschen Interessen wird nicht gesorgt, außer — ambulatorisch.

Ueber die Cultur der Nahrungspflanzen am Plateau habe ich Folgendes ermittelt: Weizen wird im Februar gesät und

Ende oder anfangs September geerntet; Mais wird im Februar gesät und Ende November geerntet. Gerste wird hauptsächlich im Februar gesät und braucht vier Monate zur Reife, kann aber auch zu jeder andern Zeit gesät werden. Von Kartoffeln werden zwei Spielarten cultivirt: die Creolvarietät wird im März gesät und in $3^1/_2$ bis 4 Monaten geerntet, hält sich aber nur einen Monat; die andere heißt Año, wird auch im März gesät, im September geerntet, hält sich aber bis nächsten Februar. Die Kartoffelkrankheit ist auch auf dem Plateau bekannt. Kohl bedarf in gutem Boden und in nasser Jahreszeit 3 bis $3^1/_2$ Monate, in ärmerm Boden und in der trockenen Jahreszeit bis 5 Monate. Die gelbe Rübe wird in 6 Monaten reif und hält sich ein Jahr. Die weiße Rübe (Turnip) braucht 2 bis $2^1/_2$ Monat; Monatrettiche, die bei uns im Sommer in 21 Tagen reifen, brauchen hier $2^1/_2$ Monat. Erbsen können zu jeder Zeit gesät werden und haben einen Vegetationscyklus von 4 Monaten. Die Sämereien aller europäischen Gemüse müssen immer erneuert werden, da sie hier sehr degeneriren.

An mikroskopischen Organismen fand ich Cyclidium glaucoma mit Längsstreifen, Closterien mit sehr dünnen Sicheln, Coleps (zwischen C. hirtus und C. amphacanthus) in großer Zahl, Pandorina morum, eine Alge, ähnlich dem Gonium, aber unbeweglich, Peranema wie in Quito, aber grünlich, Chaetotyphla, dunkelbraun mit kurzen Stacheln an der ganzen Oberfläche, Chaetoglena, eine fast kugelförmig, dunkelgrün mit langen Geiselfäden, die zweite flaschenförmig, Euglena viridis, Trachelomonas, hellbraun, Euplotes trigonus, Glenodinium flavidulum, Monas, kugelig, smaragdgrün, Amoeba angulosa, Peridinium polyedron, gelb mit stachelförmigem Panzer, Vorticella brunea, Lepadella, der europäischen L. ovalis sehr

ähnlich, es war mir jedoch nicht möglich, den Kauapparat zu isoliren.

Eine der schönsten Aussichten ist die auf den Tolima, Paramo de Erve (heißt auch Mesa) und Ruiz.

Obwohl Bogota eine sehr angenehme Lage hat und auch als Regierungssitz für den jetzigen Umfang Neu-Granada's bequem gelegen ist, so ist es doch unglücklich situirt als Handelsplatz, da es sogar drei Tagereisen vom Magdalenenstrom entfernt ist und mit diesem nur durch den beschwerlichen Weg von Honda communicirt. Es werden aber trotzdem bedeutende Geschäfte für Import und Export hier gemacht, obschon außer einigen Chinarinden und den für den Verbrauch der Hauptstadt und der Umgebung bestimmten Waaren keine Transporte stattfinden. Die Producte des obern Magdalenenthales, wie der Cacao von Neiva und die Chinarinden der obern Wälder, gehen unmittelbar den Strom hinunter. Ebenso verkehren alle nördlichen Bergländer auf dem kürzesten Wege mit dieser Wasserstraße. Der Transport auf der Hochebene selbst wird durch große Karren und der Personenverkehr durch einige Kutschen und Omnibus erleichtert. Der Handel in Chinarinden (über welche H. Karsten eine sehr lehrreiche Abhandlung geschrieben hat) hatte grade einen großen Stoß erlitten; die Exporte derselben hatten in den letzten Jahren eine ungeheure Ausdehnung erreicht, denn der Umstand, daß das Chinin jetzt nicht mehr allein als Specificum gegen Wechselfieber, sondern auch gegen alle andern Krankheiten mit intermittirendem Charakter und selbst in continuirlichem Fieber, Typhus und gelbem Fieber angewendet wird, sowie der Krieg in der Krim, hatten die Nachfrage vermehrt; die Exporte entsprachen dem Verlangen, da außer den chininreichen Rinden von Pitayo (in der Quindiucordillere) und der von Finagamga bei

Bogota auch die ärmern Rinden von Almaguer willige Käufer fanden. Als aber die peruanische Regierung ihre monopolistische Handelspolitik änderte und nun große Massen der vorzüglichsten Rinden zu billigen Preisen anbot, erhielt der Handel mit diesem Artikel in Neu-Granada einen harten Stoß. Die europäischen Häuser riefen ihre Agenten, welche im Innern, zum Theil selbst in den Cinchonawäldern die Producte einkauften oder das Schälen und Trocknen der Rinden beaufsichtigten, zurück; die Preise für die Pitayorinde sanken auf dem Londoner Markt bis auf 1 Schilling 8 Pence das Pfund, die Almaguerrinde war unverkäuflich und viele Vorschüsse, die an einheimische Unternehmer gemacht worden waren, gingen damit verloren. Einzelne Creolen, die das Sammeln auf eigene Rechnung betrieben, hatten sich mit Apparaten versehen, um durch rohe chemische Analyse annäherungsweise den Chiningehalt zu bestimmen. Ich hatte schon in Tuqueres und Popayan solche Apparate gesehen. Etablissements, das Chinin auszuscheiden und nach Europa zu senden, sind gescheitert sowohl durch die Opposition der europäischen Chininfabriken als durch die Furcht der Kaufleute, ein schlechtes Product zu erhalten. Man hatte auch schon versucht, die Rinden zu extrahiren, ohne sie zu verkleinern, um sie dann zu verkaufen. Dieses Verfahren beschränkt sich jedoch nicht bloß auf die Creolen, sondern wurde vor einiger Zeit auch in England mit großem Gewinn practicirt. Seitdem hat sich der Handel wieder etwas erholt; die Pitayorinde wurde 1860 in London mit 2 Schilling 6 Pence bis 3 Schilling, die Almaguerrinde mit 1 Schilling 4 Pence notirt.

Außer den Ackerproducten ist das Hochland noch reich durch seine Viehzucht: Pferde und Rinder gedeihen vortrefflich, die Esel und Maulthiere sind viel größer und stärker als die des Tieflandes,

die letztern meist von fuchsrother oder castanienbrauner Farbe (Rucios). Unter den Grundbesitzern herrscht einiger Wohlstand, aber viel Bornirtheit und sie führen den Namen Orejones, das heißt große Ohren, der aber nicht mit dem der edeln Peruaner, welche eine Garde der Incas waren, gleichbedeutend ist, sondern in der Bedeutung von Tölpel gebraucht wird.

Sechstes Capitel.

Abreise von Bogota. — El Botello. — Los Robles. — Villeta. — Guaduas. — Honda. — Champans. — Conejo. — Fahrt auf dem Magdalena. — Monpoz.

1856 existirten am Magdalenenstrome drei Dampfschifffahrtsgesellschaften, von denen aber nur die englische bedeutende Geschäfte macht; die amerikanische hatte eins ihrer Schiffe verloren und auch sonst so namhafte Verluste erlitten, daß sie auf dem Punkte war, sich aufzulösen. Die dritte verkehrte unter der Flagge von Hamburg und war eigentlich nur für den Waarentransport eines Hamburger Hauses bestimmt, welches in Monpoz und Santa Marta Comptoire hat.

Schon am 7. August verließ ich Bogota, da mir in der Stadt gesagt wurde, daß ich vielleicht für längere Zeit keine Gelegenheit fände, den Strom hinab zu gehen, wenn ich das eben in Conejo ladende Dampfschiff versäumte. Der Verkehr der Dampfer ist nämlich ein so unregelmäßiger, daß nicht einmal die Post mit ihnen versendet wird. Die Hindernisse, die der Strom durch seichte Stellen bei niederm Wasserstand bietet und die ganz unbestimmten Aufenthalte, die dadurch entstehen, sind

Ursache, daß die einzelnen Fahrten oft um das Doppelte ihrer Zeitdauer von einander differiren.

Ich benutzte den Omnibus bis an den Rand des Plateaus. Ein Deutscher und ein Engländer, die Tabackpflanzungen in Ambalema haben, der Agent eines englischen Hauses, der in Honda residirt, ein anderer, der nach Europa zurückkehrte, der Attaché der englischen Gesandtschaft und ein nordamerikanischer Capitän bildeten die Reisegesellschaft; ein Irländer war der Kutscher. Der Omnibus ist ein nordamerikanisches Fabricat, groß und bequem, aber auch mit gewissen Ansprüchen auf Eleganz; die innere Seite hat kleine landschaftliche Ansichten aus Neu-Granada. Der Weg führte über Quatro esquinas und Facatativa, das im Unabhängigkeitskriege eine große Rolle gespielt und wo im letzten Feldzuge Melo sein Hauptquartier gehabt hatte, und das zum Theile noch die Spuren der Einquartierung der granadinischen Armee an sich trug. Wir fuhren mit großer Schnelligkeit und langten noch frühzeitig in Botello an, am nordwestlichen Rande der Hochebene. Ich fand dort die Thiere mit dem Gepäck, die am Tage zuvor vorausgeschickt worden waren. Von nun an wird der Boden uneben; vor mir lagen isolirte runde Bergkuppen. Der Rand und die Abhänge sind mit schönem hohen Wald bedeckt, in dem sehr viele große Eichen vorkommen; der kleine Ort, der dort liegt, heißt daher nach ihnen auch los Robles. Am Rande des Waldes wird eine Art Plänterwirthschaft getrieben, um Bogota mit Bau- und Brennholz, so wie mit Chinarinde zu versorgen. Die Cinchonen sind ausgerottet. Ich stieg fortwährend rasch bergab, der Weg ist auch hier schlecht, — trotzdem daß die Spanier seit 1816 die Liberalen zur Zwangsarbeit verwendet hatten, — glücklicherweise war es jedoch trocken. Das Panorama von diesen Abhängen

ist reizend; lachende grüne Thäler und Schluchten liegen zwischen isolirten Bergen; Bergspitzen und langgestreckte Rücken, jetzt sanft abgerundet, dann aber wieder zackig (je nachdem Thonschiefer oder Sandsteine, die hier häufig wechseln, auftreten), bringen eine große Mannigfaltigkeit in die Umrisse der Landschaft. Schon drei Stunden unter Botello war ich unter Palmen, Bananen, Zuckerrohr und hohen Bambus. Mit einbrechender Nacht passirte ich den Fluß bei Villeta, dies ist eine kleine hübsche Stadt mit einem viereckigen Platz, in dessen Mitte der Ceibabaum steht. Ich schlief in einer Venta, ungeachtet der lange dauernden Lustigkeit der Bewohner, die eine Folge des Branntweins war. In der Umgebung sind viele Kröpfe. Die Höhe ist 2379 Pariser Fuß; die Luft hatte bei Sonnenaufgang 13,5° R. Von hier windet sich der Weg durch eine nicht minder malerische Berglandschaft, deren Thäler zwischen 2- und 4000 Fuß hoch sind und in denen viel Zuckerrohr gebaut wird.

Ich erreichte Guaduas am folgenden Tage um 3 Uhr Nachmittags. Eine alte Negerin hielt eine Art Hotel. Die Lage der Stadt ist sehr hübsch und ihr Klima steht im Geruch einer großen Salubrität; deshalb kommen die Bewohner von Bogota dahin, um für einige Wochen oder Monate einen Landaufenthalt zu nehmen. Bei näherm Befragen fand ich jedoch, daß hartnäckige Wechsel- und biliöse Fieber, so wie Dysenterie große Verheerungen anrichten. Das von einer alten Negerin gehaltene Gasthaus in der Calle de Humboldt hat eine Höhe von 3147 Fuß; Guaduas liegt also höher als Villeta.

Am dritten Tage trat ich schon in bedeutend niedere Thäler. Trotzdem daß die Berge, die überstiegen werden sollen und von denen viele aus Conglomeraten bestehen, nicht hoch sind, fehlt es nicht an einzelnen halsbrechenden Passagen. Um 10 Uhr

sah ich den Magdalena; es dauerte aber noch eine Stunde, ehe ich ihn bei Honda in einer Barke passiren konnte. Honda hat meist enge Straßen und massive Steinhäuser, aber es ist im Verfall und mehr als die halbe Stadt liegt in Ruinen. Unter den Spaniern war es ein großes Emporium für den innern Handel, da von hier aus nicht nur das ganze Magdalenenthal, sondern auch das Caucathal mit Waaren versorgt wurde und ein lebhafter Verkehr mit Quito stattfand; Erdbeben, der Unabhängigkeitskrieg und die Aufnahme von Buena ventura, durch welches das Caucathal jetzt versorgt wird, sind die Ursachen. Für die Beschiffung des obern Magdalena ist der Salto oder die Stromschnelle ein großes Hinderniß; dessenungeachtet gehen manchmal die Champans, d. h. die großen flachen Flußbote, darüber, um die Arbeit des Ueberladens zu vermeiden; das rächt sich aber nur zu häufig durch Beschädigung oder Verlust der Ladung oder Menschenleben. Die Champans haben 250 Centner Tragfähigkeit und bis vierundzwanzig Bogas (Ruderer); die Piroguen sind aus einem Baumstamm und haben bis 50 Centner Tragfähigkeit. In Honda ist der Tagelohn und die Fracht so hoch, daß nur die werthvollen landwirthschaftlichen Producte, wie Taback, Cacao und Chinarinden die darauf liegenden Kosten tragen können. Ich sah hier jene Handspritzen, die in Ambalema zum Bewässern der Tabacksfelder verwendet werden. Die Bevölkerung besteht größtentheils aus Farbigen, unter denen Kröpfe häufig sind. Der Fluß Guali ergießt sich in den Magdalena, wird aber wegen seiner niedern Temperatur als fiebererregend betrachtet. Die Höhe von Honda ist 727 Fuß. Der Stromlauf mit allen Krümmungen bis zur Mündung ist 125 deutsche Meilen. Die Scenerie bietet wenig Außerordentliches; das Thal ist zwar sehr eng, aber die Hügel, die bis an den

Strom herantreten, sind niedrig und spärlich bewaldet. Die Dampfer gehen nicht bis Honda, sondern nur bis Conejo, 7 — 8 Leguas unter Honda, da das Gefälle auf dieser Strecke sehr groß und die Schifffahrt noch gefährlich ist. Conejo liegt 419 Pariser Fuß über der Meeresfläche, also 300 Fuß tiefer als Honda.

Da mir der Agent der englischen Dampfschifffahrts-compagnie gesagt hatte, daß der Dampfer Mosquera dort läge und am folgenden Tage abgehen würde, schiffte ich mich auf einer Champan ein; für diese kurze Fahrt mußte ich 8 Pesos bezahlen, eben so jeder der fünf andern Mitreisenden. Diese Bote sind lang, schmal und niedrig; das Hintertheil ist mit einem gewölbten Dach (Toldo) von Bambusrohr und Palmenblättern bedeckt und dient für die Ladung; das vordere Drittel bleibt für die Ruderer frei. Stromab wird nur zeitweise gerudert, wobei die Vogas aufrecht stehen; die Ruder sind kurze und breite Stangen (Canalete), an welche ein Brett genagelt ist; sie rudern im Tact, die Schläge sind kurz und der Oberkörper wird dabei sehr wenig bewegt. Stromauf und wenn sie das Bot in ein anderes Fahrwasser treiben wollen, wird es mit 20 — 30 Fuß langen Stangen (Palancas), die am untern Ende eine kurze Gabel haben, unter einem eintönigen Geschrei, das dem Viriviri vieler Wasservögel gleicht, fortgestoßen. Sie legen die Stangen sehr schief aus, bis sie den Grund vor dem Schiffe berühren und laufen dann in zwei Reihen auf dem Dache von hinten nach vorn. Die Vogas sind ein Gesindel sondergleichen, Mulatten, Zambos und Mestizen in den verschiedensten Kreuzungen, doch mit vorwaltendem Negerblut. Ihre Conversation — und sie reden den ganzen Tag, wenn sie nicht schlafen, selbst beim Essen und Rudern — besteht zur Hälfte aus dem landes-

üblichen Carajo, das eben sowohl ein Schimpf als ein Fluch ist. Man hört dieses Wort selbst in anständiger Gesellschaft und in einem Augenblicke des Vergessens wird es sogar von Frauen gebraucht; hier aber erscheint es nothwendig wie die Luft, die sie athmen. Es waren sechzehn Mann und ein Capitän, alle weniger als halbnackt. Zwei Männer steuerten mit großen und sehr breiten, aber freien Rudern, einer am Vorder- der andere am Hintertheile des Botes. Die Vogas sind häufig betrunken und riskiren während der Arbeit ihr Leben ohne Anstand, indem sie in's Wasser springen, um das Bot wieder flott zu machen, falls es aufsteht.

Die Ufer bis Conejo sind mit waldigen Hügeln eingefaßt, die bis nahe an den Fluß treten. Ich langte um Mittag an; der Mosquera war jedoch den Tag zuvor abgefahren, ohne auf seine Bill of Lading zu warten, da er nicht mehr Ladung aufnehmen konnte und der Capitän durch das schnelle Fallen des Wassers geschreckt worden war. Ein kleiner Trost blieb übrig: ein anderer Dampfer, die Isabel, lag bereit, um, wie der Capitän versicherte, augenblicklich die Anker zu lichten; es vergingen aber zwei Tage, die ich unthätig verlor.

Die Dampfbote der englischen Compagnie sind von Eisen, da Holz im Flußwasser in diesen Gegenden zu bald leidet. Die Isabel hat einen flachen Boden, und bei der vollen Ladung von 1200 Cargas, à 2¼ Centner, einen Wassergang von 4 Fuß. Die Fracht von Conejo bis zur Meeresküste ist 8 Thaler per Carga. Das Hauptdeck hat eine Damencajüte; für die männlichen Passagiere diente das obere Deck, welches an den Seiten offen und nur oben durch ein dünnes, mit Zinkblech beschlagenes Bretterdach gegen Regen geschützt ist. Die fehlenden Seitenwände werden durch Vorhänge aus Segelleinwand ersetzt.

Alle über dem Wasserspiegel befindlichen Theile sind von leichtem Fichtenholz und so dünn, daß ich mich wundere, wie diese Bote die Reise über den Ocean aushalten, da sie alle in England oder Nordamerika gebaut und für die Seereise mit einem falschen, leicht entfernbaren Kiel unter dem Boden versehen werden. Auf dem Huricandeck ist in der Mitte ein langer Tisch, an den Seiten schmale Bänke mit rechtwinkligen Lehnen; einige kleine Feldstühle stehen umher. Ich war begierig, zu erfahren, in welcher Weise die Reisenden Abends untergebracht würden. Nach Sonnenuntergang wurde ein Dutzend Feldbetten, die bloß aus zwei zusammenlegbaren Kreuzen mit einem darüber genagelten Stück Segelleinwand bestanden, auf das Deck gebracht. Viele waren beschädigt oder durchnäßt, und jeder Reisende brachte alle List in Anwendung, um sich das beste anzueignen. Ein Polster oder die Satteldecke und der Poncho als Decke thun das Uebrige. Diejenigen, die nicht so glücklich waren, ein Feldbett zu erwischen, legten sich auf oder unter den Tisch oder in ihre Hängematten, welche erfahrene Reisende immer mit sich führen, die aber den Uebelstand haben, daß man um dieselben einen Mosquitovorhang niemals mit der Sicherheit anbringen kann, daß er seinen Zweck erfüllt. Die Damencajüte hat gepolsterte Mahagonisitze, große Spiegel in goldenen Rahmen, die Betten sind jedoch von derselben einfachen spartanischen Construction. Die Cajüte war von einer granadinischen Frau und ihren nackten Kindern besetzt, und so waren wir ausschließlich auf das obere Deck angewiesen. Der Tisch war erträglich gut, gebratenes Rindfleisch, Geflügel, Reis, Macaroni, Eier, in Fett gebratene Bananen, Schokolade oder Kaffee und Brot waren zu haben, aber es kamen selten mehr als zwei Gerichte bei einer Mahlzeit auf den Tisch. Es fanden nur zwei Mahlzeiten im Tage Statt,

das Frühstück um 9 Uhr und die Hauptmahlzeit um 3 Uhr Nachmittags. Das allgemeine Getränk ist das Wasser, auf dem man schwimmt, ohne alle Künstelei des Filtrirens; es ist trübe, aber gut. Zwei Waschschüsseln dienten für alle Passagiere, von denen man als vorsichtigen Reisenden voraussetzt, daß sie ihre Handtücher selbst mitbringen. Ein kleines Badezimmer im Radkasten der Maschine war der größte Luxus.

Ich erhielt ein junges Faulthier, welches ich bis Cartagena brachte. Es gibt wenig Gestalten im Thierreiche, die durch Fremdartigkeit der Form so überraschen: der kleine runde Kopf mit matten, feuchten Augen, der fuchsrothe, lange Pelz, die halbkreisförmige Bewegung der Vorderfüße, wenn es auf dem Boden kriecht, das Bestreben, stets damit aufrechte Gegenstände zu umklammern, der klagende Ton der Stimme, die langsame Bewegung machen es zu einem scheinbar abnormen Gegenstande. Der spanische gangbare Name verdankt dem Volkswitz seinen Ursprung, Perrico ligero oder Perrillo ligero (das hurtige Hündchen); es legte alle Scheu vor mir ab, klammerte sich an meinen Arm, wenn ich es aufhob, oder an mein Bein, wenn ich es auf den Boden setzte, später kam es, wenn ich es rief. Ich versuchte, es anfänglich mit Blättern zu füttern, es verschmähte aber diese und auch alle andern Vegetabilien mit Ausnahme sehr dünner Schnitten von Bananen, die ich ihm aber in den Mund stecken mußte. Es kletterte gut und ziemlich flink und kroch in wenigen Minuten über die halbe Schiffslänge.

Wir lichteten am 11. August um 8 Uhr die Anker. Die Isabel schwankte langsam nach der Mitte des Stromes und wir gingen ohne Anstand und irgend einen Aufenthalt, fast beständig in der Mitte des Stromes, bis Sonnenuntergang hinab, standen aber dann zum erstenmal fest auf dem Grunde. Der Capitän

sondirte zuerst die Umgebung des Botes; da die Sandbank aber vor uns eine größere Ausdehnung hatte als der hinter uns gelegene Theil, durch welchen wir festgerannt waren, wurde ein Anker in einem Bote höher oben ausgeworfen, die Maschine in Bewegung gesetzt, um den Dampfer nach diesem fixen Punkte hinaufzuarbeiten, eine eben so mühsame als langwierige Arbeit. Der Capitän (ein Italiener) sagte tröstend, daß es oft tagelang dauere, und wenn es nicht gelingt, heißt es abwarten, bis der Fluß wieder steigt, das oft plötzlich und unvermuthet geschieht, da der Fluß selten vierundzwanzig Stunden dieselbe Höhe beibehält. Diese Anschwellungen gehen aber in der Regel eben so schnell vorüber als sie kommen, da sie oft Folge eines einzigen Localregens im Thalwege eines der Nebenflüsse sind. Wir kamen diesmal mit dem Schreck davon und dampften in zwei Stunden langsam und mit großer Vorsicht weiter. Wir erreichten am andern Morgen Nare, 70—75 englische Meilen unter Conejo in 352 Fuß Höhe. Die Ufer sind hier schon ganz flach, mit dichtem Wald bedeckt und meilenweit ohne Ansiedlungen am Ufer; denn da diese den Ueberschwemmungen, den wenig beliebten Besuchen der Vogas, im Kriege den Fouragirenden und den Marodeurs ausgesetzt sind, zieht es Jeder vor, sich so weit als möglich entfernt vom Flußufer anzubauen und seine Ansiedlung zu verbergen. Eine Ausnahme sind die Landungsplätze für die Dampfschiffe, meist mit einem einzelnen Hause, dessen Bewohner das nöthige Brennholz für die Dampfer fällen.

Die Flußufer haben nicht den malerischen Charakter, welchen ich vermuthete; denn wenn man im tiefen Fahrwasser schifft, verliert man bei der großen Breite des Stromes auch noch die Detaileindrücke der einzelnen Pflanzenformen; ihre Farbe ist ein einförmiges Grün, aus dem Walde hoher Bäume ragt nur selten

eine Palme; Bambusgebüsche und die Caña brava fassen die Ufer ein. Manchmal begegneten wir einem Champan, dessen Vogas sich unter dem gellenden Viriviri den Strom hinaufarbeiteten. Da sie keinen großen Tiefgang haben, so fahren sie oft sehr nahe dem Ufer, so daß sie Baumäste oder Bambus benutzen, um schneller stromauf zu kommen, indem sie dieselben mit ihren Haken umklammern. Es ist eine sehr mühsame Arbeit und daher begreiflich, daß es 1 — 2 Monate dauert, ehe sie von der Seeküste aus Honda erreichen, und doch waren diese Champans bis in die letzte Zeit das einzige Mittel des Verkehrs. Wer schnell den Strom hinaufkommen wollte, nahm ein kleines Bot, auf welchem die Existenz zwar noch weniger reizend ist als auf einem Champan, da der Reisende genöthigt ist, tagelang in der brennenden Hitze auf einem kleinen Raum in der unbequemsten Lage zu sitzen oder zu liegen, und doch haben viele von den Granadinern den Muth gehabt, diese Schwierigkeiten zu überwinden.

Am 13. saßen wir wiederholt fest. Ich benutzte die Zeit der langsamen Fahrt, um Mehreres der granadinischen Literatur zu studiren. Ihre ultraliberalen Politiker sind Besorgniß erregende Going a head people, vollständigste Gleichheit, agrarische Gesetze, Abschaffung des Klerus, Declamationen gegen die Ehe und dergleichen kommen in ihren Journalen nicht selten vor. Sie leiden am Fehler aller parlamentarischen Doctrinäre und Principienreiter, denn sie construiren den Staat vom Dach statt vom Grund aus. Die Neu-Granadiner haben eine reiche poetische Literatur des Tages; an der Anthologie, die unter dem Namen Guirnalda erscheint, arbeiteten nicht weniger als einundsechzig Dichter und fünf Dichterinnen. Wenn man diese angestrengte Arbeit am Berge Parnaß, die von einem ganzen Bataillon poetischer Sapeure ausgeführt wird, ansieht und an die

schlechten Straßen und andere beklagenswerthe Dinge im Lande denkt, so wünschte man wirklich, daß sie ihre Zeit nutzbringender zubringen würden, und ohne der Liebenswürdigkeit der Damen nahezutreten, glaube ich, daß auf mehrere ganz der Knittelreim paßt, den einst Joseph II. einer Wiener Dichterin auf eine Petition geschrieben hat.

Am 14. passirten wir San Juancito; das Diminutiv ist ganz am Platze, denn der Ort besteht nur aus einem kleinen Häuschen mit einer Pflanzung von Bananen und Camoten; es liegt 272 Fuß hoch. Am 16. hielt die Isabel vor Puerto Nacional, wo ein lebhafter Verkehr herrscht, denn hier ist der Einschiffungsplatz für das Bergland von Ocaña im Osten des Magdalenenthales. Die Vorberge der Cordilleren von Sumapaz treten hier näher an die Ufer, aber auch die hintern Bergketten sind deutlich sichtbar. Am 17. Abends erreichten wir Monpoz, einen ziemlich großen, lebhaften Ort mit bedeutendem Verkehr. Das Flachland unter Ocaña schickt Taback, Zucker, Cacao, die Berge Weizen und Chinarinde nach dem Flusse. Die Stadt hat grade Straßen, die Häuser sind theilweise verfallen; das Klima ist heiß. Die Einwohner sah ich Nachts vor den Häusern, um die kühle Nachtluft zu genießen und Branntwein zu trinken; die Mehrzahl sind Farbige, welche im ganzen Thale vorherrschen, in welchem die alte indianische Bevölkerung verschwunden ist. Schildkröten werden auf den Inseln gesucht; Krokodile wurden oberhalb Monpoz schon häufiger, obwohl einzelne im ruhigen Wasser bis Nare reichten. Die Fische im Magdalenenstrom sind so zahlreich, daß sie ein wichtiges und billiges Nahrungsmittel bilden; an den Ufern sah ich häufig Reiher.

Das Leben der Bewohner am Flusse ist auch unter Monpoz

kläglich; Armuth, Unreinlichkeit, große Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, sind der Fluch, unter dem sie leiden, wozu noch die Requisitionen und Brutalitäten der Vogas kommen.

Die Wälder unterhalb enthalten viele Leguane und die Sümpfe Krokodile. Nördlich von Monpoz vereinigt sich der Cauca mit dem Magdalena.

Siebentes Capitel.

Calamar. — Cartagena de Indias. — Klima und Krankheiten.

Am 20. Morgens 7 Uhr erreichten wir Calamar, wo ich den Dampfer verließ, um den Rest des Weges zu Lande zurückzulegen. Der Ort hat einige Wichtigkeit für den Durchgangshandel und für die Reisenden, die von Cartagena nach dem Innern oder in der umgekehrten Richtung gehen; die Bewohner sind daher für die Unterkunft und Verpflegung von Fremden eingerichtet. Der Hauptwaarenzug geht jedoch von Sabanilla und Baranquilla, am Ausfluß des Magdalenenstromes, den Strom entlang. Nur die Waaren, welche durch die Dampfer aus Europa gebracht werden, machen eine Ausnahme. Die Briefbeförderung geschieht durch kleine Bote, daher die Briefe in Bogota immer sehr spät anlangen. In neuester Zeit hat man um Calamar Tabackpflanzungen begonnen. Die Stadt und der Magdalenenstrom sind wenig über dem Meeresspiegel erhoben.

Ich hatte alle Ursache, zu bedauern, in Gesellschaft angekommen zu sein, indem dadurch der Aufbruch sich verzögerte. Die Miethe für Pferde und Maulthiere ist bedeutend; ich bezahlte 28 spanische Thaler für zwei Pferde und zwei Maulthiere

für eine Reise, die man gewöhnlich in 2 oder $2^1/_2$ Tagen zurücklegt. Die Regen waren in der letzten Zeit ziemlich häufig und auf mein Befragen erfuhr ich, daß mehrere Stellen des Weges unter Wasser standen.

Am 21. war ich schon vor Sonnenaufgang unterwegs und binnen wenig Minuten im dichten Walde. Ich passirte mehrere kleine Orte, meist mit schwarzer Bevölkerung; ihre Häuser sind schlecht, klein und müssen zur Zeit der Regen einen entsetzlichen Aufenthalt darbieten. Schmutz, Unrath und die Aussicht von Ungeziefer, besonders den Niguas, angefallen zu werden, so wie der Anblick der kranken, scheckigen Haut der Bewohner, verleiden jeden Aufenthalt und jede Erfrischung. Die Hauptnahrung besteht in Bananen und Mais, aber die Bananenpflanzungen sind klein, und ich fand ihre Ausdehnung immer im graden Verhältniß mit der Vegetationsperiode. In den höher gelegenen Orten sind sie größer, da dort die Pflanze zwei bis drei Jahre bis zum Reifen ihrer Früchte bedarf. Hier, wo die Vegetationsperiode nur neun Monate beträgt, sind sie klein, denn der farbige Mensch in den Tropen denkt nur an die Bedürfnisse des Tages und Cartagena bezieht kaum hinreichend Lebensmittel aus seiner Umgebung. Die Leute denken nicht daran, ihrer Production eine größere Ausdehnung zu geben, als ihre wenigen Bedürfnisse nothwendig machen. Ihre Kleidung besteht aus leichten, billigen Baumwollstoffen und ihre Luxusartikel sind Branntwein und Taback. Der einzige Industriezweig, der ausnahmsweise betrieben wird, ist die Gewinnung von etwas Baumwolle, Taback und Oel aus einer Palme. Ihr Rindvieh ist sehr mager. Der Boden würde reiche Ernten an Zuckerrohr und Cacao liefern und bei einiger Arbeit könnten die Einwohner ein sehr behagliches Leben führen, aber alle ziehen das süße Nichts-

thun in der Hängematte vor; diese ist das Hauptmöbel in allen Hütten, in der die Leute nicht nur des Nachts schlafen, sondern auch den größten Theil des Tages zubringen. Als Hängematte dienen theils Thierhäute, theils ein langes Netz aus geflochtenem Gras, welches an den Enden zusammengebunden und mittelst daran befestigter Stricke an zwei gegenüberstehenden Pfählen, Thürpfosten oder Nägeln aufgehängt, im Walde aber an zwei Bäumen befestigt wird. Es gehört für den Fremden einige Uebung dazu, mit Anstand in die Hängematte zu gelangen oder aus ihr zu steigen; der Ungeübte kann leicht bei dem einen oder dem andern Versuche herausfallen.

Der ganze Landstrich von Calamar bis zur Meeresküste ist eine vollständige, mit dichtem Wald bedeckte Ebene, in der das Wasser nur langsam verdampft und abfließt und die daher, besonders aber am Ende der Regenzeit, ungesund ist. Selbst die Eingeborenen leiden viel an Wechselfiebern und ihren Nachwehen, Leberkrankheiten und Wassersucht; nicht minder häufig sind Hautkrankheiten und der Aussatz. Die weißgefleckten Neger sind nicht selten, aber selbst Weiße werden von leprotischen Uebeln befallen.

Der Wald ist fast durchaus Hochwald, in dem besonders mehrere prachtvolle Ceibaarten durch ihre kolossalen Stämme und dichten Kronen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Bei vielen jüngern Stämmen ist die Borke grün, bei einigen glatt, bei andern mit großen Stacheln, welche bald grade sind, bald die Form von Hörnern oder kurzen Nägeln haben, bewaffnet; Palmen sind selten. Außer Papageien, einigen Trogon, großen Fröschen und wenigen Affen sah ich keine Thiere, doch sollen Hirsche, Schweine, Affen und Jaguare, Vögel, Krokodile und Leguane häufig sein.

Ich kam nur langsam vorwärts, da ich oft große Umwege machen mußte, um dem ausgetretenen Wasser auszuweichen; oft aber half dies nichts und ich war genöthigt, durchzureiten. Das Letztere hatte sehr viel Mißliches, denn die Maulthiere waren so klein, daß ihnen das Wasser oft bis an die Schultern reichte; ich war genöthigt, das Gepäck auf die Pferde zu überladen, was viel Aufenthalt verursachte. Das Durchreiten durch solche Lagunen ist nicht nur beschwerlich, da die Thiere in dem aufgeweichten Grunde tief einsinken, sondern der Reisende hat, weil das Wasser sehr trüb und der Grund daher nirgends sichtbar ist, immer einige Aussicht, zu ertrinken, wenn sein Thier von der Richtung, die man zuerst sondirt hat, abweicht. Trotzdem, daß der Weg fortwährend im Schatten ging, litten die Thiere stark von der Hitze und legten sich mehrmals nieder. Die Lastthiere hatten nicht nur das Gepäck, sondern auch die Maulthiertreiber zu tragen, die sich immer auf das Gepäck setzten und durch kein Zureden zu bewegen waren, neben den Thieren einherzugehen. Erst gegen die Küste zu, wenige Meilen vor Cartagena, wird der Weg besser; denn der Boden ist mehr sandig, die Vegetation aber auch in dem Maße ärmer.

Am 23., also am dritten Tage der Reise, erreichte ich Abends Cartagena, wenige Stunden nach dem Abgange des englischen Dampfers; ich war so genöthigt, einen halben Monat zu warten. Die Stadt wurde in der ersten Zeit der Conquista erbaut und zum Unterschiede von der europäischen Namensträgerin Cartagena de Indias genannt. Wie fast alle spanischen Bauten jener Zeit ist auch dieser Hafenplatz mit einer gewissen Großartigkeit angelegt. Die Wälle sind ein Meisterwerk von Solidität; trotzdem, daß seit zwanzig Jahren gar nichts für ihre Unterhaltung geschehen ist, sind sie noch immer in

einem guten Zustande und das Tropenklima hat erst an wenigen Stellen die Verwitterung begonnen. Die Republik ist in der Sorglosigkeit für diesen festen Platz, der so oft den Flibustiern getrotzt hatte, so weit gegangen, daß sie alle Bronzekanonen an ein nordamerikanisches Handlungshaus verkauft hat und gegenwärtig stehen nur wenige alte werthlose Geschütze aus Gußeisen auf plumpen und halbvermoderten Lafetten auf den Wällen. Durch eine Lagune von der Stadt getrennt ist die Vorstadt, gleichfalls regelmäßig befestigt und mit einem breiten, tiefen Wassergraben umgeben.

Die Häuser der Stadt sind aus Stein und Ziegeln, aber zum Theil in einem kläglichen Zustande des Verfalls, dessen Spuren neben denen ehemaliger Größe und geschwundenen Reichthums überall sichtlich hervortreten. Die Stadt zählt gegenwärtig 6000 Einwohner, also ungefähr ein Viertel von dem, was sie zur Zeit ihrer Blüthe unter den Spaniern hatte, als sie der Haupthandels- und Waffenplatz der Terra firma war. Gegenwärtig ist Handel und Wohlstand verschwunden und nur wenige Schiffe besuchen den Hafen. Der innere Hafen ist klein und seicht, der äußere, der durch zwei Ausgänge, die Bocca grande und Bocca chica, mit der hohen See in Verbindung steht, ist groß und geräumig.

Dem herabgekommenen Handel wollte die Regierung dadurch aufhelfen, daß sie den Hafen zum Freihafen erklärt hat, dessen Eröffnung in wenigen Wochen unter großen Feierlichkeiten stattfinden sollte. Ich bezweifle sehr die Wirksamkeit dieser Maßregel, welche höchstens dem Schmuggel eine neue Form geben wird, denn so lange die Waaren über die schlechten Landwege nach Calamar geführt werden, um dort auf dem Magdalena eingeschifft zu werden, wird Sabanilla, die glückliche Rivalin,

immer den Vortheil der leichten, billigen und sichern Versendung für sich haben. Der Handel würde den Weg über Cartagena nur dann nehmen, wenn eine Wasserstraße hergestellt werden könnte. Es existirt eine Reihe von Lagunen (Dique), eigentlich ein seicht gewordener, theilweise verschlammter und verschütteter Arm des Magdalena, der gegenwärtig nur für kleine Bote fahrbar ist. Vor wenigen Jahren hatte sich eine Actiengesellschaft gebildet, um ihn schiffbar zu machen; aber die Capitalien waren nicht groß genug und wurden nicht verständig verwendet, so daß das Unternehmen nach einigen Vorarbeiten zerfiel.

Wie in allen Städten des Aequatorialniederlandes und der Küste besteht auch in Cartagena der größte Theil der Bevölkerung aus Farbigen und Schwarzen. Die Wahlen für die Präsidentenwürde beschäftigten und erhitzten alle Gemüther; der größere Theil der Weißen, alle Schwarzen und Farbigen waren, wie fast überall die untern Volksclassen, für Murillo Toro, der sich zu den Ideen des französischen Socialismus und Communismus hinneigte, welche unter der emancipirten Sclavenbevölkerung immer mehr Boden gewinnen, und falls die Wahlen in ihrem Sinne ausfallen, wieder zur Erneuerung jener blutigen Scenen führen werden, wie sie während der kurzen Zeit der Dictatur Melo's im Cauca- und Magdalenenthale stattfanden und mit der Verwüstung vieler Landgüter, Raub, Mord und Nothzucht verbunden waren.

Die Regen waren häufig und traten gewöhnlich in den Nachmittagsstunden nach kurzen Gewittern ein. Das Regenwasser fließt nicht ab, und nach einem einstündigen Regen sind die Straßen so überschwemmt, daß sie zu Fuß gar nicht passirt werden können. Für die Kinder ist es aber ein großes Fest und man sieht sie schaarenweise im Wasser sich herumtreiben.

Die Luft hatte schon Morgens eine Temperatur von 21,5° R., stieg aber selten unter Tags über 25° R. im Schatten.

Die mittlere Jahrestemperatur fand ich aus dem Mittel verschiedener Bodentemperaturen 22° R.; Cartagena ist also einer der heißesten Orte der Erde. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Stadt und die Umgebung ungesund sind. Malariafieber, Dysenterie, Chloranämie, leprotische Krankheiten, gelbes Fieber (Vomito prieto) sind die große Geißel. In Folge von Verkühlungen sind unter den Farbigen und Schwarzen Bronchitis, Lungenentzündung, Schwindsucht, Kolik, aber auch Starrkrampf und Zuckerharnruhr wie in Guayaquil und im Magdalenenthale nicht seltene Krankheiten; Scropheln sind unbekannt.

In kurzer Entfernung von der Stadt erhebt sich sehr malerisch ein Berg mit einem langen Rücken, der wegen einiger entfernter Aehnlichkeit mit dem Hintertheil eines Schiffes den Namen Poppa erhalten hat und stets eine weithin sichtbare Landmarke für den Seefahrer bildet. Auf seinem Rücken stand früher ein Kloster, jetzt in Ruinen bis auf einen im wohnlichen Zustande erhaltenen Flügel, der als Wohnung für den Wächter der Signalstation dient. Die Aussicht ist prachtvoll; die Stadt zu den Füßen gewährt ganz den Anblick der Seestädte am Mittelmeere. Luft und Meer waren vom wundervollsten Blau und die Aussicht über das Land wie auf einen grünen Teppich. Ich fand die Höhe 514 Fuß.

Außer kleinen Excursionen am Meeresstrande konnte ich nichts vornehmen, da ein Leiden an meinem Fuße mich sowohl am längern Gehen als Reiten hinderte.

Ist Neu-Granada ein Land für den Auswanderer? Schon Bolivar starb mit dem bittern Gedanken, daß die Freiheit für

Columbien verloren sei, und seitdem hat die Furie des Bürgerkrieges mit nur kleinen Intermissionen gewüthet, Menschenleben, Familienglück, Wohlstand und das öffentliche Vertrauen zerstört. Wie traurig muß es um das öffentliche Wohl eines Staates bestellt sein, dessen beste Bürger sich nach Auswanderung oder der Annexion an ein fremdes Land sehnen!

Mit der Ankunft des nächsten englischen Dampfers beschloß ich, meine Reise nach Central-Amerika fortzusetzen, um, wenn es die Umstände erlauben, im Interesse meiner zoologischen Arbeiten, noch einmal die Südsee zu besuchen.

Nicaragua.

Erstes Capitel.

Greytown. — Die englische Flotte. — Die Transitcompany und die Flibustier.

Die Fahrt nach Colon war ohne irgend ein Interesse, nur hätte ich bald durch die Ungefälligkeit des englischen Postofficiers meine Passage verloren, da ich an's ging Land, um über ein mir bei der ersten Anwesenheit geraubtes Gepäckstück noch einmal Nachforschungen anzustellen. Zwei Tage später kam ich nach Greytown, das früher als eine kleine spanische Ansiedlung den Namen San Juan del Norte führte. Vor einigen Jahren entstand, ermuntert vom Gouverneur von Jamaika, eine Ansiedlung englischer, deutscher und französischer Auswanderer, denen sich, als die Route nach Californien durchging, auch Amerikaner zugesellten.

Die Stadt liegt auf der linken Seite der Mündung; auf der rechten Seite ist ein sandiges Vorland, Punta Arenas, auf welchem die Magazine und Gebäude der amerikanischen Transitcompagnie sich befinden. Zwischen beiden ist der Stationsplatz der englischen Dampfer, da die Ufer in der nächsten Nähe der Stadt nicht genug Tiefe haben. In der eigentlichen Mündung selbst lag eine englische Flotte von elf Kriegsschiffen, um den Unterhandlungen mit den Vereinigten Staaten über Central-

amerika einigen Nachdruck zu geben und eventuell eine Besitzergreifung des von Walker usurpirten Nicaragua durch die Regierung von Washington unmöglich zu machen.

Die ganze Gegend ist sandig und flach; hinter den Dünen erhebt sich überall dichter Wald, von den Flußarmen und Lagunen, die mit ihnen in Verbindung stehen, durchschnitten. Der Wald ist so unwegsam und wechselt so häufig mit Wassergräben, daß die Bewohner sich häufig in ihm verirren. Um den Vermißten die Direction zu geben, wird in der Stadt von Zeit zu Zeit ein Schuß abgefeuert. Schildkröten und Krokodile sind überall häufig und große Meersäugethiere, die Seejungfrauen (Manatus) gehen den Fluß hoch hinauf.

Die Stadt ist klein, die Häuser sind in den Straßen dünn gesäet, ohne Ausnahme aus Brettern gebaut und weiß getüncht, aber klein, wenig bequem und die meisten selbst ohne Veranden. Die Stadt kann auch vor dem Bombardement weder größer, noch in einem viel schönern Zustande gewesen sein; ich fand nirgends eine Spur von Ruinen, was begreiflich ist, da auch die frühere Stadt nur hölzerne Häuser hatte und nach dem mehrstündigen, aber ziemlich fruchtlosen Bombardement durch das amerikanische Kriegsschiff Saratoga mit Pechkränzen in Brand gesteckt wurde. So sehr die Meinungen der Augenzeugen über die Veranlassung getheilt sind, so sind sie einstimmig über die Brutalität, mit welcher die Amerikaner ihrer Flagge Genugthuung verschafften. Nachdem die Stadt sich geweigert hatte, eine, jedenfalls außer allen Verhältnissen stehende Summe der Transit-Compagnie als Entschädigung zu bezahlen, begann der Commandant der Kriegscorvette Saratoga, ungeachtet des Protestes des Commandanten eines kleinen englischen Kriegsschiffes, die Beschießung, bei welcher die Häuser der Consulatsagenten

eben so wenig geschont wurden, als die übrige Stadt. Die Einwohner flüchteten theils in die Wälder, theils auf die wenigen Schiffe, die vor Anker lagen. Nachdem das Bombardement mehrere Stunden gedauert hatte, landete eine Abtheilung Matrosen und Marinesoldaten, welche in die Häuser brachen, wo ihr Hauptaugenmerk die weingeistigen Getränke waren und steckten dann eins nach dem andern in Brand. Dem Branntwein allein ist es zuzuschreiben, daß einige Häuser im untern Stadttheile dem allgemeinen Schicksal entgingen; denn die Helden von Greytown wurden, wie mir ein Augenzeuge erzählte, nach und nach so betrunken, daß sie das Werk der Zerstörung nicht mehr vollenden konnten. Der größte Theil der Einwohner hat seine Habe verloren und bis jetzt waren alle Vorstellungen der Bewohner bei der nordamerikanischen Regierung fruchtlos. Die Beschießung Greytowns wird immer ein Flecken bleiben und hat den Vereinigten Staaten mehr Nachtheil als Vortheil gebracht, indem sie sich auf dieser Küste viele Gemüther dadurch abwendig gemacht haben.

Die Stadt stand 1856 unter der Hoheit des indianischen Häuptlings in Bluefield, der emphatisch König der Moskitoküste genannt wird, dessen Herrlichkeit nach dem jüngsten Vertrage (Times, 14. März 1860) nur noch zehn Jahre dauern soll, während welcher die Regierung von Nicaragua jener Majestät jährlich 5000 Dollar zahlen und schließlich seine Hauptstadt Bluefield erhalten soll.

Die Temperatur von San Juan del Norte ist etwas weniger heiß als die von Cartagena; die Bodentemperatur ergab im Mittel 21,5 ° R. Das Klima ist weniger ungesund und die Ankömmlinge leiden erst bei längerem Aufenthalte; Wechselfieber, welches auch hier die sogenannte Acclimatisationskrankheit ist, tritt

nur im Monat September und October in größerer Ausdehnung auf; aber auch dann weicht es gewöhnlich beim Gebrauche des Chinins sehr bald. Typhus fehlt; biliöse Fieber mit Congestionen zum Kopf und Dysenterie sind dagegen nicht selten.

Das urbargemachte Land in der nächsten Nähe hat eine sehr kleine Ausdehnung und bei der geringen Anzahl von Ansiedlern in San Juan ist die Zufuhr von Nahrungsmitteln aus der Umgebung für den Bedarf nicht hinreichend. Die Stadt ist in ihrer Verproviantirung von Jamaika abhängig, von wo Lebensmittel, besonders Schlachtvieh, auf kleinen Schiffen zugeführt werden. Die englische Flotte deckte ihre Zufuhren von Cartagena. Der Umstand, daß eine kleine Stadt von 1200 Einwohnern in ihrer nächsten Nähe nicht die hinreichenden Lebensmittel, sondern nur eine kleine Menge von Hühnern, Schweinen und Schildkröten auftreibt, spricht mehr als alle langen Demonstrationen für den Zustand des Landes. In der Nähe der Stadt sah ich nur einen einzigen Weißen, der Yams und Bataten cultivirte. Die Lebensmittel werden von Indianern und Zambos theils von der Moskitoküste, theils den Fluß herab nach der Stadt gebracht. Nur die Zahl der Branntweinkneipen war im Vergleich zur Größe der Stadt groß. Das Leben ist daher sehr theuer, da sowohl Schiffer als Kaufleute und Hotelbesitzer ihre hohen Procente gewinnen wollen, um für ihre Bemühungen an einem Orte, der sonst wenig Annehmlichkeiten bietet, entschädigt zu werden.

Die Erkundigungen, die ich über den Zustand des Landes einzog, bewiesen mir zur Genüge, daß an eine Reise im Innern nicht zu denken war, da es bereits überall von bewaffneten Banden schwärmte. Um die Sachlage zu verstehen, werden wenige Worte genügen. Der letzte legitime Präsident war

Chamorro, der, so wie jeder Andere, auch seine Gegner hatte, die ihn verschiedener Gewaltthätigkeiten und des Bruches der Constitution anklagten, ihn außer dem Gesetz erklärten und einen neuen Präsidenten Castellon, welcher der demokratischen Partei angehörte, wählten. Der Bürgerkrieg begann an allen Punkten. Im achten Monate seiner Dauer starb Chamorro. Man sollte glauben, daß mit dem Ableben eines der Häupter der Zwist sein Ende gefunden hätte. Die Chamorristen betrachteten jedoch die Gegenpartei noch immer als gesetzlos und übertrugen Estrada, dem Senatspräsidenten, die oberste Gewalt und der Krieg dauerte fort, wendete sich aber zum Nachtheil der demokratischen Partei, die endlich Walker, der nach seiner verunglückten Unternehmung gegen Sonora in Californien privatisirte, in's Land rief, der in einem Gefechte mit seinen vierundfünfzig Anhängern den Ausschlag gab. Walker wurde zum Commandanten der Armee ernannt, die er in seiner Weise organisirte, das heißt er warb in Californien, New-York und Neu-Orleans Leute, denen nicht nur hoher Sold (30 Dollar monatlich), sondern nach sechsmonatlicher Dienstzeit auch Ländereien versprochen wurden. Der Präsident fand den Vorgang und die Ansprüche Walker's mit seiner Würde und seiner persönlichen Sicherheit so wenig verträglich, daß er ihn mit seinen Truppen verließ und Leon zum Hauptquartier machte. Walker erklärte ihn für einen Verräther des Vaterlandes und forderte die Bürger, das sind seine Flibustier, zur Wahl eines neuen Präsidenten auf. Er wurde natürlich einstimmig zum Staatsoberhaupt erwählt und suchte von Granada aus, wo er sein Hauptquartier hatte, das übrige Land zu unterwerfen, was ihm bis September 1856 nicht gelungen war, da die übrigen Staaten Centralamerika's ihren alten Zwist für den Augenblick zu vergessen und die verschiedenen Parteien

gegen ihn gemeinschaftliche Sache zu machen schienen, den Krieg als eine Nationalangelegenheit und Walker als einen Eindringling betrachteten, den sie um jeden Preis aus dem Lande jagen wollten, um einer dauernden amerikanischen Besitzergreifung vorzubeugen, obwohl einzelne Creolen der Annexion nicht abhold waren, wie dieses schon 1822 als verzweifeltes Mittel der Rettung empfohlen worden war. Walker war von der amerikanischen Flibustierpartei noch wenig mit Geld unterstützt worden, da die meisten Amerikaner zwar eine Schwächung der spanischen Staaten, aber durchaus keine neue, kräftige Militärdictatur wünschten; er mußte daher durch Zwangsanleihen, Confiscationen und Soldbezahlungen in Papiergeld (Scripts) den Bedürfnissen abhelfen, Mittel, die ihn bei der einheimischen Bevölkerung verhaßt machten und nur wenig Recruten anlockten, da seine emittirten Papiere schon in den ersten Tagen 95 Procent des Nominalwerthes verloren hatten.

Eine noch viel ungeschicktere Maßregel war die gegen die Transit-Compagnie ergriffene, welche der Canal-Compagnie gefolgt war. Der Transit war in amerikanischen Händen und die Compagnie hatte das Privilegium, die Reisenden auf ihren Dampfschiffen auf dem Flusse San Juan und dem See von Nicaragua zu befördern, gegen die Bedingung erhalten, für jeden Reisenden eine bestimmte Summe an den Staatsschatz zu entrichten; sie hatte jedoch diese Verpflichtung nicht eingehalten und durch Bestechungen und Versprechungen zu umgehen gewußt. Als Walker in den Besitz der Provinzen an der Route nach der Südsee gekommen war, belegte er das Eigenthum der Compagnie mit Beschlag und verkaufte es an eine neue Gesellschaft. So sehr seine Confiscationen die Bewunderung und den Beifall seiner Partei in Amerika für sich hatten, so sehr befremdete

sie eine strenge Maßregel, gegen ihre Landsleute und seine Gegner fanden darin ein mächtiges Argument gegen ihn. Es war eine unkluge Maßregel, die sich augenblicklich rächte, denn bis die neue Compagnie sich organisirt und ihre Dampfer in die Südsee geschickt hatte, um die Verbindung zwischen Californien und San Juan del Sur, einem der Südseehäfen Nicaragua's, einzuleiten, waren alle Verbindungen auf dieser Route aufgehoben und Walker hatte sich so die Zuflüsse an Mannschaft aus Californien selbst abgeschnitten, während die Zufuhren aus den Häfen von Neu-Orleans und New-York vertheuert und erschwert wurden. Trotz der Wechselfälle des Krieges und der durch das Auftreten Costarica's sehr gefährdeten Lage der Flibustier, hatte sich Walker in dem Besitz der Transitroute behauptet und sich, selbst im Falle des Unterliegens, durch den Besitz der Fluß- und Seedampfer die Mittel des Rückzuges gesichert. Im September 1856 sollten die ersten Dampfer in San Juan del Sur eintreffen und die regelmäßige Verbindung zwischen Californien und New-York wieder beginnen; ich hielt es daher für möglich, die Ufer des Sees bei nächster Gelegenheit zu besuchen und dann mit einem der Dampfer nach Neu-Orleans oder New-York zu gehen.

Während meiner Anwesenheit in Greytown hatte ich Gelegenheit, das Treiben der Parteien im Stillen zu beobachten; denn auch hier hatte Walker viele Freunde, nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch unter den Fremden, aber auch viele meist versteckte Feinde, darunter ein großer Theil der durch das Bombardement beschädigten Einwohner, von denen mehrere mit der Gegenpartei in Verbindung standen. Die Aufregung wurde durch mehrere Nordamerikaner erhöht, die sich zu jener Zeit in Greytown befanden und aus Granada gekommen waren, wo sie theils Regierungsländereien, das ist wildes Land, theils

confiscirte Güter, die versteigert worden waren, gekauft hatten. Dasselbe thaten mehrere Bewohner in Greytown, die in der Hoffnung des Gelingens der Flibustierexpedition ihren Antheil an der Beute haben wollten; sie hatten große Strecken Landes gekauft, in der Aussicht, große Plantagen anzulegen und durch Sclavenhände zu cultiviren, oder dieselben mit großem Vortheil wieder zu verkaufen. Als eine Concession und Ermunterung für diese Unternehmer hatte Walker alle Gesetze seit der Befreiung von der spanischen Herrschaft außer Wirkung erklärt, damit also auch in den Augen der Amerikaner die Sclavenemancipation annullirt. Durch diesen Gewaltstreich brachte sich Walker um seine Existenz, da selbst für den Fall, daß es ihm gelungen wäre, die Gegenpartei im offenen Felde zu schlagen, die ganze schwarze Bevölkerung wie ein Mann aufgestanden wäre, um für ihre Freiheit zu kämpfen und ein Racenkrieg unausbleiblich eingetreten sein würde. Wäre diese Speculation den Käufern gelungen, so würden dieselben aus doppelten Gründen ein ungeheures Glück gemacht haben. Der erste ist die günstige Lage Nicaragua's zwischen den beiden Weltmeeren mit seiner großen, von der Natur schon hergestellten Wasserstraße, welche bis auf wenige Meilen, die nur geringe Schwierigkeiten bieten, dieselben verbindet, denn der See von Managua steht durch den Fluß Tipitapa mit dem Nicaraguasee in Verbindung, dessen natürlicher Ausfluß der San Juan ist. Das Tiefland Nicaragua's mit seinen Seen und Verbindungsflüssen ist eins der wichtigsten Passageländer, das schon jetzt in Folge der kürzern Seefahrt eine wirksame Concurrenz mit der Eisenbahn von Panama aushalten kann. Wird der Verkehr durch weitere Canalisirung erleichtert, so gestalten sich die Verhältnisse noch viel günstiger. Die leichte Verfrachtung wird auf die Cultur der Exportproducte,

Cacao, Zucker und Indigo, der stärkere Verkehr auf die zur unmittelbaren Comsumtion bestimmte Production günstig wirken und demgemäß den Werth von Grund und Boden rasch heben. Der Ankauf desselben im Jahre 1856 hatte aber noch einen andern Reiz, der auch auf andere Geschäftsleute seinen Zauber geäußert hatte, da es sich nicht um Baarzahlungen handelte, sondern der Kaufschilling in den von Walker emittirten Papieren erlegt werden konnte, eine schlaue Maßregel des Walker'schen Finanzministeriums, um den Credit seiner Papiere zu erhöhen. Die Mehrzahl hatte jedoch dazu sehr wenig Vertrauen und trotz der Demonstration der Käufer sind die Papiere in Greytown nicht gestiegen. Zu gleicher Zeit waren auch Agenten der Gegenpartei hier, welche besonders das englische Flaggenschiff häufig besuchten. Nach Allem glaube ich, daß der englische Befehlshaber diese Partei heimlich unterstützte, denn einer ihrer Agenten, Oberst ***, ehemaliger Honved-Officier, wurde angeblich mit Kaufmannsgütern auf einem englischen Schiffe nach Bluefield befördert.

Zweites Capitel.

Fahrt auf dem San Juan. — Die Flußdampfer. — Stromschnellen. — Castillo viejo. — San Carlos. — Der See von Nicaragua. — Bahia de la Virgen.

Ich verließ San Juan und ging an Bord eines der Flußdampfer; mein Gepäck ließ ich zurück, da ich die Absicht hatte, mit dem nächsten wieder zurückzukehren. Die Flußdampfer der Compagnie sind große, sehr leicht und luftig gebaute, aber nicht tiefgehende Schiffe mit flachem Boden und zwei bis drei Etagen, die untere für Frachten, die oberen für die Passagiere. Alles ist aus weichem Holze, und mit Ausnahme einer Cajüte für Damen sind alle Räume an den Seiten offen. Die Betten stehen in mehrfachen Reihen, vier bis fünf über einander, und bestehen aus einem hölzernen Rahmen, über welchen Segelleinwand gespannt ist; Decken, Kopfpolster und Betttücher hält die Transitcompany für unverzeihliche Luxusartikel eines californischen Passagiers. Eben so wenig findet eine regelmäßige Verpflegung Statt. Der Agent erklärte ganz offen, daß es die Aufgabe der Company sei, möglichst viel Geld zu machen, sich aber nicht um Läppereien, wie den Comfort der Passagiere, zu bekümmern.

Glücklicherweise war die Zahl der Mitreisenden gering, da es bloß eine Fahrt zwischen den einzelnen Plätzen am Flusse und am südlichen Ufer des Sees war. Es war daher möglich, mit dem Koch einig zu werden. Am Bord dieser Dampfer existirten nicht einmal Waschapparate, und diejenigen Reisenden, welche Wasser nicht für einen unnöthigen Luxus hielten, schöpften sich ihr Wasser selbst aus dem Flusse. Die Scenerie am Flusse ist reizend, Alles ist Wildniß, nur hier und da sind kleine Holzschläge, um die Schiffe mit dem nöthigen Feuerungsmaterial zu versehen. Der Fluß hat eine wechselnde Tiefe, aber nirgends eine solche Breite, daß die Details der Ufer verschwinden. Oft geht das Schiff so nahe den Ufern hin, daß die überhängenden Baumzweige seine Seiten streifen. Alles ist grün und eine Menge Schlingpflanzen durchflechten die Kronen der Bäume und geben ihnen ein laubenartiges Aussehen. Eine Palme mit breiten gefiederten Wedeln (Iriartea) bricht manchmal aus den übrigen Laubmassen und contrastirt sehr angenehm gegen das dunkelgrüne, glänzende Blättermeer; an andern Stellen sah ich am Ufer eine kleine, aber sehr zierliche Fächerpalme. Außer den Ansiedlungen einer kleinen Insel, ungefähr zwanzig Meilen oberhalb der Stadt, sah ich keine Ansiedlung von Bedeutung.

Höher aufwärts ist die Mündung des Sarapiqui, der von Wichtigkeit ist, da er die Wasserstraße nach Costa rica und bis jetzt die einzige gangbare Communication dieses Landes nach dem atlantischen Ocean bildet. In militärischer Beziehung war er von großer Bedeutung, da auf dieser Route die Costaricaner sehr leicht die atlantische Verbindung der Flibustier abschneiden konnten. Um ihre Verbindung zu sichern, hatten diese einen Posten von fünfzig bis sechzig Mann aufgestellt, um sich gegen einen Handstreich zu decken. Wie müssen die Streitkräfte

der centralamerikanischen Staaten beschaffen sein? Gleichfalls am rechten Ufer mündet der Fluß San Carlos, der eine Strecke weit schiffbar ist.

Höher hinauf, ungefähr zehn bis zwölf englische Meilen, liegen die Raudales (Stromschnellen) von Machuca und de los Valles. Das Strombett ist nur wenig eingeengt, aber die Stromgeschwindigkeit bedeutend erhöht. Große Felsen, von denen mehrere bis nahe an den Wasserspiegel reichen, machen hier die Schifffahrt gefährlich, wie dies die Wracke mehrerer Segelschiffe und zweier Dampfschiffe bewiesen. Noch bedeutender sind die Stromschnellen von Castillo viejo, wo der Grund des Stromes felsig ist und seine Gewässer durch viele Wirbel und durch die große Geschwindigkeit seines Laufes der Schifffahrt bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legen. Während die untern Stromschnellen für die Dampfer passirbar sind, werden sie hier ausgeladen und die Waaren und das Gepäck der Reisenden auf einer kleinen Eisenbahn einige hundert Schritt weit transportirt, an deren Ende sie auf einen andern Dampfer überladen werden. Es ist nicht unmöglich, hier zu passiren, denn schon zur Zeit der spanischen Herrschaft sind, wenn auch keine Fregatten, wie ein neuer Berichterstatter erzählt, so doch kleine Schiffe wiederholt durchgekommen, und die Transitcompany hat ihre Flußdampfer und selbst ihre Seedampfer glücklich durchgebracht. Es ist eine unter den Eingebornen gangbare Sage, daß die Spanier das Fahrwasser durch hineingewälzte Felsblöcke unwegsam gemacht hätten, um den Flibustiern alten Stiles das Eindringen in's Innere unmöglich zu machen. Es ist vorauszusetzen, daß die Spanier ihre Feinde zu gut kannten, um zu glauben, sie durch ein solches Mittel abzuschrecken; andrerseits hätten lose Felsblöcke nicht durch Jahrhunderte dem beständigen Andrang einer großen Wasser-

masse widerstanden. Eine oberflächliche Besichtigung des Terrains zeigt, daß die Stromschnelle eine natürliche und durch hervorragende Felsen bedingt ist, die im Zusammenhang mit dem Gestein sind, welches hier mehrere Hügel bildet, von denen der dem Ufer nächste von den Spaniern zum Bau einer Festung, des spätern Castillo viejo, benutzt wurde. Diese Oertlichkeit hat dieselbe Wichtigkeit für den See, wie der Sarapiqui für die Straße nach Costa rica. Das Schloß war von den Spaniern in gewohnter Solidität, die sie in allen ihren Festungsbauten zeigten, errichtet worden; es liegt jetzt in Trümmern, und eine üppige Vegetation fängt an, die alten Bollwerke zu überwuchern. Die Flibustier der Gegenwart hatten nur wenige Leute hier in Garnison, da sie höher oben im Fort San Carlos, wo der Fluß aus dem See tritt, eine größere Garnison, das heißt beiläufig fünfzig Mann, unterhielten. Am Fuße des Schloßberges liegt ein kleiner Ort, ungefähr ein halbes Dutzend aus den vereinigten Staaten eingeführte Bretterhäuser, entstanden, da gegenwärtig durch das Umladen immer ein Aufenthalt für die Reisenden entsteht, den der amerikanische Erfindungsgeist zur Errichtung von Wirthshäusern benutzte. Einiges Licht über den Charakter der Durchziehenden werfen die überall angehefteten Warnungen, daß nichts verabreicht würde, was nicht im Vorhinein bezahlt würde; „Cash down" tritt dem durstigen Wanderer, der hier die nationalen Mischungen von Wasser und Branntwein sucht, wie ein grimmiger Mahner entgegen. Die verschiedenen Flüssigkeiten waren in Fülle vorhanden, die festen Nahrungsmittel dagegen ließen der Auswahl wenig Spielraum. Die Hotelbesitzer sind Leute, welche die californischen Goldgruben schon auf der Hälfte des Weges ausbeuten, denn für ein Stück Brot, zwei Eier, ein Stück gesalzenen Fisch und ein Glas Bier

wurde mir $1\frac{1}{2}$ Dollar abgefordert. Außer den Wirthshäusern und einem Magazin der Compagnie sind noch einige Hütten in der Nähe, die von den Landeskindern bewohnt werden.

Oberhalb Castillo ist die letzte Stromschnelle, die des Toro. Wir wechselten dort zum dritten Male den Dampfer und gingen an Bord des San Carlos, eines der Seedampfer, an dem die Embleme der Freistaaten: Adler, Sterne, blaues Feld, weiße und rothe Streifen im Uebermaß angebracht waren. Der Dampfer functionirte als Kriegsschiff und hatte zwei Feldgeschütze, für deren große Räder kaum Platz genug vorhanden war und eine Besatzung von zwei Officieren und zwölf Mann an Bord. Die zwei Seedampfer sind größer, solider und von tieferem Wassergang als die auf dem Flusse, da sie einen Kiel haben. Die Bequemlichkeit ist jedoch keinesfalls größer; die Schlafstellen sind in demselben Hühnerhausstil arrangirt, und der Capitän versicherte mich ganz ernsthaft, daß er leicht vierhundert Reisende unterbringen könne. Nur dadurch, daß die Verdecke von allen Seiten offen sind, werden die Reisenden vor dem Ersticken bewahrt. Ich betrachtete mit einem gewissen Mißtrauen meine Schlafstelle und wendete mein Insectenpulver fleißig an, ohne daß ich damit der Ehre californischer Passagiere nahe treten wollte.

Wir passirten nach Mitternacht San Carlos und traten damit in den See ein. Auch ohne die Hurrahs der Garnison hatte mich die stärkere Bewegung des Schiffes schon erinnert, daß wir die gleichförmige Strömung des Flusses hinter uns hatten. Bei Sonnenaufgang war ich auf dem Verdeck; der Anblick ist schön, ungeachtet des trüben, undurchsichtigen Wassers des Sees. Hinter dem Wasserspiegel liegen die flachen, grünen Ufer, mit Wald bedeckt. Am Horizont erheben sich Berggruppen

und flache, sanftgerundete Hügel, nur selten schärfere Rücken, aus denen sich einzelne Gipfel erheben. Die Landschaft ist voll Wechsel und jede Viertelstunde bringt neue Eindrücke. Was ich am Anfange als Theile des Festlandes ansah, zeigte sich beim Näherkommen als freundliche Inseln, einst mit großen Städten der Tolteken bedeckt. Die schönste ist Omotepec, auf der zwei erloschene hohe Vulcane von vier- bis fünftausend Fuß Höhe sich erheben, welche die Phantasie eines Reisenden mit der Form einer Brille vergleicht.

Fast gegenüber liegt die Virgin Bay oder Bahia de la Virgen; wir landeten dort. Der Ort ist neu und verdankt seinen Namen einem im Walde gefundenen Marienbilde, seine Entstehung dem Transit; denn hier verlassen die modernen Argonauten den Seedampfer, um über Land nach San Juan del Sur zu gehen, wo sie sich auf den Dampfern der Südsee einschiffen. Eine gute geschotterte Straße von dreizehn englischen Meilen Länge verbindet die beiden Orte. Virgin Bay liegt vier Meilen südöstlich von Rivas. Wenige Jahre haben hingereicht, den Ort zu begründen, denn bis zum Durchzug der Fremden war hier Urwald. Im letzten Bürgerkrieg war der Molo zerstört worden, man war aber gegenwärtig mit der Erbauung eines neuen beschäftigt. Der Ort hatte ein ganz kriegerisches Aussehen; Wachen standen am Ufer und eine Reiterpatrouille kam herangesprengt, die aber mehr Mitleiden als Schrecken erweckte, denn die Mehrzahl saß auf Maulthieren. Einige hatten lange Flinten vor sich auf dem Sattelknopf, Andere Carabiner, fast Alle waren in Hemdärmeln, — einer in den Tropen sehr bequemen, aber wenig malerischen Uniform. Ihre Kopfbedeckung bestand aus allen möglichen Hutformen des neunzehnten Jahrhunderts: Schwarze Cylinderhüte, die Krempen vom Zahn der

Zeit benagt, der kecke amerikanische Wide awake und der landesübliche Strohhut. Ueber das Sattelzeug und die Beschuhung will ich schweigen. Dieselbe Emancipation von allem Gamaschenwesen wie die Reiterei zeigte auch das Fußvolk und die Artillerie. Es war ein Theil der Brigade des Generals Horsby, dessen Hauptquartier in San Jorje sich befand und dessen Brigade aus 150 Mann bestand. Nachdem der Commandant des Platzes alle militärischen Vorsichtsmaßregeln an uns erschöpft hatte, landeten wir. Eine große Ueberraschung war uns noch vorbehalten: der Anblick eines Theiles der einheimischen Streitkräfte, da eine geringe Anzahl von Vagabunden des Landes bei Walker geblieben war, als die constitutionellen Truppen sich von ihm lossagten. Kläglicher aussehende Leute habe ich selbst in den südamerikanischen Republiken nicht gesehen. Sie waren zerlumpt und mit Machetas bewaffnet, eine Art großen Messers, welches, wie schon früher erwähnt, zu allen Zwecken verwendet wird und die Eigenschaft der Pflugschar und des Schwertes in sich vereinigt. Ein Cubaner war der Officier dieser Leute, dessen einzige Auszeichnung in einem Paar abgetragenen Schuhen bestand. Die Bevölkerung von Virgin Bay bestand vorwaltend aus Wirthshausbesitzern und einigen Krämern, meist Nordamerikanern und Deutschen. Die Häuser sind klein und bestehen aus Brettern. Der Dampfer verließ Virgin Bay, wurde aber auf der Höhe von San Jorge durch Signale vom Ufer zum Stillstehen gebracht; ein Bot ruderte heran und brachte einen Officier in einem erträglichen Anzug an Bord, der mit Depeschen in's Hauptquartier geschickt wurde.

Nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsern Weg fort und erreichten nach vier Stunden das Ufer von Granada. Nichts verrieth die Nähe einer größern Stadt, der Strand war öde,

mit Ausnahme des zweiten Dampfers der Compagnie war nicht einmal ein Schiff in der Nähe. Wir landeten in Boten, da der Molo noch nicht fertig war. Der Landungsplatz war in der Nähe einer kleinen Batterie, noch aus der spanischen Zeit, gegenwärtig aber in Trümmern; daneben war ein Rancho, der als Zoll- und Wachhaus diente. Ein halbes Dutzend Bewaffnete lagen umher und betrachteten mit großer Theilnahmslosigkeit die Ankommenden, von denen man weder Pässe noch andere Legitimationspapiere forderte. Anders war es mit den Abreisenden; Niemand durfte ohne einen Paß von Walker den Landungsplatz verlassen, eine Maßregel, um dem Ausreißen seiner Getreuen und dem Entweichen der einheimischen Bevölkerung vorzubeugen. In dem Rancho befanden sich auch zwei Gefangene, mit Ketten belastet, an deren freien Enden mehrere große Kanonenkugeln angeschmiedet waren. Die Ankunft des Dampfers war schon signalisirt worden und hatte einige Halbindianer, die sich erboten, die Effecten der Reisenden zu tragen, eine kleine Gruppe von Neugierigen und einigen officiellen Personen herbeigezogen. Die allgemeine Frage der Officiere war, wo die Verstärkungen seien. Aus dieser und aus der Antwort, die einer der Mitreisenden, der beim Landen nach seinen Pferden fragte, erhielt, daß alle Pferde in den letzten Tagen requirirt worden seien, schloß ich, daß die Angelegenheiten Granada's nicht so glänzend standen, als Viele in San Juan vorgaben. Die Stadt liegt einige hundert Schritte vom Strande, und auf dem Wege dahin erzählte uns der Mann, welcher Herrn W. die ersten Auskünfte gab, daß außer den Requisitionen von Pferden, Waffen und Lebensmitteln der General — so hieß Walker allgemein — auch eine Zwangsanleihe gemacht und alle Vorräthe, die zur Bekleidung dienen können, den fremden

Kaufleuten gegen Bonos abgenommen habe. Ein deutscher Kaufmann, von dem Walker mehrmals auf Credit gekauft hatte, erlaubte sich eine Gegenvorstellung, die aber von Walker mit dem Bemerken zurückgewiesen wurde, daß er nicht erlaube, daß man mit ihm Humbug treibe. Der Commentar zu dieser Erklärung bestand darin, daß er durch einen seiner Officiere ohne Weiteres die geforderten Gegenstände aussuchen ließ.

Drittes Capitel.

Granada. — Die Flibustier.

Die Stadt ist zum Theil durch Buschwerk verdeckt und bietet, vom See aus gesehen, weder eine Häusermasse, noch eine Front, das Schönste ist der hohe Berg Mombacho im Hintergrunde. Die Stadt sah verödet aus. Herr W., dem ich diese Bemerkung machte, tröstete mich, daß es die Zeit der größten Tageshitze sei. Viele Häuser waren zerstört und fast alle trugen Spuren der Kugeln. Man hatte den Schaden, welche die letzte Belagerung angerichtet hatte, nicht wieder ausgebessert. Die Stadt war in den Händen Chamorro's und wurde durch seinen Gegner Castellon durch mehrere Monate beschossen; denn man kann das keine Belagerung nennen, wo es weder Wälle noch Gräben gibt und die einzigen Vertheidigungsmittel eine tiefe Schlucht auf einer Seite der Stadt und die Mauern der Häuser sind. Die Streitmacht beider Parteien war nur klein und ihre Stärke wechselte oft, doch scheint sie auf der Seite der Angreifer nie tausend erreicht zu haben. Chamorro hielt nur dadurch aus, daß er die Verbindung mit dem See sich frei erhielt, auf dem er einige Schiffe hatte, die von den nordöstlichen

Ufern, wo er in Chontales viele Freunde hatte, Lebensmittel erhielten.

Die dem Centrum der Stadt, das auch, wie in Südamerika, die große Plaza ist, nächst gelegenen Häuser sind groß und solid, obwohl alle nur ebenerdig und viele ohne Plafonds in den Zimmern. Höfe, Corridore und Zimmer sind mit Ziegeln gepflastert. Der Mangel an Möbeln, die Hängematten, die Veranden, der viereckige Hof und die Architektur ist wie in den übrigen hispano-amerikanischen Städten. Mehrere Häuser haben ein hohes Alter, und auf einem fand ich noch den Doppeladler aus der Zeit Karl's V. Ich hatte mir vorgenommen, meinen Aufenthalt abzukürzen und am nächsten Morgen mit demselben Dampfer zurückzufahren; denn aus allen Zeichen und Gesprächen, sowohl der Eingebornen, als auch der Fremden, glaubte ich trotz der großen Zurückhaltung und Beschönigung auf eine Katastrophe schließen zu müssen.

Gegen 5 Uhr hörte ich Trommelschlag und eine Truppe in zwei Reihen, ungefähr 120 Mann stark, die im officiellen Stil das zweite Linienregiment hieß, marschirte vorüber nach dem Hauptplatze, wo täglich Musterung gehalten wird. In dem officiellen Blatte war vor einiger Zeit ein Artikel über die Armee Nicaragua's erschienen, in welchem nicht nur ihre Stärke und Bewaffnung, sondern auch ihr Geist besprochen und mit den Hauptarmeen Europa's verglichen wurde. Der Artikel hatte mich durch seine maßlose Unverschämtheit, mit der er auf die Leichtgläubigkeit und den Eigendünkel der geprellten Soldaten speculirte, interessirt, und da er am Schlusse die Bemerkung enthielt, daß man nichts Erhabeneres sehen könne als diese Leute im ernsten Schweigen auf ihre Flinten gelehnt, von denen jeder ein Held und befähigt sei, im alten Europa wenigstens

Escadrons- oder Bataillonschef zu sein, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, den humoristischen Eindruck, den der Artikel mir verursacht hatte, durch den Anblick der Parade zu vervollständigen. Die Plaza ist ein großes Viereck, welches mit Leichtigkeit das Zehnfache dieser Heldenarmee aufnehmen könnte. In der Mitte stand der Flaggenbaum mit der neuen Flagge, ein rother Stern in einem blauen und weißen Felde; daneben erhob sich ein Freiheitsbaum mit der Freiheitsmütze, welche die weise Regierung aus ökonomischen Gründen aus Blech hatte anfertigen lassen und die, vom leichten Seewinde bewegt, sich wie ein Wetterhahn drehte und lustig klapperte. In ihrer Form ist sie wenig verfänglich, denn sie hat mehr das Aussehen einer russischen Grenadiermütze des vorigen Jahrhunderts als das einer Jacobinermütze. Daneben standen zwei alte Kanonen, die eine auf plumpen Rädern, die andere auf einer vermorschten Lafette. Am Tage der neuen Flaggeneinweihung hat der Artilleriechef das Wagestück begangen, die Flagge damit zu salutiren. Auf der einen Seite des Platzes war die Hauptwache, deren Mannschaft unter Gewehr getreten war, auf der andern Seite das Haus des amerikanischen Chargé d'Affaires, über welchem das Sternenbanner flatterte. Die Leute, die ich vorüberziehen gesehen hatte, standen schon unter Waffen und bald langte auch das andere Infanterieregiment und die Rifles (Schützen) an; eine Musikbande, aus sieben Mann bestehend, von denen einer die große Trommel schlug, die übrigen Hörner und Trompeten bliesen, vervollständigten den Apparat dieser Heerschau. Von einer Uniformirung der Truppen war keine Spur; ich sah den französischen Frack und Tuchrock neben der Matrosenjacke und der Bluse, fast alle waren abgerissen und ekelhaft schmutzig, die besten geflickt. Die meisten hatten jedoch

keine Oberkleider, sondern erschienen in buntfarbigen Hemden und Beinkleidern, selbst einige Oberste und Majore waren in dieser urzuständlichen Campagnetoilette. Eben so vielfältig waren die Kopfbedeckungen, und ein Theaterregisseur, der eine improvisirte Nationalgarde in einer Posse zu einer Caricatur machen wollte, würde diese Schaaren um die Mannigfaltigkeit ihrer Costüme beneidet haben. Einige Officiere, dem Generalstab angehörig, in blauen Waffenröcken und Filzhüten mit breiten Rändern, Federn und Cocarden stachen gegen die übrigen wie Stutzer ab. Alle Officiere trugen rothe Halsbinden.

Diese Armee imponirt den Eingebornen durch ihre Fürchterlichkeit und Eleganz, da sie alle im Besitz von Feuerwaffen und von Schuhen oder Stiefeln waren. Die Feuerwaffen waren gut und so blank geputzt, daß der Generalinspector der Armee bei der Besichtigung nur selten Tadel äußerte; die Officiere hatten außer dem Säbel auch Revolver. Die Zeit der Erwartung verkürzten sich die Leute durch Cigarrenrauchen, aber die Conversation war flau. Auf vielen Gesichtern war Gleichgiltigkeit, auf andern Mismuth und Unwillen angedeutet. Viele hatten ein krankes Aussehen und man erkannte an dem tiefern Gelb leicht Diejenigen, die schon mehrere Monate dem Einfluß des Klimas ausgesetzt waren. Die Kupferröthe auf Nasen und Backen bewies, daß die Libationen häufig waren, und Einer versicherte mich ernstlich, daß das Ausbleiben von Branntwein Allen mehr zu Herzen ginge als eine verlorne Schlacht. Die Primchen gaben ihrem Gesichtsausdruck etwas Uniformes.

Die Frage drängte sich nothwendig auf: Wer sind diese Leute und welcher Zufall hat sie hier zusammengewürfelt? Fast jede Nationalität war vertreten. Die stärksten Contingente lieferten die Vereinigten Staaten, Deutschland und Irland; Fran-

zosen gab es nur noch wenige, da vor einigen Wochen fast alle zur Gegenpartei übergegangen waren; auch einige Polen und Ungarn hatten sich hierher verirrt. Die Deutschen waren bei Walker sehr beliebt, weil sie die Verläßlichsten waren und sich weniger zu Zänkereien hinneigten als die Uebrigen. Viele von unseren Landsleuten waren Militärflüchtige oder Leute, die in New-York ohne Beschäftigung lebten und durch die Noth oder durch die Aussicht auf hohen Sold und Landbesitz verlockt wurden. Mehrere sind getäuscht worden, unter der Vorspiegelung, daß man ihnen Land schenken werde, ohne daß man sie von der Bedingung einer vorhergehenden sechsmonatlichen Dienstzeit in Kenntniß gesetzt hatte. Die in's Garn gelockten Amerikaner haben gegen den Betrug protestirt und ihr Consul hat mit schwerem Herzen sie gegen die Anmaßung der Walker'schen Regierung beschützen und ihnen eine freie Passage nach den Vereinigten Staaten verschaffen müssen. Deutschland hatte zwei Consulate, ein preußisches und eins für die Hansestädte in Granada. Was thaten die Consuln Deutschlands? Was die deutschen Consuln mit wenigen Ausnahmen in aller Welt thun, nämlich — Nichts, oder das Volk, das sie vertreten sollen, lächerlich und in den Augen der Fremden verächtlich machen. Eine zweite Classe der Flibustier waren solche, welche in Californien beim Goldsuchen kein Glück und nicht die Lust und den Muth hatten, sich auf eine andere Weise fortzubringen. Eine dritte Classe waren schlechte Subjecte, die irgendwo mit den Gesetzen in Collision gerathen waren. Ein solches und zwar ein Officier wurde wenige Tage vor meiner Ankunft durch das Kriegsgericht wegen Mord eines seiner Kameraden zum Tode verurtheilt; vor seiner Hinrichtung gestand er, daß er schon in Californien mehrere Mordthaten verübt hatte. Die geringste

Anzahl waren endlich einige junge Enthusiasten, welche für das Phantom der Ehre und für eine ereignißreiche Zukunft, für ein Unternehmen, das — wie jeder Eroberungskrieg — ein Verbrechen ist, ihr Leben in die Schanze zu schlagen glaubten. Unsere Landsleute gehörten zu allen vier Classen, viele waren Officiere, einige in höherer Stellung, so der Generalinspector und der Chef der Artillerie. Ich will keine Namen nennen, um den Verirrten, wenn sie einst in ihr Vaterland wiederkehren sollten, die Schamröthe über ihre Vergangenheit in der Nicaraguaarmee zu ersparen.

Der Grundzug der Masse war Rohheit und Neigung zur Gewaltthat; Vertilgung der Eingebornen, um sich als gemachte Leute in die reichen Grundbesitze zu setzen, war das Ideal, dem sie nachstrebten; der Vertilgungskrieg (War of extermination) gegen die Eingebornen war bei den Meisten die Loosung und das Ziel der Unternehmung. Fragte ich um das Recht, so sprachen sie von der göttlichen Vorsehung, die ihnen diese Länder bestimmt habe, von ihrem Recht als Nordamerikaner, von ihrer Pflicht, die Civilisation hier einzuführen. Daß die gegenwärtigen Besitzer dadurch verdrängt werden, ist ihnen gleichgiltig, denn sie werden von ihnen mit Verachtung behandelt und ich hörte häufig den Ausspruch, daß sie schlechter seien als die Neger. Der Krieg muß bei solchen Leuten, wo die niedrigsten Triebfedern in's Spiel kommen und die Moralität auf so schwachen Füßen steht, wo Brutalität und Heuchelei Arm in Arm gehen, zum grausamen Spiel werden. Die Brandschatzungen, Confiscationen und Füsiladen Walker's wurden von der an die Greuel der Bürgerkriege gewöhnten Bevölkerung leichter ertragen als die Verachtung, der Hohn und die Mißhandlungen, welche die Abkömmlinge des alten castilischen Adels, die, so entartet sie auch sind, sich ihrer

Abkunft mit Stolz erinnern, von seiner Horde zu erdulden hatten. Ich hatte von einem Augenzeugen Schilderungen gehört über die Greuel, welche diese frechen Banditen in Massaya ausübten, die man kaum für möglich halten würde bei einem Volke des neunzehnten Jahrhunderts. Als ich dem Oberst *** dies vorhielt, antwortete er mit brutalem Lachen: „Bah! es ist der Raub der Sabinerinnen, den wir aufführen, ein classischer Fun." Kriegsgefangene wurden in der Regel nicht gemacht und wenn es ja ausnahmsweise geschah, so erlangten die Gefangenen damit nur eine Hängefrist. Ich befragte einen der Officiere, ob er dieses standrechtliche Verfahren nicht für eine Grausamkeit halte? Er antwortete: „Ja, als ich in Deutschland war, aber hier ist es so schwer bei den schlechten Wegen in den Wäldern, die Gefangenen zu überwachen und zu transportiren, da sie nur zu leicht Gelegenheit haben, zu entkommen. Wir folgen übrigens nur der Landessitte. Nach dem ersten Gefechte, das ich hier mitmachte, verschonte ich die Gefangenen; meine Soldaten stellten mir vor, daß es nothwendig sei, ihnen die Hände zu binden und einen Strick um den Hals zu legen, um bei dem ersten Fluchtversuch die Schlinge zusammenzuziehen. Wir marschirten weiter und beim ersten Alarm, daß der Feind in der Nähe sei, wurden die Gefangenen erdrosselt. Seitdem bekümmere ich mich nicht mehr um solche menschliche Läppereien." Zu solchen Acten gab Walker den Seinigen durch die von ihm sanctionirten Justizmorde das Beispiel. Ein empörender Act von Grausamkeit war die Hinrichtung eines der Agenten der Gegenpartei, der in einer Mission nach Costarica geschickt und vom Commodore, oder wie er es lieber hörte, dem Admiral, einem der unternehmendsten Anhänger Walker's, der mit einem kleinen bewaffneten Schiff in der Südsee kreuzte, auf der See gefangen wurde. Walker

ließ ihm den Proceß als Verräther machen und ihn erschießen. „To be shot in the plaza" war eine Lieblingsformel und oft das Ende seiner Ermahnungen oder Drohungen.

Die Truppen bekamen eine monatliche Löhnung von 30 Dollar, die aber bei dem Werth der Papiere nur 2½ — 3 Dollar vorstellten, also kaum hinreichten, ihnen den nothwendigen Drink, so hieß allgemein der Grog, zu verschaffen. Ihre Verpflegung bestand in einer Fleischportion und den landesüblichen Maiskuchen (Tortilla); Brot war ein Luxusartikel, da die Proviantzufuhren aus den Vereinigten Staaten sehr unregelmäßig waren; dieser Mangel wurde mehr von den Fremden, als den Nordamerikanern gefühlt, da die letztern an Mais gewöhnt waren. Außerdem bekamen sie Thee, Zucker, Pfeffer, Senf und Salz; Kleidungsstücke konnten sie aus den Vorräthen der Regierung, wenn welche vorhanden waren, für den Einkaufspreis bekommen, und die Officiere zogen es vor, ihr Papiergeld auf diese Art loszuwerden. Bequartirt waren sie gut, da fast die Hälfte der großen Häuser von der Regierung confiscirt oder von ihren Einwohnern freiwillig verlassen worden waren. Der Gesundheitszustand war schlecht und die Sterblichkeit groß. Während meines Aufenthaltes gab es fast täglich Begräbnisse. Einige waren allerdings an Verwundungen gestorben; sie gehörten zu Denen, die bei dem tollkühnen Unternehmen von San Yacinto betheiligt waren, welches von einer Schaar Freiwilliger außer allem Zusammenhang mit den übrigen Kriegsoperationen ausgeführt wurde; es sollte ein Ueberfall werden, der aber verrathen wurde, da die Gegenpartei viel besser mit Kundschaftern versehen war. Die Leichenzüge waren die einzigen Momente, wo die Flibustier sich mit einer gewissen Würde benahmen. Wenn ich einen solchen Zug im strömenden Regen mit umgekehrten

Waffen und gesenktem Haupt unter dem monotonen Trommelschlag einen Kameraden zur letzten Ruhestätte begleiten sah, konnte ich mich des Bedauerns über die Verkehrtheit und den falschen Ehrgeiz dieser Menschen nicht enthalten. Eine solche Gelegenheit sprach auch immer wie ein Memento mori zu den Herzen dieser Abenteurer und der Gedanke, vielleicht in wenigen Tagen denselben Weg zu gehen, machte sie ernst und verstimmt. Im Ganzen herrschte weniger Fröhlichkeit im Lager der Flibustier und blickte man in die Schenken oder in die Quartiere, so sah man sie kopfhängerisch beisammensitzen. In den Häusern, wo Deutsche wohnten, hörte ich Abends Gesang, aber auch da war es mehr die Vergangenheit als die Gegenwart, die in den Liedern sich aussprach.

Zum Glück für die Leute gab es im Lager Aerzte und Medicamente und Walker, der selbst in seiner früheren Jugend eine Zeit lang Arzt war, hatte diesen Trost seinen Kranken zu verschaffen gewußt. Die Aerzte hatten den Rang von Capitänen oder Majoren, nahmen aber unter Umständen auch wie der homerische Podalirius und Machaon an den Gefechten als Combattanten Theil. Ob ihre Doctorendiplome vollwichtiger waren als ihre Officierspatente, konnte ich nicht entscheiden. Trotz aller Sorge war die Sterblichkeit groß und von den zuerst Angekommenen, den Unsterblichen Vierundfünfzig, wie sie ein halbofficieller Artikel einmal nannte, war schon über die Hälfte todt. Die Gefechte waren weit weniger mörderisch als das Klima Granada's, das von jeher einen schlechten Ruf hatte. Die Nordländer litten von der Hitze und den angestrengten Märschen. Das Campiren des Nachts im Freien, die Regen, die ungewohnte Nahrung, schlechtes Trinkwasser und das Uebermaß geistiger Getränke brachten die Constitution herunter. Ein Marsch

von 4 — 5 deutschen Meilen zu Fuß mit Waffen und Munition ist unter solchen Umständen schon eine außerordentliche Anstrengung. Die Unzufriedenheit war groß und Desertionen häufig, die Ausreißer wurden verfolgt, Patrouillen ausgeschickt, Preise auf das Einbringen ausgesetzt und ausführliche Steckbriefe in die Zeitung eingerückt, in denen, außer einer genauen Personen- und Charakterschilderung auch das Gewicht der Deserteure angegeben wurde.

Während meines Aufenthaltes, der sich durch den Umstand, daß beide Dampfer nach San Carlos stationirt wurden, um Verstärkungen aus Nordamerika abzuwarten, bedeutend verlängerte, gab es einige Scenen von drastischem Effect; die erste wurde durch einen Mäßigkeitsapostel hervorgerufen, einen Priester der anglicanischen Kirche, welcher die Flibustiersitten reformiren wollte. Schon die Nachricht, daß ein Teatotaler angekommen sei, verursachte im Lager große Heiterkeit, und als er zu einem Meeting aufforderte, um den Leuten das Abscheuliche des Branntweintrinkens vorzustellen, brach ein allgemeiner Jubel aus, nicht über die gute Gelegenheit, sich zu reformiren, sondern über das Vergnügen, das man sich von dem Meeting versprach. Nach der Parade hatte sich beinahe die ganze Garnison nach und nach bei der Hauptkirche in erwartungsvollen Gruppen eingefunden. Der Apostel stieg auf die Stufen und legte zuerst ein politisches Glaubensbekenntniß ab; er erzählte ihnen, daß auch er ein Yankee, von der Nothwendigkeit der Vergrößerung ihres Vaterlandes durchdrungen und von dem glücklichen Erfolg der großen Nationalunternehmung, die sie begonnen, überzeugt sei, sie sollten Zutrauen zu ihm haben, denn er sei in seinem Herzen ein Flibustier wie sie. Dieser Theil der Harangue wurde mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Im zweiten Theile seiner Rede

beschrieb er die Nachtheile des Branntweintrinkens, der mit Kopfschütteln, unartigen Bemerkungen und Ausrufen der Verwunderung begleitet wurde. Als er im dritten Theile mit der Gründlichkeit eines deutschen Hydropathen die Vortheile und Annehmlichkeiten des Wassentrinkens für Leib und Seele in diesem Erdenleben und der Ewigkeit zu rühmen anfing, war kein Bleiben. Das Loblied auf das Wasser, das etwas lang war und das er am Schlusse mit lauter Stimme sang, wurde kaum noch von einem Dutzend Zuhörer angehört. Die ungeheure Majorität hatte sich leise fortgeschlichen oder laut lärmend entfernt, um in den Branntweinschenken entschiedene Opposition zu machen. Unser Mäßigkeitsapostel war über sein gänzliches Fiasco so verblüfft, daß er erklärte, nach Californien gehen zu wollen.

An einem Abend gab es zur Siegesfeier eines Gefechtes, von dem aber nur das officielle Journal etwas wußte, großes Theater. Ein großer Saal war in einem der leeren Häuser decorirt worden, wozu man die Flaggen der verschiedenen Consularagenten ausgeliehen hatte. Ein Dutzend Talglichte beleuchteten den Schauplatz. Das erste Stück war Shakspeare's Othello, der Regisseur appellirte an die Einbildungskraft der Zuhörer wegen einiger fehlenden Kleinigkeiten, wohin gänzlicher Mangel an Scenerie und Costümen gehörte. Der Mohr wurde von einem blonden Yankee mit einem rothen Bart gespielt, und das stark gekürzte Trauerspiel wurde zur vollständigen Farce. Die darauf folgende Localposse oder das Lustspiel der Situation brachte aber den umgekehrten Effect hervor und imponirte den Zuschauern als Sittenspiegel ganz außerordentlich. Es war ein Gelegenheitsstück aus ihrem Lagerleben. Ein spanischer Don bildete den Gegensatz zu einem die Welt beglückenden Flibustier-

capitän; die dicken Wahrheiten mundeten den Leuten wenig. Unter andern ließ in einer Scene ein Commandant seine Truppen die Revüe passiren, die aus einem Pfeifer und fünf Mann bestanden. Der Commandant hielt einen Monolog, in welchem er seine Verzweiflung ausdrückt, daß alle seine Leute Gentlemen seien und daher nicht als Gemeine dienen wollen, daß sie lieber Grog trinken als Schildwache stehen, und daß die ganze Compagnie nicht so viel Leinen habe, um ein Hemd zu flicken. Wenn man auf die Zuschauer sah, so fand man diesen letzten Theil des Monologs auf gar manche andere Compagnie anwendbar.

Das officielle und einzige Journal Granada's war der Nicaraguense, welcher mit englischem und spanischem Text erschien. Die Artikel in den beiden Sprachen stimmten jedoch weder in der Ausdehnung und Stylisirung, noch in dem geschilderten Thatbestand überein; während der englisch geschriebene Leitartikel umfangreich und bombastisch geschrieben, auf die Erhebung des Muthes der Flibustier und die Unterstützung der Vereinigten Staaten berechnet war, athmeten die spanisch geschriebenen Artikel mehr Wahrheit und einen versönlichern Geist gegen die Einwohner, denen die Palme des Friedens gezeigt wurde. Viele Leitartikel und Berichte kamen aus der Umgebung Walker's und manche sollen von ihm selbst verfaßt worden sein. Der Redacteur war, trotz seiner Excentricitäten, eine der seltenen Ausnahmen unter den Journalisten, da er für seine Idee nicht nur zu schreiben, sondern auch zu fechten verstand und später in Granada in einem der letzten Gefechte den Tod fand.

Täglich wurden neue Gerüchte über die Fortschritte der Flibustier, über siegreiche Gefechte, herannahende Verstärkung und Proviantirung in Umlauf gesetzt und das officielle Tagesblatt verkündete jedes Mal, daß binnen Kurzem das ganze Land

vom Feinde befreit sein werde. Auf dem Grunde von all diesen hoffnungsreichen Redensarten waren ganz andere Dinge zu finden. Die Gegenpartei war mit neuen Kräften in's Feld gerückt und die nördlichen Staaten waren bereit, beträchtliche Contingente zu den Truppen in Leon abzuschicken. Man hörte, daß Costarica sich von dem panischen Schrecken, den nicht Walker, sondern die Cholera in den Reihen der kleinen, von ihr decimirten Armee verbreitet hatte, schon allmälig erhole und eine Diversion längs des Sarapiqui, ihre Hauptmacht dagegen eine Bewegung gegen San Juan del Sur vornehmen wolle. Das Hauptquartier war so schlecht mit Kundschaftern bedient und die Gegner hatten ihre Bewegungen so geheim zu halten gewußt, daß die Nachricht, die Feinde hätten in Leon die Offensive ergriffen, zugleich mit dem Bericht des Obersten Mac Intosh eintraf, daß er seine feste Stellung in Managua aus Besorgniß, von einer überlegenen Macht abgeschnitten zu werden, verlassen und sich mit Zurücklassung seiner Geschütze, die er vernagelte, auf Massaya zurückgezogen habe. Diese Hiobsbotschaft kam so unerwartet und setzte Alle in solche Bestürzung, daß, wenn der Feind in diesem Augenblicke vorgedrungen, Granada in seine Hände gefallen wäre.

Walker war der erste, der die Ruhe wiedergewann. Aus den Fremden und den Beamten seiner Verwaltung wurde noch denselben Nachmittag eine Reserve gebildet. Die noch nicht requirirten Pferde wurden mit Beschlag belegt, Reiterpikette vorgeschoben, Patrouillen nach allen Richtungen ausgesendet und ein Theil der Truppen in der Richtung von Massaya ausgeschickt, um die dortige Garnison zu unterstützen und ihre Verbindung mit Granada zu unterhalten. Die Situation war um so kritischer, da die beiden Dampfer abwesend waren, im Falle einer Niederlage also selbst die Mittel zum Rückzuge oder zur

Flucht fehlten. Am andern Morgen wurden mehrere Eingeborne eingebracht, die man als Kundschafter ganz nahe an der Stadt gefangen hatte, die aber ein Theil einer Streifpatrouille des Feindes waren, welche, als sie sich entdeckt sah, ihre Waffen wegwarf und sich zu verbergen suchte. Von Amtswegen wurde dies aber nicht zugegeben, um die Gemüther nicht noch mehr zu beunruhigen und den Bewohnern nicht Muth zu einer Erhebung einzuflößen, obwohl die letztern viel besser unterrichtet waren, als Walker glaubte. Etwas später brachte man einen Trompeter ein, der ungefähr eine deutsche Meile von der Stadt nahe am See gefangen worden war. Es ist wenig wahrscheinlich, daß die Eingebornen sich dem Vergnügen des Hornblasens in den Wäldern, ergeben und noch weniger, daß Kundschafter in die Trompete stoßen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er irgend einem feindlichen Corps angehörte, das in der Nähe lag und einen Ueberfall im Schilde führte. Die Stimmung änderte sich aber plötzlich, als der eine Dampfer signalisirt wurde und bald darauf auch der zweite und die Nachricht einlief, daß beide mit allen Flaggen bedeckt seien. Selbst die Ungläubigen fingen an zu hoffen, daß die Verstärkungen, mit denen sie seit drei Monaten getröstet wurden, wirklich im Anzuge seien. So war es auch. Der amerikanische Geschäftsträger, der mit vielen andern Freunden Walker's an's Ufer geeilt war, hielt es nicht unter seiner Würde, im Galopp in's Hauptquartier zu sprengen, um als Erster die freudige Botschaft zu überbringen. Vor Sonnenuntergang waren die Angekommenen, ungefähr 400 an der Zahl, gelandet, und wurden von der Musikbande und dem Generalstab eingeholt. Sie kamen von New-York und sollten unter dem Namen New-York-Volonteers ein eigenes Regiment bilden. Sie hatten ein gutes Aussehen und mehr als die Hälfte waren

deutsche Handwerker, die mit den letzten Emigrantenschiffen nach Amerika gekommen waren und von Walker's Seelenverkäufern zu dem abenteuerlichen Unternehmen verlockt wurden; sie hatten sich in Compagnien getheilt und ihre Officiere gewählt, unter welchen auch einige ältere, emigrirte Polen waren. Die saubere Kleidung und die frische Gesichtsfarbe der Ankömmlinge stachen auffallend gegen die der Garnison ab, die nicht allzugroße Hoffnung über die glänzende Carriere erweckte, die ihnen bevorstand. Diejenigen, welche in den norddeutschen Armeen ihre Dienstzeit durchgemacht hatten, richteten die Recruten während der Ueberfahrt ab, so daß diese schon eingeschulten Verstärkungen einen doppelten Werth hatten. Sie wurden vor Walker's Haus geführt, dem sie drei Hurrah brachten, und dann in ihre Casernen geschickt. Zur Feier des glücklichen Ereignisses soll die Stadt erleuchtet gewesen sein, so berichtete am andern Morgen das officielle Journal, welches die Verzeichnisse der Angekommenen veröffentlichte. Die Officiere wurden von Walker bestätigt, das Regiment jedoch aufgelöst und unter die übrigen Truppen vertheilt. Diese Verstärkung war nicht nur von großer materieller Wichtigkeit, indem sie den Fall Granada's verzögerte, sondern von noch größerer moralischer, da die neu Ankommenden erzählten, daß ihnen bald Andere nachfolgen würden und auch eine beträchtliche Menge von Kriegsvorräthen und mehrere Geschütze unterwegs seien. Die Leute waren in New-York öffentlich angeworben worden und hatten sich mit großer Ostentation eingeschifft, ohne daß die Behörden die geringste Notiz davon genommen hatten.

Der Zuwachs an Kräften, welcher Walker erlaubte, Massaya zu verstärken, ohne Granada bloßzugeben, kam seinen Feinden so unerwartet, daß er sie für einige Zeit in ihren Bewegungen

lähmte. Ein ganz zweckloses Zaudern, da alle disponiblen Kräfte Walker's, die er dem Feind auf einem Punkt entgegensetzen konnte, kaum 900 Mann erreichten; aber auch Walker beging den großen Fehler, diesen günstigen Moment nicht zur Offensive zu benutzen.

Die Aufregung legte sich allmälig, als der größte Theil der Neugeworbenen unter Absingung der Marseillaise nach Massaya abgezogen waren.

Obwohl Zuzüge aus Californien und später aus New-York und Neuorleans ankamen, wuchsen die Streitkräfte Walker's doch nicht mehr zu einer solchen Höhe, um ihn zur Offensive zu ermuthigen und so die in concentrischen Bewegungen auf Granada vorrückenden Streitkräfte einzeln schlagen zu können. Die Flibustier wurden im folgenden Jahre zuletzt in Rivas eingeschlossen und capitulirten unter der Bedingung, das Land zu verlassen. Walker selbst wurde später in Nordamerika von der Van-der-Bilt-Company, deren Schiffe er verkauft hatte, verfolgt. Kaum freigelassen, erschien Walker schon Ende 1857 abermals in Nicaragua, wo er sich jedoch dem nordamerikanischen Capitän Paulding ergeben mußte, da Buchanan sich energisch gegen das Flibustierwesen erklärt hatte. Walker endete 1860, als er eben auf's Neue einen Einfall in Centralamerika organisirt hatte, wobei er gefangen und kriegsgerichtlich erschossen wurde. Sein ehrgeiziger Plan scheint im Jahre 1856, nach dem, was ich in New-York über ihn und mehrere Parteigänger aus Cuba erfahren hatte, gewesen zu sein, eine Militärdictatur oder eine Conföderation mehrerer Militärchefs in Cuba und Centralamerika zu gründen, keineswegs aber als Werkzeug für die Pläne der Eroberungsgelüste der Vereinigten Staaten zu dienen, über die er sich in einem aufgefangenen Briefe

verächtlich aussprach und seine Landsleute psalmodirende Yankees nannte. Damit stand sein späterer Uebertritt zum Katholicismus, um sich bei seinen künftigen Unterthanen beliebt zu machen, in Verbindung. Der vorherrschende Charakterzug war sein großer Ehrgeiz, eine neue Herrschaft zu gründen; es fehlte ihm weder an Muth noch an Talenten dazu, und er hätte gewiß auch seine Schmeichler, Verehrer, Höflinge und Gelegenheitsdichter erhalten, wenn das Unternehmen gelungen wäre, denn nur im Schiffbruch seiner Pläne werden sehr viele Historiographen sein Verbrechen finden. Sein Unstern war finanziell die Papierwirthschaft, politisch die Vermögensconfiscation und die Aufhebung der Verfassung; militärisch war sein Unglück in Nicaragua durch den versäumten Marsch auf Leon im Sommer 1856, durch die Nothwendigkeit, die Verbindung nach der Südsee aufgeben zu müssen, so wie durch den Verlust der Stellungen von Managua und Tipitapa bedingt; denn so wie das Seegebiet Centralamerika's die höchste Bedeutung für den Handel als Durchzugsland hat, so ist dieses für die Machtstellung der umliegenden Staaten und als Operationsbasis für strategische Unternehmungen von unschätzbarem Werthe. Es erfordert zu seiner Behauptung nur geringe Streitkräfte, vorausgesetzt, daß die Landmacht durch eine kleine Anzahl Schiffe auf dem See unterstützt wird, welche die Concentrirung der Streitkräfte zum Angriff und zur Vertheidigung wesentlich erleichtert. Im Besitz einer Position westlich vom Managuasee, auf dem gleichfalls ein kleiner Dampfer hätte stationirt sein müssen, der Stellungen am Tipitapa, Virginbai, San Carlos und der Stationen am Flusse San Juan wäre die Behauptung eine nachhaltige und sichere geworden. Leichte Feldgeschütze und Berghaubitzen, die auf Maulthieren verladen werden können, und einige Schwadronen

reitender Schützen wären im Gefecht und zur Unterwerfung des Landes entscheidender gewesen als eine große Zahl Infanterie; kleine fliegende Corps besser als eine verhältnißmäßig größere Anzahl müßig liegender Soldaten.

Walker war mittelgroß, ebenmäßig gebaut, das Haupthaar blond, das Gesicht geröthet mit Sommersprossen, glatt rasirt; das Charakteristische waren seine stechenden, grauen Augen, um derentwillen seine officiellen Schmeichler ihn den Grey eyed man of destiny nannten. Er fascinirte sie durch langes scharfes Ansehen oder pflegte sie dadurch einzuschüchtern; keine Kunst bei Menschen, von denen die Mehrzahl seine intellectuelle Ueberlegenheit fühlte; er sprach wenig und langsam; im Essen und Trinken war er mäßig und die Brandyflasche im Hauptquartier diente nur zur Stärkung seines Ministeriums und seines Generalstabes. Er trug einen blauen einfachen Waffenrock mit Messingknöpfen, ohne alle Auszeichnung und weiße Beinkleider. Er wohnte von der Plaza entfernt in einem bescheidenen, ebenerdigen Hause, vor dem nur eine einzige Schildwache unter der Veranda stand oder saß, und affectirte eine große Zuversicht.

Viertes Capitel.

Abreise von Granada. — Der Dampfer Texas. — Leben an Bord. — Key West.

Die Zeit des Durchzuges für die californischen Passagiere nahte heran und ich hatte Aussicht, Centralamerika verlassen zu können, dessen Boden ich so unterhöhlt gefunden hatte. Ich ging zu General Walker, um meinen Paß von ihm visiren zu lassen, was er ohne irgend eine indiscrete Frage that. Am 2. October schiffte ich mich am Bord des San Carlos ein, um meine Rückreise anzutreten. Die Zahl der Reisenden war sehr gering; unter ihnen befanden sich einige Officiere Walker's für seine Garnisonsplätze und zwei seiner Agenten, von denen der eine nach den Vereinigten Staaten und der andere nach England bestimmt war, um auf die öffentliche Meinung zu wirken und wo möglich seine Anerkennung von den Regierungen zu bewirken. Außer diesen Hauptpersonen waren zwei Officiere an Bord, welche seinen Dienst verließen, um mit Zwangsbilleten in Greytown eingeschifft zu werden und welche bis dahin militärisch bewacht wurden, um ihr Uebergehen zum Feinde zu verhindern, eine Vorsichtsmaßregel, die Walker, durch die Erfahrungen der letzten Monate belehrt, für nothwendig hielt. Unter den Mit-

reisenden war auch ein englischer Kaufmann, der von Leon nach Granada gekommen war, um von dort nach den Vereinigten Staaten zu gehen und welchen Walker mehrere Wochen in Granada zurückbehalten und sogar mit dem Erschießen bedroht hatte, weil er ohne seine Autorisation angekommen war, und der endlich freigelassen wurde, als der Despot Nicaragua's hörte, daß der Fall zur Kenntniß des englischen Consuls in Greytown gekommen war.

Die angekommenen Streitkräfte, die Sympathie der Vereinigten Staaten und die großen Dinge, die jetzt für das Land in Aussicht ständen, bildeten an Bord das Hauptgespräch, denn Niemand wollte an den nahen Fall der Flibustierherrschaft glauben. In Virginbay hielt der Dampfer, um die Ankunft der Reisenden aus Californien abzuwarten. Der Brigadecommandant von San Jorge hatte einen Theil seiner Truppen gegen San Juan vorgeschoben, um den Hafen und die Straße zu decken und die jenseitigen Wälder zu recognosciren.

Schon in den Vormittagsstunden kamen die ersten Reisenden, die Briefpost und einige Werthsendungen unter dem Schutz eines Theiles der schon oben Seite 395 beschriebenen Reiterei, welche den Namen der Mounted Isthmus-Rangers führte. Darauf kamen Omnibus, in denen Frauen und Kinder, aber nur ein kleiner Theil der männlichen Reisenden sich befand, während die meisten auf Pferden, Maulthieren oder Eseln, oft in den sonderbarsten Aufzügen, Reisesäcke oder Packschachteln vor sich, anlangten. Diese Reise auf dem Festlande wurde für die Transitcompany von einem spanischen Creolen und einem in Nordamerika naturalisirten Deutschen besorgt. Ein großer Theil ihrer Thiere war jedoch von Walker requirirt und zuletzt unter dem Vorwande, daß der Creole im Interesse der feindlichen

Partei handle, confiscirt worden. Die Zahl der Reisenden wuchs rasch und gegen Abend waren alle um die hölzerne Schiffslände versammelt, um sich einzuschiffen. Diese Gelegenheit war zu erwünscht für die Anhänger Walker's, um nicht einen Versuch für die Vermehrung seiner Popularität durch Reden oder seiner Recruten durch Werbungen zu machen. Einer seiner Anhänger, der in Californien eine kleine Schaar für ihn geworben hatte, hielt eine Rede über die Zukunft Nordamerika's, die Nothwendigkeit der Flibustierunternehmung, die große Rolle, welche die Vorsehung Walker zu spielen bestimmt hatte, den Ruhm und die Vortheile, welche Alle, die sich unter seine Fahne stellen werden, erreichen würden. Trotzdem, daß die Rede etwas verworren war, wurde dem Redner viel Beifall geschenkt und am Schluß brach ein dreimaliges donnerndes Hurrah los. Vor Sonnenuntergang waren die Reisenden und ihr Gepäck, das nur wenig Raum einnahm, eingeschifft und der Dampfer verließ das Ufer. Das Gewühl am Bord war sehr groß, der Lärm der Conversation, das Rufen nach Betten und dergleichen betäubend und steigerte sich zu einer grenzenlosen Verwirrung, als plötzlich eine große Masse Dampf durch ein wahrscheinlich von einem neugierigen Reisenden unvorsichtig geöffnetes Ventil ausströmte und das ganze Schiff mit einer heißen Wolke erfüllte.

Mit Tagesanbruch passirten wir das Fort San Carlos und traten in den Fluß ein, verließen den Seedampfer, wie bei der Hinauffahrt, und gingen in einem Flußdampfer rasch stromab. Die Reisenden unterhielten sich am Bord mit Kartenspielen, einige auch mit Pistolenschießen; wenn irgendwo ein Krokodil an der Oberfläche des Flusses auftauchte oder wir so nahe am Ufer hinfuhren, daß ein Vogel sichtbar wurde, so knallte es oft an zwei oder drei Orten im Schiffe zugleich, da

eine große Zahl der Passagiere Waffen bei sich führte. Diese Unbesonnenheiten befremdeten mich nicht, da ich früher schon gehört hatte, daß selbst die Capitäne der Dampfer mit der größten Rücksichtslosigkeit verfahren und daß einer derselben sogar einen Kahn der Eingebornen im Uebermuth in den Grund gebohrt hatte. In Castillo viejo mußten wir den größten Theil des Nachmittags und einen Theil der Nacht zubringen, und es gab dort mehr als eine Scene von Streit, die oft blutig zu enden drohte, wenn nicht Andere dazwischen getreten wären. Am 5. langten wir in Greytown an, hielten aber am rechten Ufer des Flusses. Da die kleinern Flußdampfer zwei Fahrten machen mußten und ich unter den zuerst Angekommenen war, hatte ich alle Aussicht, mit Muße mein Gepäck aus der Stadt abzuholen, und da ich dieses schon so arrangirt hatte, daß eine weitere Verpackung nicht nöthig war, kam ich nach einer Stunde am andern Ufer an, um mich auf dem atlantischen Dampfer Texas einzuschiffen, welcher die letzten Reisenden und die Freiwilligen für Walker gebracht hatte und mit dem ich die Reise nach New-York machen sollte.

Die Flußdampfer kamen rasch nach einander an und um 5 Uhr Nachmittags waren beiläufig 750 Passagiere an Bord, die alle in den engen Räumlichkeiten untergebracht werden sollten. Die Maschine war schon geheizt, der Anker wurde aufgewunden, aber der Texas kam nicht von der Stelle, als die Räder sich in Bewegung setzten. Wir saßen auf einer Sandbank, in deren Nähe der Lotse das Schiff gebracht hatte. Einer der Passagiere meinte, es sei vorsätzlich geschehen, um das Schiff untauglich zu machen und die hohe Versicherungssumme für den schlechten alten Kasten einzustecken. Die Versuche, das Schiff flott zu machen, wurden sehr energisch betrieben, der Capitän suchte vor-

wärts und rückwärts zu gehen, die Bote des Schiffes und die der englischen Kriegsschiffe, welche auf das erste Ansuchen mit größter Bereitwilligkeit ausgesetzt worden waren, brachten den Texas nicht von der Stelle. Der Capitän nöthigte endlich die Passagiere, an's Land zu gehen, die in der Nacht in Greytown ankamen und der Stadt das seltene Vergnügen verschafften, einmal durch den Transit etwas zu verdienen, dessen Compagnie bis dorthin auf die eigensinnigste Weise jeden Verkehr zu vereiteln gesucht hatte, um den Ort herabzubringen. Die Bewohner rächten sich dadurch, daß sie doppelte und dreifache Preise auf ihre Absatzartikel setzten.

Am andern Morgen gelang es einer englischen Dampffregatte, welche geheizt hatte, den Texas loszumachen, der seine Passagiere wieder aufnahm und eine Stunde danach aus der Mündung des San Juanflusses hinausdampfte. Die Reisenden waren nach erster und zweiter Classe geschieden, von denen die ersten das Hintertheil, die letztern das Vordertheil einnahmen und auch getrennte Mahlzeiten hielten. Auf dem Hauptdeck des Hintertheiles befand sich in der Mitte noch eine Doppelreihe von Cabinen, welche für die Schiffsofficiere und die mit Familie reisenden Passagiere reservirt wurden; die Cabinen der übrigen Passagiere erster Classe waren an den Seiten des Schiffsaales. Ich kannte zwei von den Mitreisenden: den englischen Kaufmann aus Leon und einen Deutschen aus San Juan del Sur, mit welchen ich gemeinschaftlich eine Cabine bezog, da jede derselben drei Mann aufnehmen muß. Ich bemerkte gleich im Anfange, daß mit dem Wasser zum Waschen, mit Handtüchern und Seife gegeizt wurde; das Trinkwasser war zwar reichlich vorhanden, aber unangenehm, da es das Destillationsproduct der Maschine war. Der Salon und auch das Deck sahen ekel-

haft aus durch das fortwährende Ausspucken, welches eine Folge des unleidlichen Tabackkauens ist; Saal und Cabinen waren schlecht gelüftet, was bei der großen Ueberfüllung des Schiffes doppelt unangenehm war. Bei Tisch zeigte sich jene unanständige Gier, welche einen großen Theil der Bevölkerung Nordamerika's charakterisirt. Nach englischen Begriffen konnte man kaum ein Drittel der Passagiere erster Classe am Bord des Texas für Gentlemen halten. Es wurde mit großer Schnelligkeit gegessen, und die Meisten empfanden nicht die geringsten Scrupel, die heterogensten Dinge auf ein und denselben Teller zu häufen, um sich ihre Ration ein für allemal zu sichern, dachten aber in der eifrigen Erfüllung ihrer Pflicht gegen sich selbst nie an das Gebot der Billigkeit gegen ihre Tischnachbarn. Die Aufwärter waren durchaus Irländer. Ich hatte mich beim Eintritt auf den Texas der weisen Lebensregel wieder erinnert, die mir ein Nordamerikaner, mit dem ich die Reise auf dem Magdalenenstrom gemacht hatte, mitgetheilt und die Aufmerksamkeit des einen Aufwärters durch einige Dollar zu gewinnen gewußt; durch seine Hilfe erhielt ich Alles und wurde bei Tisch und in der Cabine mit allem Nothwendigen versorgt, während meine Nachbarn darbten, von denen der eine der Engländer aus Leon, der andere ein Vollblutamerikaner und ein Knownothing war, der über die Nachlässigkeit der Aufwärter klagte und gegen die Emigration der Irländer heftig declamirte. Der größte Luxus war das Eis bei Tisch, so lange wir zwischen den Wendekreisen fuhren. Auffallend war, daß von den Meisten bei Tisch nur Wasser getrunken wurde; aber nach den Mahlzeiten und auch unter Tags war die am Bord befindliche Schenke sehr besucht und das Verlangen nach Ale, Porter, französischem Rothwein, moussirendem Aepfelwein, Champagner und Cocktails

war ein so großes, daß mehrere dieser Artikel schon in den ersten Tagen fehlten und auch das Eis, das außer den Mahlzeiten nur mit feinen Weinen verabreicht wurde, zu schwinden begann. Das Eis wird, wie schon früher (B. II. S. 500) erwähnt, mitgeführt, um das Fleisch und das geschlachtete Geflügel zu conserviren. Ein anderes, eigenthümliches Geschäft, ein Kleidermagazin war an Bord etablirt, und es war sehr ergötzlich zu sehen, wie jeden Tag ein Theil der Reisenden ihre Costüme, die in der Regel sehr einfach waren und nur zu oft die Spuren der Arbeiten an den Diggings oder des Flibustierlagers an sich trugen, gegen elegantere, wenn auch nicht immer kleidsamere Anzüge vertauschten.

Am Deck herrschte viel Lebendigkeit; es formirten sich Coterien und die drei politischen Parteien sehr bald: die der Knownothings, der Demokraten und der Republikaner. Die erste war eigentlich nur eine Schattirung der Demokraten und verfocht wie diese die Sclaverei, das Flibustierwesen, die gewalsame Annexion, unterschied sich aber dadurch, daß sie auch gegen alle Katholiken und die fremde Emigration eiferte. Die Partei war jedoch schon damals auf dem Punkte des beginnenden Verfalls angekommen; denn da sie nicht nur gewaltthätige Elemente in sich enthielt, sondern auch durch Unwissenheit und Mangel an Bildung sich auszeichnete, fingen die feiner Gebildeten und Liberaleren an, sich von ihr wegzuziehen. Die republikanische Partei vertritt die Aufhebung der Sclaverei und die Abschaffung des Flibustierwesens, bevorwortet dagegen die Entwicklung der innern Hilfsquellen nicht nur durch die einheimische Bevölkerung, sondern auch durch die Einwanderer; sie hat ihre Anhänger vorzüglich im Norden und versuchte es damals, ihren Candidaten Fremont durchzusetzen, unterlag aber den Demokraten. Die Aeußersten

dieser Partei predigten schon damals die Beschränkung der Sclavenstaaten und das Einmischen der Regierung in die innern Angelegenheiten. Es machte einen fast komischen Eindruck, zu hören, wie zärtliche Väter ihren Kindern beim Ausschelten die Namen der Gegenpartei gaben und ein Republikaner sein Söhnlein, das sich unanständig betrug, einen Flibustier nannte. An einem der ersten Tage kamen die Parteien überein, ihre Kräfte zu mustern und den künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten zu wählen, denn die Wahlagitation hatte damals schon begonnen. Officiere, Matrosen und Heizer betheiligten sich bei der Wahl und die Agitation am Bord des Texas dauerte einige Stunden. Wie später in der großen, so erhielt auch hier in der kleinen Republik Buchanan bei diesem prophetischen Vorspiele die meisten Stimmen und somit war die Ueberlegenheit der demokratischen Partei constatirt.

Ein anderes Zwischenspiel war für mich von nicht kleinem Interesse; es war die Anfertigung von statistischen Tabellen, welche jedes Schiff bei seiner Ankunft den Behörden übergeben soll. Am Bord des Texas wurden sie durch den Purser (Schiffsverwalter), der zugleich der Arzt war, angefertigt. Da man in Amerika das Paßsystem nicht kennt, so fehlten dem Manne die Anhaltspunkte, die sonst aus den Legitimationspapieren entnommen werden. Er hatte jedoch so viel Scharfblick, daß er das Alter und sehr häufig auch die Beschäftigung richtig bestimmte und nur selten zu einer Anfrage genöthigt war.

Da bis Key West das Wetter günstig und der Aufenthalt auf dem Verdeck möglich war, so bestand die einzige Unbequemlichkeit in der großen Hitze, die des Nachts im Schiffe herrschte. Der Texas lief in Key West ein, um Kohlen, Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Key West ist eine der niedrigen

Inseln, die wie ein Gürtel an der Küste Florida's bis zu den Tortugas sich hinziehen und die große Handelsstraße zwischen Florida, Cuba und den Bahamainseln, welche schon durch den häufigen Wechsel von Strömungen und Gegenströmungen, Calmen und Stürmen unsicher ist, noch gefährlicher machen. Key West ist gleichsam im Angesichte von Habana gelegen und in der letzten Zeit von den Nordamerikanern zu einem bedeutenden Waffenplatz umgeschaffen worden. Zwei große Forts, mit auserlesener Artillerie versehen, beherrschen den Hafen, in dem die Vereinigten Staaten unbemerkt eine Flotte oder ein Invasionsheer sammeln können, um in Cuba zu landen, und von wo aus sie die auf der Insel allenfalls befindlichen Streitkräfte unterstützen können. Der Hafen ist der einzige zwischen der Chesapeakebai und Pensacola, der große Schiffe aufnehmen kann. Die kleine Stadt sieht sehr hübsch aus, theils durch die reinlichen Häuser, die doppelt angenehm auffallen, wenn man eben aus dem ärmlichen Greytown kommt. Einige Cocospalmen und die tropischen Pflanzen in den Gärten beweisen, daß die Stadt noch in der Nähe des Wendekreises liegt. Die flache Insel hat zwar wenig Anziehendes, aber der Blick auf das Meer, dessen Tiefblau hier und da von amethystfarbigen Stellen unterbrochen wird, welche die Untiefen bezeichnen und violettes Licht reflectiren, ist reizend.

In der Stadt sind sehr viele Kaufläden, in denen Waaren aller Art sehr billig, oft sogar unter dem Einkaufspreise zu bekommen sind, viele waren aber durch Seewasser beschädigt; dies erklärt sich daraus, daß Key West vorzüglich nur Vorräthe enthält, welche aus Schiffbrüchen gerettet werden, die in diesem Theile des Meeres, das voll Sandbänken und niedrigen Inseln ist, häufig sind, trotz der genauen Karten, Leuchtthürme und

Lotsenbote, die an den gefährlichsten Stellen und den äußersten Keys stationirt sind, meist den nördlichen Staaten angehören und die Führung der Schiffe übernehmen oder den mit dem Untergang Bedrohten Hilfe leisten. Die Bewohner machen gute Geschäfte und in letzter Instanz noch durch ihr Strandrecht. Neben diesem wenig ehrenwerthen Erwerbrecht wirft man einzelnen Bewohnern noch eine Art verdeckten Sclavenhandel vor, indem sie in kleinen Boten einen oder zwei Sclaven, die im Fall der Entdeckung als zum Bote gehörige Ruderer ausgegeben werden, von Cuba herüberbringen und diese Fahrten oft unternehmen. Da der Preis der Sclaven in den Vereinigten Staaten fast der doppelte von dem in Cuba ist, rentirt sich dieser Menschenhandel sehr gut. Ein vollendeter Seelenverkäufer nimmt aber auch keinen Anstand, freie Neger oder Farbige in der Fremde an Bord zu locken und auf den Sclavenmärkten der südlichen Staaten zu verkaufen.

Wir verließen noch denselben Abend Key West und dampften bald darauf in nordöstlicher Richtung in den Atlantischen Ocean. Schon am andern Morgen war das Fortrücken in die nördlichen Breiten durch die größere Kühle fühlbar, welche durch nordwestliche und später nordöstliche Winde erhöht wurde. Der Nordostwind wuchs endlich zu einem Sturm, der uns länger als vierundzwanzig Stunden hinderte, über die Höhe des Cap Hatteras zu kommen. Das Schiff litt während des Sturmes sehr, und da wir auch unsern Kohlenvorrath verbraucht hatten, war das Bedürfniß dringend, einen Zufluchtsort zu suchen; der Capitän lief daher in die Chesapeakebai ein und nahm seinen Curs nach Norfolk.

Die

Vereinigten Staaten und Canada.

Erstes Capitel.

Baltimore. — New-York. — Amerikanische Zustände.

Das Land um die Chesapeakebai machte in der Beleuchtung der trüben kalten Herbstluft einen doppelt unangenehmen Eindruck auf mich. Ein großer Theil der Passagiere verließ hier den Texas und auch ich hielt es für das Räthlichste, die Bai hinauf nach Baltimore und von dort nach New-York mit der Eisenbahn zu gehen. Ich bestieg in Norfolk einen der großen Dampfer, welche die Bai und den Patapskofluß befahren.

Dieses große, tief in das Festland einschneidende Wasserbecken wurde schon 1632 ein Asyl der aus dem Kampfe intoleranter Parteien flüchtenden Europäer; wie um die Massachusettbai sich vertriebene Protestanten ansiedelten, so sollte Baltimore die Freistätte landesflüchtiger Katholiken werden.

Ich blickte mit Spannung dem Lande entgegen, dessen ganzes Leben von dem alteuropäischen so verschieden ist, daß parteiische Publicisten, Reisende und Emigranten es bald über Alles preisen, bald als nichtswürdig in den Staub treten, indem sie ihre subjectiven, durch die Erlebnisse gefärbten Anschauungen als den allein giltigen Maßstab über den objectiven Thatbestand, der

allerdings nur die Folge eines kältern Urtheils oder einer größern Lebenserfahrung ist, zu stellen sich berechtigt glauben.

Die große Republik mit ihren durch einander fluthenden Elementen ist in ihrem Wesen noch nicht organisch abgeschlossen, ihr Wachsthum nach Außen und Innen ist durch die Vermehrung der eigenen Bevölkerung, so wie durch die Einwanderung aus Europa, die eine beständige Transfusion mitunter der besten Lebenskräfte aus der alten Welt bildet und welche in der Vorliebe der Emigration aus den östlichen Staaten nach den westlichen innerhalb der Union ihr Gegenstück findet, in einer solchen Weise beschleunigt worden, daß das gesammte Leben des Staates in einem halbflüssigen Zustande geblieben ist, der gegen den starren, verknöcherten der alten Staaten sich wie ein jugendlicher Organismus gegen ein altes Individuum verhält. Die einzigen festen Kerne sind die Individuen, die sich nach Willkür oder aus innerer, selten aus äußerer Nothwendigkeit im Gemeindeleben an einander schließen, in welchem sich die Rechtszustände durchaus nicht auf einer neuen Basis — wie unsere Doctrinäre glauben, sondern auf der ältesten des angelsächsischen Stammes, auf jener der Selbstregierung entwickelt haben. Ich habe schon bei der Schilderung der englischen Colonien nachgewiesen, daß das Selfgovernment der Grundzug ihrer Verfassungen ist. Die Furcht vor dem erniedrigenden „Colonialbewußtsein,“ welche ein deutscher Beobachter des amerikanischen Lebens den Emigranten nach den englischen Colonien einzuflößen suchte, ist daher eine ganz ungegründete; der Grundzug in ihnen und dem amerikanischen Staatsleben ist derselbe.

Das Selfgovernment entwickelt mehr als jedes Andere die persönliche Freiheit und die persönliche Würde nicht nur im Manne, sondern auch im Weibe, das in Amerika seinen An-

schauungs- und Wirkungskreis erweitert und sich von jeder Unterordnung selbst befreiend, im Familienleben jene Stelle einnimmt, wie der Mann in seiner Gemeinde, und nur in seltenen Fällen aus der Sphäre echter Weiblichkeit tretend, zu jener bizarren Persönlichkeit wird, die der Amerikaner selbst als strong minded woman bezeichnet. Das Selbstgefühl des Amerikaners erscheint nur in jenen Kreisen, denen der glatte Schliff conventioneller Formen fehlt, als Rohheit, welche den Ankömmling, der von offenen Armen und offenen Herzen geträumt hat, um so mehr enttäuscht, da dem Amerikaner bei seiner vorwaltenden praktischen Verstandesrichtung und seinen materiellen Interessen die größere Gefühlswärme und ein reiches Phantasieleben fehlt, das keine Illusionen aufkommen läßt, aber auch der Entwicklung einer höhern Kunstrichtung nicht günstig war. Dagegen entschädigt eine gesunde praktische Bildung, welche durch das ganze Volk geht, für das Raffinement privilegirter Stände. Man thäte daher sehr Unrecht, dem Ausdruck „Gleichheitsstall für Freiheitsbengel," der für die Vereinigten Staaten von einem mit ihnen etwas unsanft verfahrenden Künstler gebraucht wurde, eine allgemeine Berechtigung zu geben.

Die einseitige Auffassung des Selfgovernments im egoistischen Interesse hat mannigfache Auswüchse erzeugt: der Souveränetät des Volkes und der Territorialhoheit des Congresses gegenüber hat sich die (Douglas'sche) Idee der Souveränetät des Squatters (des Ansiedlers, der ohne Kauf von den Staatsländereien Besitz ergreift) und der Privatinteressen geltend zu machen, die Lynchjustiz, die Neigung zur Selbsthilfe statt der Anrufung des Gesetzes, das Flibustierwesen und die gewaltsame Annexion der Nachbarländer staatsrechtlich zu begründen gesucht. Bei einem Volke, das im siebzehnten und achtzehnten Jahrhun-

dert die Kriege mit indianischen Stämmen immer und die mit den Feinden Englands oft auf eigene Hand führte, hatte diese Art Faustrecht, die vermeinte Berechtigung des Einzelnen oder nur Weniger zum Kriege, seine Vorläufer.

Das allen Menschen inwohnende Vorurtheil der Race hat seinen Höhepunkt in Nordamerika erreicht, wo es in den südlichen Staaten sich zur Unterdrückung der Schwarzen durch die Weißen als Sclaven, im Norden aber trotz aller Phrasen der Antislaverymen als Weigerung, die Gleichberechtigung im Leben wirklich anzuerkennen, ausspricht.

So wie auf dem politischen Boden sich Extreme entwickelt haben, so fehlt es auch auf dem religiösen Gebiete nicht an solchen. Obwohl die vollständigste Religionsfreiheit herrscht und keine Staatskirche anerkannt wurde, wird keine Kirche geduldet, welche dem Geiste des Christenthums oder des Judaismus nicht Rechnung trägt. Innerhalb des Christenthums hat sich eine unzählbare Menge von Secten und Schattirungen gebildet, die sich durch die Tendenz nach Proselytenmacherei und Ueberheben über Andersgläubige zu überbieten scheinen, und täglich kommen theokratische Uebergriffe auf dem socialen und selbst politischen Gebiete vor, wie vor zwei Jahrhunderten, als die Ultracalvinisten in Massachusets einen Terrorismus der Gewissen einführten, der dem der Ultramontanen völlig gleichkam. Aus jener Zeit der Puritanerherrschaft datirt das Streben nach Frömmigkeit oder der Wille es zu scheinen — die Heuchelei — die strengen Sabbatgesetze, aber auch der Schulzwang. Die am weitesten fortgeschrittene Partei der Sabbatarians betrachtet nicht nur die Arbeit und das Reisen am Sonntag als Verbrechen, sondern hat in lächerlicher Extravaganz selbst die Bereitung von Speisen und das — Rasiren am Sonntag als Sabbatschändung be-

zeichnet. Diese Partei, welche ihre Moral für alle andern zur bestimmenden Maßregel (compulsory Moral) zu machen suchte, hat nebenbei eine ascetische Richtung genommen und im Abschwören des Genusses von Fleisch und gegohrenen Getränken, im Meiden aller Vergnügungen und selbst alles Kunstgenusses verdienstliche Werke zu vollbringen geglaubt. Durch sie ist selbst der Gebrauch der Orgel beim Gottesdienst als eine geringere Art von Teufelswerk ausgeschlossen worden. In diesen Kreisen haben sich Mäßigkeitsvereine, die selbst auf die Legislative wirkten (Maine-liquor-law) und die Gesellschaften der Pflanzenesser (Vegetarians) recrutirt.

Neben der ascetischen Richtung hat sich frühzeitig aus Ueberreizung der Phantasie noch die mystische und exstatische erzeugt, daher die Vorliebe für Freimaurerei und Grübeleien, Wunder, Verzückungen, Geisterklopfereien (Spirit rappings) und Offenbarungen, die in neuerer Zeit in den Revivals (Bußpredigten) ein fashionables Vergnügen geworden sind, bei welchen die Gläubigen schaarenweise von Thränenerguß, Ohnmächten und Krämpfen befallen werden, die in den Exercitien der spanisch-amerikanischen Länder und — Deutschlands ihre Analogien finden. Bei diesen Andachten betheiligen sich nicht bloß hysterische Frauen, sondern auch Männer. Die Revivals sind besonders unter Baptisten, Presbyterianern, Methodisten und den kleinen Secten, denen das Gefühl der Zerknirschung, das Grauen vor sich selbst und die Nervenexaltation ein großes Bedürfniß zu sein scheint, ein beliebtes Vergnügen.

Aber alle Gegensätze des geselligen, politischen und religiösen Lebens reiben sich an einander, werden discutirt und selbst gegenseitig lächerlich gemacht; sie schwächen sich daher ab und verlieren viel von ihrer schädlichen Wirkung bei einer Nation, deren ganze Richtung eine vorwaltend materielle ist. Im Ganzen und

Großen sind die Zustände befriedigend und müssen es seit langer Zeit sein, wie wäre es sonst möglich, daß die Union ein großer Staat und ihre Bewohner frei, reich und mächtig geworden sind? Nicht der hohle Name „Republik" ist es, der jährlich 200,000 Emigranten aus Europa hinüberlockt, sondern die Aussicht, der Beamtenwirthschaft, den hohen Steuern, der Militärpflichtigkeit, der Abhängigkeit, dem Zunftzwange, der mangelnden Freizügigkeit, dem Proletariat und dem Elend zu entgehen und die Hoffnung, über dem Wasser eine Existenz als unabhängiger Mensch zu begründen. Diese Resultate glaubte ich am Ende meiner Reise durch die Betrachtung des amerikanischen Lebens schöpfen zu können, von dem nur einige dürftige Skizzen folgen, da der beschränkte Raum dieses Buches eine breitere Schilderung nicht gestattet.

Baltimore ist eine der größten Städte der Vereinigten Staaten, die erst im vorigen Jahrhundert gegründet wurde, aber durch ihre Ausdehnung, die große Zahl ihrer Kirchen, die Schönheit ihrer Häuser und öffentlichen Gebäude einen sehr angenehmen Eindruck macht. Unter diesen sind die bedeutendsten die katholische Kathedralkirche und das große Gefängniß, das nach dem Zellensystem gebaut ist, das ich aber durchaus nicht bewundere, da die einsame Haft für die meisten Verbrechen eine zu harte Strafe ist, weil sie die Gefangenen zum Wahnsinn und zu körperlichen Krankheiten disponirt. Meine Ansicht wurde in New-York durch Dr. T., der sich viel mit dieser Frage befaßte, bestätigt. Auf einer kleinen Anhöhe steht eine hohe Säule mit der Statue Washington's an der Spitze. Der Hafen, der aus drei Abtheilungen besteht, war voll Schiffe, und lange Züge von Karren, mit großen, starken Pferden bespannt, die in einer Reihe hinter einander gehen, zeugen von der Lebhaftigkeit

des Verkehrs, der nicht bloß durch die Ein- und Ausfuhr von Rohproducten, sondern auch durch einige Industriezweige, besonders in Taback, bedingt wird, die eine zahlreiche, aber mehr als anderswo in den Vereinigten Staaten zu Excessen geneigte Fabriksbevölkerung beschäftigen. Ich ging mit dem nächsten Abendzug ab, langte um Mitternacht in Philadelphia und am andern Morgen in New-York an.

Es war 6 Uhr, als ich an der Fähre am jenseitigen Ufer des Hudson anlangte. Ich war angenehm überrascht, daß ich keine Sorge für das Gepäck hatte, denn in allen nordamerikanischen Städten herrscht die Einrichtung, daß der Conducteur oder irgend Jemand des Bahnpersonals die Fortschaffung der Effecten des Reisenden übernimmt und dieser nichts weiter zu thun hat, als in einen Omnibus zu steigen und in das Hotel zu fahren, wo er bald nach seiner Ankunft seine Koffer gegen eine sehr mäßige Taxe erhält. New-York ist schon so oft und so detaillirt geschildert worden, daß ich eine ausführliche Beschreibung desselben füglich unterlassen kann und ich mich nur auf das beschränken will, worin das amerikanische Leben von dem unsern abweicht.

New-York, die Weltstadt, beweist, daß die Amerikaner trotz alles Schwindels, Egoismus und Tabackkauens, die drei Hauptfehler, welche man ihnen jenseits des Weltmeeres vorwirft, eine mächtige Nation sind. Die große Anzahl von Schiffen in ihren Häfen, das Treiben und die lebendige Hast auf ihren Eisenbahnen, der Unternehmungsgeist im Urbarmachen des Landes, im Bauen neuer Städte, in Gewerbe und Handel, die rasche Circulation von Ideen, Geld und Menschen, die Zahl neuer Erfindungen oder die Vervollkommnung und Ausbeutung der von Andern gemachten sind außerordentlich. Ich hatte durch das

Studium der Verhältnisse aus den besten Schriften geglaubt, mir richtige Ideen über das Volk gebildet zu haben; sie wurden aber, seitdem ich den Boden der großen Republik betrat, über den Haufen geworfen und der Mehrzahl nach übertroffen.

Das Erste, was den Ankommenden überrascht, sind die Hotels. Selbst in Europa würde man sie nach ihrer Größe und ihrem Aussehen Paläste nennen, denn die meisten haben drei bis vier Stockwerke, mehrere hundert Zimmer und viele sind mit dem hier sehr beliebten weißen Marmor bekleidet. Der Eingang ist gewöhnlich durch Glasthüren wohl verwahrt und das diesen nächstgelegene Zimmer ist das Bureau des Hotels, wo der Buchführer dem Ankommenden das Einschreibebuch präsentirt, um Namen und Wohnort einzutragen. Im Bureau ist immer eine Anzahl Aufwärter, von denen einer sogleich den Fremden in ein schon vorbereitetes Zimmer führt, wo er nicht erst auf das Lüften und Fegen zu warten braucht. Die Zimmer sind von verschiedener Größe und die Preise demgemäß verschieden; derjenige, der mäßige Ansprüche macht, bezahlt für ein Zimmer, Bedienung und fünf Mahlzeiten in einem Hotel erster Classe $2^1/_2$ bis 3 Dollar täglich, erhält aber bei einem längern Aufenthalt eine Preisermäßigung von 20 bis 30 Procent, wenn er accordirt. Für das erste und zweite Frühstück so wie für das Nachtessen sind keine bestimmten Stunden; die Hauptmahlzeit (Dinner) findet um 3 und um 5 Uhr Statt, um auch den beschäftigten Gästen einigen Spielraum zu gewähren. Die Frauen und die zu ihnen gehörigen Männer haben eine gesonderte Tafel, so wie sie auch in der Regel einen besondern Theil des Hauses bewohnen, zu dem ein eigener Aufgang führt, was um so zweckmäßiger erscheint, da die Frauen häufig ohne alle Begleitung reisen. Die Mahlzeiten sind reichlich, oft luxuriös; aber kein

Kellner quält die Gäste mit der Frage, was sie trinken wollen. Das vorherrschende Getränk ist Wasser, in das immer, auch im Winter, große Eisstücke geworfen werden. Derjenige, welcher Wein begehrt, schreibt die Sorte und seinen Namen auf kleine Zettel, die er am Ende der Woche mit seiner Rechnung wiedererhält. Eine Eigenthümlichkeit ist das Essen von rohem Sellerie nach der Suppe und die Vorliebe für Kuchen aus Buchweizenmehl (Buckwheat cackes), die mit Butter und Melasse bei keinem Frühstück fehlen. Im Gegensatz zu den Engländern wird zum Frühstück fast allgemein Kaffee statt Thee getrunken. Eine besondere Vorliebe zeigt die Bevölkerung auch für Austern, die nicht nur roh, sondern auch in Suppe, gebraten und eingemacht gegessen werden und die in allen Localitäten zu haben sind. Jedes Hotel hat im Erdgeschoß eine Schenke, wo Wein, Ale, Porter, Branntwein und Wasser getrunken wird und die so wie die Schenken in den Straßen die Eigenthümlichkeit hat, daß ihr die Sitze fehlen. Die Lebensweise charakterisirt sich durch eine sehr kräftige und reichliche, wenn auch nicht sehr gekünstelte Nahrung, wobei Brot, Fleisch, Thee und Kaffee selbst im fernen Westen die Hauptrolle spielen, in den östlichen Landestheilen kommen aber auch in Zucker eingemachte Früchte, Kuchen und dergleichen auf den Tisch des Farmers. In New-York nehmen die Geschäftsleute gewöhnlich vor dem Ausgehen ein Frühstück, genießen unter Tags ein zweites Frühstück in der Nähe ihrer Geschäftslocalitäten und gehen erst zum Dinner nach Hause. Das Leben im Hotel oder in Kosthäusern (Boarding houses) ist in Nordamerika so bequem und sagt dem Instinkt der Bewohner so sehr zu, daß nicht nur alle einzelnen Männer, sondern auch Verheirathete, falls sie nicht mehrere Kinder haben, dasselbe aus Zeit- und Geldersparniß oder aus Bequemlichkeit und

um den Plackereien mit den Dienstleuten, die selten den von uns gewünschten Grad von Gefügigkeit besitzen, zu entgehen, der eigenen Wirthschaft, die standesgemäß immer die Miethe eines eigenen Hauses erfordert, vorziehen.

New-York liegt auf dem südlichen Theile der Insel Manhattan in der Mündung des Hudson und hat gegenwärtig eine große Ausdehnung, die eine Front dem Meere, die zwei Seiten dem Flusse zugekehrt. In diesen Gegenden befinden sich Waarenhäuser, Werften und Alles, was mit der Schifffahrt und dem Handel in Verbindung steht. Broadway, die breite Hauptstraße, beginnt an dem halbkreisförmigen Platze an der Batterie; sie ist drei englische Meilen lang und von Morgens bis spät Abends stets gedrängt voll; lange Reihen von Omnibus gehen auf und nieder, während in den wichtigsten Parallelstraßen sich Pferdebahnen befinden, die sowohl zur Fortschaffung der Güter als auch zum Personenverkehr dienen. Die mit dieser parallel gehenden Straßen werden von andern unter rechten Winkeln gekreuzt, so daß die Häusergruppen in große Vierecke zerfallen. Die obern Parallelstraßen heißen Avenues und die Querstraßen schlechtweg Streets, die beide meist nur durch Nummern bezeichnet werden. Die Zahl der öffentlichen Plätze ist nicht groß, und erst in neuerer Zeit hat man daran gedacht, in den neuangelegten Stadttheilen große Squares für das öffentliche Leben zu reserviren. Der Anwachs dieser Stadt, die nach London der bedeutendste Handelsplatz der Erde ist, erfolgte sehr rasch, denn beim Abzug der Engländer nach dem Unabhängigkeitskriege hatte die Zahl der Einwohner erst 16,000 erreicht, während sie Ende 1856 mit Brooklyn und Williamsburg auf 700,000 geschätzt wurde. Das Uebergewicht New-Yorks in commercieller Beziehung, in Hinsicht seines Reichthums, seiner Größe, seiner

Bevölkerung und seiner Lage ist so unwidersprechlich, daß die öffentliche Meinung in der Benennung Empire City sie als Hauptstadt des Reiches anerkannt hat.

Die öffentlichen Gebäude, Hotels, Waarenhäuser und einzelne Kaufläden sind von einer Großartigkeit, wie wir sie in Europa nur ausnahmsweise finden; dagegen sind die Kirchen und die Theater kleiner, ebenso die Wohnhäuser, da die englische Sitte vorherrscht, daß jede Familie ein Haus für sich bewohnt. Der Stil der Privathäuser, deren Zahl bei 60,000 beträgt, ist äußerst zweckmäßig auf den geringsten Aufwand an Material und Arbeit berechnet, daher aber auch weniger massiv und in den meisten Fällen weniger solid als die im Casernenstil erbauten großen Wohnhäuser auf dem europäischen Festlande. Die Mauern sind dünn, und statt unserer schweren Balken werden Stäbe oder hohle Säulen aus Gußeisen und 3 — 4 Zoll dicke Bretter, die auf die Kante gestellt werden, verwendet. Auf die Zimmerdecken wird weder Sand noch Schotter aufgeführt, um die Zwischenräume zwischen den Balken auszufüllen, sondern die Dielen werden einfach angenagelt. Es ist daher erklärlich, daß in New-York so wie überhaupt in Nordamerika ein Haus oft in so wenigen Wochen als bei uns in Monaten aufgebaut wird. Die Appartements sind klein, mit Papiertapeten überzogen, die Fußböden, selbst Treppen und Vorhaus mit Teppichen belegt, aber scheinbar mit Möbeln überfüllt. Die Möblirung der meisten Häuser ist nach unsern Begriffen kostbar, aber wirkliche Kunstwerke, die in Europa die Wohnung der Reichen verschönen, fehlen in der Empire City fast gänzlich oder werden nur als eine Art Möbel betrachtet, die man mit Angabe des Längen- und Breitenmaßes bestellt, um leere Räume damit zu decken. Die häufigsten Ausnahmen sind in der fünften Avenue, wo viele

reiche Kaufleute und Capitalisten wohnen, welche der Volkswitz mit dem Namen der Codfisharistokratie (Stockfischaristokratie) bezeichnet, weil viele durch Fischhandel ihr Glück gemacht haben. Der größte Vorzug ist, daß alle Häuser mit vielem und gutem Trinkwasser aus der großen Wasserleitung versehen werden, das nicht nur in die Küche, sondern auch in die einzelnen Zimmer der obern Stockwerke geleitet wird. Dasselbe ist mit dem Gas der Fall, das in den Wohnungen viel häufiger als bei uns und in einzelnen Fällen auch zum Kochen und Heizen angewendet wird.

Eine eigenthümliche Erscheinung in New-York und in allen amerikanischen Städten ist die gänzliche Abwesenheit aller Uniformen, denn die stehende Armee beträgt 000,064 und nicht wie bei uns 0,01 oder 0,02 der Bevölkerung und diese geringe Zahl der geworbenen stehenden Armee liegt in den Grenzdistricten als Sicherheitswache gegen die Indianer oder in den Forts der Küste. Eine Ausnahme machen die großen Nationalfeste, wo dann wie mit einem Zauberschlage die Straßen von Bewaffneten wimmeln, die aber alle der Miliz angehören. Während meiner Anwesenheit wurde der Gedächtnißtag des Abzuges der englischen Truppen aus New-York gefeiert, und ich hatte Gelegenheit, die große Zahl, das gute Aussehen, die vorzügliche Bewaffnung und die elegante, aber in vielen Fällen etwas zu bunte Uniformirung zu sehen. Die Zahl der Regimenter ist sehr groß, die numerische Stärke aber gering und das Mißverhältniß zwischen Officieren und der Mannschaft noch viel größer als in den europäischen Bürgermilizen alten Stils. Die Uniformen sind Nachahmungen nicht nur der englischen und hochschottischen Regimenter, sondern auch französischer und deutscher. Am originellsten sah ein Regiment aus, welches in der Tracht aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschien: große Westen,

der obere Theil der langen Fracks geöffnet, um eine große Krause, die am Brusttheil des Hemdes angenähet ist, hervortreten zu lassen; dazu kamen enganliegende, gelbe, lederne Beinkleider und ein Hut, dessen Rand in Form eines Dreiecks aufgestülpt war. Hätten die Herren statt ihrer großen Bärte Zöpfe, so würde man sie für ein Abbild aus der Zeit Friedrich's des Großen halten. Die Polizei ist wenig auffallend und nur durch eine Mütze von eigenthümlichem Schnitt kenntlich. In Broadway sind es viel mehr die Frauen, welche durch elegante und oft sehr kostbare Toilette auffallen als die sorglos gekleideten Männer, bei denen der Oberrock häufig durch ein Plaid ersetzt wird und unter denen das Dandywesen bis jetzt wenig Fortschritte gemacht hat.

Die Vergnügungssucht ist nicht groß und beschränkt sich auf die Fremden, die Eingewanderten und die aufwachsende Generation der Wohlhabenden. Die italienische Oper macht nur schlechte Geschäfte und nicht viel besser geht es der deutschen, obwohl die Zahl unserer Landsleute in New-York auf 80,000 geschätzt wird. Am beliebtesten waren die kleinen Theater, wo Possen mit eingelegten Ballets oder Pantomimen gegeben wurden und das Wunderbare einer rein amerikanischen Färbung annahmen, wo neben Policinello große Anschlagzettel, Eisenbahnunglücke, und auffliegende Dampfschiffe eine Hauptrolle spielen.

Sehr besucht waren die Blackminstrels, welche seitdem auch in Europa bekannt geworden sind und in New-York die Stelle unserer Volkssänger vertreten. Negerlieder, die mit dem Banje (eine Art Guitarre) und mit Fußstampfen begleitet werden, und Episoden aus dem Leben des Plantagennegers bilden in ihren im Negerjargon vorgetragenen Productionen die Hauptanziehungspunkte. Das Drollige und Tölpelhafte des Negercharakters

brauchen nicht erst bis zur Caricatur übertrieben, sondern nur nachgeahmt werden, um die Lachlust zu erregen; die Darsteller sind Weiße, aber mit der Negermaske. An Sonntagen sind nicht nur alle Vergnügungen unterbrochen, sondern auch die Eisenbahnzüge und die Postverbindungen eingestellt. Mit Ausnahme des Kirchenbesuches gehen die Amerikaner an diesem Tage nicht aus, sondern ergötzen sich höchstens durch Hinaussehen zum Fenster, und der Fremde kann sicher sein, in den Spaziergängern auf der Straße Deutsche zu finden, welche die Vorliebe für Sonntagsvergnügungen auch hier beibehalten. Nach den Staatsgrundgesetzen herrscht vollkommene Religionsfreiheit, es ist jedoch sehr irrig, wenn man glauben wollte, daß auch in der Lebenspraxis das Wohlwollen der verschiedenen Religionsbekenntnisse ein vollständig ungetrübtes sei. Im täglichen Verkehr sieht man im Gegentheil, daß, wo es die politischen oder andere Verhältnisse erlauben, ein solidarisches Zusammenhalten der Bekenner der einen Religion und eine oft mehr als stillschweigende Opposition gegen die der andern stattfindet. Der Klerus wird nicht aus Staatsmitteln, sondern überall, wo ein Kirchenvermögen mangelt, durch seine respectiven Gemeinden erhalten, aber dann auch von diesen angestellt.

Die Geselligkeit ist eine sehr geringe; die Geschäftsthätigkeit, die Hast, schnell ein Vermögen zu machen, das ewige Speculiren, die Lust zu gewagten Unternehmungen, und vor allen das Berechnen seiner Zeit nach dem Grundsatz: Time is money, verleiden dem Amerikaner jene Freuden der Geselligkeit, die wir so gern als Ausflüsse unserer Gemüthlichkeit ausgeben, und lassen ihn noch egoistischer erscheinen als er ist.

New-York hat viele Humanitätsanstalten, bei denen aber

oft sonderbare Verclausulirungen derjenigen vorkommen, welche in gewissen Fällen die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen. Für arme Kranke bestehen außer mehreren Spitälern die Dispenseries, wo Armenärzte zu bestimmten Stunden ordiniren. Die Deutschen gingen damals mit der Idee um, für die armen Landsleute eine eigene Dispenseryhall einzurichten. Für die Auswanderer aus dem Vaterlande ist die deutsche Gesellschaft von großem Werthe, nicht nur für den Armen, der in den Localitäten der Batterie durch mehrere Tage unentgeldliche Unterkunft findet, sondern auch für den Bemittelten, den sie vor deutschen Gaunern, diebischen Herbergsbesitzern, falschen Commissionären, Abenteurern und ähnlichem Gesindel, das in New-York sehr zahlreich ist und ihn gleich bei seiner Ankunft als gute Beute betrachtet, bewahrt. Der deutsche Verein ist aber weder eine Colonisationsgesellschaft, noch eine Versorgungsanstalt, wie in Deutschland oft irriger Weise vorausgesetzt wird; ihr Gebäude ist ein temporäres Asyl und ihre Canzlei ein Auskunftsbureau, wo der Ankommende, der noch keinen bestimmten Plan hat, guten Rath erhält, wohin er gehen und wie er seine Zeit, sein Geld und seine Arbeit verwerthen kann. Das Vereinsbureau besorgt auch die Beförderung der Emigranten, die es in der Regel nach dem Westen schickt, auf den Emigrantentrains mit herabgesetzter Fahrtaxe. Ich könnte mich beim Studium der Geschäfte des Vereins nicht des Bedauerns enthalten, wie viel Deutschland durch die Auswanderung jährlich an Menschen, Rührigkeit, Unternehmungsgeist und Capital verliert.

Ein hervorstehender Zug im geistigen Leben ist die große Anzahl von Journalen und die großen Auflagen, die von den meisten gemacht werden, denn Alles treibt Politik und interessirt sich an den Landesangelegenheiten in einer Weise und mit einem

Eifer, der bei uns gänzlich unbekannt ist. Dies ist der nothwendige Ausfluß des Selfgovernments, infolge dessen jeder Bürger an der Gesetzgebung und an der Verwaltung nicht nur theilnehmen kann, sondern auch muß, wenn das Vertrauen seiner Mitbürger ihm eine Stelle in der Verwaltung seiner Stadt oder Gemeinde überträgt. Dies macht natürlich das stehende Heer von Beamten, wie es in den europäischen Continentalstaaten existirt, überflüssig. Obwohl ich mich später überzeugte, daß Amerika eine bedeutende Anzahl von Gelehrten besitzt, die auf dem Höhepunkt ihrer Wissenschaft stehen, so ist das Streben nach einer gelehrten Bildung in der Masse der die Schule Besuchenden nicht vorhanden; der Sinn ist auf das Praktische gewendet und darnach auch der Schulunterricht eingerichtet. Der junge Amerikaner lernt viel weniger von den Dingen, die er nicht braucht, aber das, was er braucht, lernt er gründlich, schnell und rechtzeitig. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß man in Amerika junge begabte Männer schon in einem Alter in ernsten Lebensberufen und oft in verantwortlichen Stellen findet, in welchem unsere Jugend noch immer zur Schule geschickt und als unmündig behandelt wird. In einzelnen Staaten Nordamerika's ist die Zahl der Schulen und der Schulbesuchenden sogar eine viel größere als in Europa, unser gelehrtes Deutschland nicht ausgenommen; eben so ist die Zahl der höhern Bildungsanstalten eine bedeutende, und wenn auch mancher europäische Gelehrte es anmaßend finden würde, daß sie sich Universitäten nennen, so muß selbst der strengste Richter bekennen, daß die studirende Jugend, die an dem Besuch weder durch Maturitätsprüfung, noch durch einen pedantisch vorgeschriebenen, schneckenartigen, achtjährigen Bildungsgang an Vorbereitungsschulen gehindert wird, alles das zur Genüge lernt, um aus den Nordamerikanern ein

intelligentes, mächtiges, freies und reiches Volk zu machen, also unendlich mehr, als wir mit unsern Schultheorien, die schon nach Jahrhunderten zählen, bis jetzt zu erreichen im Stande waren.

Die praktischen Wissenschaften werden als Erwerb betrachtet und es ist daher nur eine Consequenz, daß die amerikanische Gesetzgebung das Princip der vollkommensten Gewerbefreiheit aufrecht erhält und Niemanden durch Staatsprüfungen oder die Nöthigung, akademische Grade zu nehmen, in seiner künftigen Wirksamkeit als Volksvertreter, Richter, Arzt, Ingenieur und dergleichen beeinflußt und dem Publicum eine Garantie, die auch bei uns nur zu oft eine scheinbare ist, übernimmt. Der Betreffende unterliegt in der Ausübung seines Berufes der öffentlichen Meinung, die sich in der vollkommen freien Presse unumwunden ausspricht, und im Falle des durch seine Unkenntniß herbeigeführten Mißlingens dem Urtheil der Gerichte. Die Charlatanerie auf der einen Seite und der medicinische und juridische Aberglauben auf der andern sind deshalb um nichts größer als in dem alten Europa.

Zweites Capitel.

Canada. — Niagara. — Toronto. — Kingston. — Der See der tausend Inseln. — Montreal. — Quebeck. — Champlainsee. — Boston. — Cambridge und die Howarduniversität. — Die Wissenschaft in Amerika.

Ich verließ New-York, um den Wasserfall des Niagara zu besuchen. Ich ging längs des Hudson auf der Eisenbahn nach Albany, ohne mich weiter um die dortigen Merkwürdigkeiten, die Universität und das Capitol — denn Albany ist die eigentliche Hauptstadt des Staates New-York — zu bekümmern und fuhr den andern Tag nach Niagara. Ich blieb den ersten Tag auf der amerikanischen Seite und ging erst, nachdem ich Goat-Island besucht hatte, auf das canadische Ufer, über welches eine große, sehr fest und massiv gebaute Hängebrücke von 800 Fuß Spannung führt, hinüber. Der Anblick von dort ist viel großartiger, da beide Fälle und die zwischen ihnen liegende Ziegeninsel zugleich übersehen werden können. Der größere ist der Hufeisenfall (Horseshoefall); welcher eine Breite von 2000 Fuß, bei einer Höhe von 150 engl. Fuß, während der amerikanische Fall 1100 Fuß Breite bei einer Höhe von 164 Fuß hat; die Ziegeninsel ist 984 Fuß breit. Für die Bequemlichkeit der Besucher ist auch am canadischen Ufer durch ein großes casernenartiges Hotel vortrefflich gesorgt. Diese beiden großen Wasserfälle,

die rasende Schnelligkeit, das Zerstäuben und Schäumen des blauen Wassers und die „Zehntausend Donner" sind so oft beschrieben worden, daß mir der Leser eine Schilderung derselben füglich erlassen wird. Der Niagara ist der Abfluß des Eriesees in den Ontario, der Wasserfall liegt dem letztern viel näher, soll jedoch allmälig hinaufrücken. Die Geologen haben diese Erscheinung vielfachen Calculationen unterworfen, um die Zeit zu ermitteln, wann er die Ufer des Erie erreichen und diesen See trocken legen wird. Da er diese retrograde Bewegung von achtzehn englischen Meilen erst in 40- bis 100,000 Jahren ausführen kann, mögen sich die um die Zukunft mehr als um die Gegenwart Besorgten beruhigen.

Ich wollte von dort in einem Dampfer den Ontariosee hinabgehen, aber das unbeständige Wetter und die sichere Aussicht auf Regen und Sturm bewogen mich, mit der Eisenbahn über Toronto nach Kingston zu gehen, was ich gar nicht bereute, da der Morgen neblig war und von Mittag an starke Regen und Windstöße eintraten, die so heftig waren, daß gegen zwanzig Segelschiffe auf dem See sanken oder scheiterten.

Toronto ist eine rasch aufblühende Stadt, in der ich aber, so wie in Kingston, nur wenige Stunden blieb, um den ersten Dampfer zu benutzen und nach Montreal zu gehen.

In Kingston schiffte ich mich nach dem San Lorenz ein. Der obere Theil, der eigentliche Abfluß des Ontariosees heißt Lake of thousand Islands und ist eine der schönsten Scenerien Nordamerika's, denn die zahlreichen Inseln von der verschiedensten Größe und Gestalt ragen zum Theil hoch über den Wasserspiegel und machen dem Beschauer den Mangel an Gebirgen, an dem das Seenplateau leidet, vergessen.

Ich bedauerte nur die vorgerückte Jahreszeit, welche das

Laub von den meisten Bäumen gestreift hatte. Hier und da standen Partien von Nadelwald aus Pinus und Tuja. Tiefer unten hört der große, ruhige Spiegel auf und der eigentliche Strom beginnt, bald breit aus einander tretend, bald sich wieder verengend und oft bis auf tausend Fuß zusammengezogen, wenn er zwischen felsigen Ufern hindurchtobt. Ungefähr hundert englische Meilen unter Kingston fangen die ersten Stromschnellen an, die sich im weitern Laufe wiederholen; die größten sind oberhalb Lachin.

Die Schifffahrt wird auf der gefährlichsten Strecke auf dem Canal betrieben, der aber hauptsächlich nur zur Schifffahrt stromauf benutzt wird; stromab gehen die Personendampfer und selbst große Frachtschiffe durch die Stromschnellen und gebrauchen nur die Vorsicht, Lotsen, welche Canadier, manchmal auch Halbindier sind, aufzunehmen. In der schönen Jahreszeit muß die Schifffahrt eine äußerst lebhafte sein, aber selbst zu Anfang November gingen noch viele Schiffe auf und nieder, welche Holz, Bretter, Getreide und Mehl — die großen Ausfuhrartikel — führen. Vieles wird auf großen unbehilflichen Flößen, ähnlich unsern Donauflößen, den Strom hinab verfrachtet. Eine Eisenbahn (Great trunk railroad) geht den Strom entlang und sichert die wichtige Communication auch während des harten Winters, wo die Schifffahrt auf dem Flusse aufhört.

Ich langte Abends in Montreal an, es ist eine große, schöne Stadt mit 65,000 Einwohnern (1825 betrug sie erst 22,000), auf der Südseite einer großen Insel im San Lorenz und dem Ende des Canals. Montreal ist die schönste Stadt der beiden Canadas; sie besteht aus der obern und untern Stadt und mehreren Vorstädten. Die Straßen sind eng, gut gepflastert, in den Vorstädten aber breit und regelmäßig ausgelegt.

Einige der vorzüglichsten Gebäude sind sogar mit Geschmack und die katholische Hauptkirche mit einer gewissen Großartigkeit erbaut. Die Häuser sind größtentheils aus dunkelm Kalkstein erbaut, zwei bis drei Stockwerke hoch, die Dächer mit Zink gedeckt, solider als in den amerikanischen Städten, sehr dickwandig; die Kirchen sind größer und schöner, es ist ja eine vorwaltend katholische Stadt. Dagegen ist das französische Landvolk dümmer und ärmer als die englischen Canadier. Was über die hohe Cultur der französischen Canadier gesagt wird, ist hohl und hat höchstens auf die ehemaligen Seigneurs eine Anwendung, denn der Mangel an Schulen, das Monopolwesen, die Beschränkung der Ansiedlungen und das altfranzösische Feudalverhältniß zwischen dem Grundherrn und dem Bauer war der Enwicklung wenig günstig. Die Massen sind von aller Communication mit Frankreich abgeschnitten, und da der Klerus, der viel Einfluß hat, gegen die gemischten Ehen ist, geht die Amalgamirung der Nationalitäten und Ideen nur langsam vor sich, und dies ist der Grund, warum das östliche Canada von dem westlichen immer mehr überflügelt wird.

Obwohl bedeutende Fabriken und Manufacturen fehlen, ist der Handel groß, aber meist in den Händen der Engländer und eingewanderter Amerikaner, denn hier wird ein großer Theil der Geschäfte der beiden Canadas zwischen diesen und Nordamerika und den Pelzländern im Norden gemacht. Die Zahl der Dampfbote ist beträchtlich, aber auch die großen Seeschiffe kommen bis Montreal herauf.

Am 5. November Abends ging ich mit dem Dampfer nach Quebek; obwohl die Entfernung eine ziemlich große ist, beträgt das Fahrgeld doch nur 12 Schilling. Auch dieser Dampfer war sehr schön und bequem eingerichtet, aber so leicht gebaut,

daß die Luft überall durchstrich und, trotzdem daß der große Saal durch mehrere Oefen geheizt wurde, empfindlich kalt. Ich war zur Nachtfahrt genöthigt, da ich keine andere Wahl hatte.

Am 6. Morgens langte ich bei Sonnenaufgang in Quebek an; es war ein heller, kalter Tag und alle kleinern Wasseransammlungen schon mit dickem Eis bedeckt. Vom Fluß aus ist der Anblick sehr malerisch; die Stadt breitet sich am nordwestlichen Ufer des San Lorenz aus und liegt am Ende eines Felsenrückens, Cap Diamond genannt, das sich bis 350 Fuß über den Strom erhebt und das hohe Ufer des San Lorenz bildet. Die Stadt mit ihren alten massiven Häusern, die über einander an den steilen Ufern liegen, die Ringmauer der obern Stadt, das große College auf der Höhe, die Ruinen des Parlamentshauses und darüber die Festung (Fort Diamond), die sich über den großen reißenden Strom erheben, geben Quebek ein so pittoreskes, fast mittelalterlich-europäisches Aussehen, wie es keine andere Stadt im angelsächsischen Amerika hat. Die Stadt besteht aus zwei Theilen. In der untern, am Fuße des Vorgebirges, wo die Felsen theilweise gesprengt worden sind, um Platz für die Häuser zu gewinnen, hat man mit dem Raume ökonomisirt; die Straßen sind eng, gekrümmt, die Häuser zwei bis drei Stockwerk hoch, viele mit Schindeln gedeckt. Eine steile Straße führt in die obere Stadt, die bedeutend westlich und am Abhange des Bergrückens sich ausbreitet.

Ich erhielt durch den Wirth des Hotels eine Einlaßkarte in die Citadelle, die vom Fluß aus so halsbrecherisch und uneinnehmbar aussieht. Obwohl dieser feste Platz als ein Weltwunder gepriesen wird, unterscheidet er sich von andern regelmäßigen Festungen nur wenig durch seine Wälle und Gräben, bombenfeste Casematten, Zugbrücken; er wird von 400 Geschützen

vertheidigt. Sehr schön ist die Aussicht über den Strom nach dem rechten Ufer des San Lorenz mit Point Levie's reichem Ufersaum, durchschnitten von Straßen, besäet mit freundlichen, weißgetünchten Häusern und schön gelegenen Gehöften. Im Osten liegt die große Insel Orleans, welche den Strom theilt. Im Norden ist eine sanft undulirende Ebene, auf welcher vor dem Glacis der Festung einige Martellthürme stehen. Hier ist das Schlachtfeld (die Plains of Abraham), wo Wolfe die Franzosen schlug und im Kampfe fiel, während sein siegreiches Heer Quebek erstürmte. Auf dem Platze, wo der Held fiel, steht eine einfache Säule mit der Inschrift: „Here died Wolfe victorious Sept. 14. 1759.“ Der Sieg war wichtig, denn mit dem Fall Quebeks, des Hauptwaffenplatzes, verloren die Franzosen ihren Halt in Canada und damit zerrann auch ihr Project, von den Seen aus längs des Mississippi und seiner Nebenflüsse auf dem linken Ufer alles Land im Westen der Alleghanies zu besetzen.

Die Umgebung Quebeks ist übersäet mit Dörfern. Nach einer langen Excursion ging ich nach Quebek zurück und fuhr mit einer der Dampffähren nach dem andern Ufer, um mich auch dort etwas zu orientiren.

Quebek hat einen kleinern Handel als Montreal, obwohl es dem Ocean näher liegt, ja viele europäische Waaren erhält es sonderbarer Weise erst über Montreal.

Im Verkehr circulirt eine große Menge Kupfergeld, zum Theil noch altes, mit französischer Aufschrift, welches die Colonie ausgegeben hat. Das Aussehen der Stadt und die Gewohnheiten der Einwohner erscheinen altmodisch neben den amerikanischen Städten, ja selbst neben Montreal und die Miethkutschen (Cabs) sind ganz erbärmliche, zweirädrige Kasten. Obwohl

mich mein Wirth mit dem Versprechen eines Zimmers mit schöner Aussicht und einem reizenden Kohlenfeuer zum Bleiben versuchte, sehnte ich mich aus den nördlichen Breiten weg, denn um 1 Uhr stand der Thermometer im Schatten 3° R. unter Null. Die Einwohner schien diese Kälte noch gar nicht zu afficiren, denn ich sah nur höchst selten einen Oberrock und selbst die englischen Truppen gingen noch in leichten rothen Jacken umher.

Ich verließ Quebek mit der Eisenbahn, da auch die stromauf gehenden Dampfer Nachts abgingen. Die Eisenbahn ist ein Theil der Great-Trunk-Railroad und hat zum Unterschied der amerikanischen auch Wagen zweiter Classe, in denen aber nur französische Canadier und irische Emigranten fuhren. Die Waggons sind auch hier nach dem amerikanischen Princip gebaut, mit Oefen geheizt, mit Trinkwasser und andern Bequemlichkeiten, welche dem Reisenden das Aussteigen auf den Stationsplätzen ersparen, versehen. In Montreal stieg ich wieder in dem großen Hotel St. Lawrenzhall ab, in dem jedoch die meisten Zimmer keine Oefen hatten.

Am nächsten Morgen nahm ich einen Wagen, um die große Victoriabrücke zu besuchen. In allen Bahnhöfen und Hotels in Canada hatte ich so viele Abbildungen davon gesehen, in der Tagesliteratur waren so viele genaue Beschreibungen über ihre Länge, Breite, das Gewicht der Eisenmasse, den cubischen Inhalt des Mauerwerks und die Kühnheit der Construction, daß ich es für meine Pflicht hielt, dieses Wunderwerk anzusehen. Groß war aber mein Erstaunen, als ich statt der 7000 Fuß langen und 180,000 Centner schweren eisernen Röhre nichts als einige im Bau begriffene Pfeiler sah. Ich traute einen anticipirten Schwindel den schwerfälligen Canadiern nicht zu, die

sich zu den Yankees ungefähr wie die Belgier zu den Franzosen verhalten. Da der Tag jedoch schon geopfert war, besuchte ich die Brücken über die Arme des St. Lorenz bei St. Anns, einundzwanzig Meilen von Montreal. Ich war mit dem Localzug hinausgefahren und dachte mit dem Abendtrain zurückzukehren. Da dieser aber ein Expreßtrain war und nur an wenigen Stationen hielt, war ich genöthigt, zu Fuß nach Vaudreuil zu gehen und dabei die verschiedenen Brücken zu passiren, die eine Gesammtlänge von drei englischen Meilen haben und theils Röhrenbrücken, theils Pilotenbrücken sind. Von letztern waren mehrere in einem unfertigen Zustande, indem nur Balken der Länge nach über die Pfeiler gelegt waren, auf denen die Slippers ruhten. Mehrere waren ohne alles Geländer und bei andern dieses durch ein Seil ersetzt.

Canada ist nicht jenes wohlfeile Land, wie man es bei seiner vorwaltend landwirthschaftlichen Thätigkeit vermuthen sollte. 1 Pfund Rindfleisch kostete 6 Pence (5 Silbergroschen), 1 Pfund Schweinfleisch 8 Pence. Ein Stoß Holz in den Dimensionen von 4, 8 und 3 Fuß 27 Schilling.

Am 8. November verließ ich Montreal. Der Morgen war kalt; um $4^1/_2$ Uhr stand die Temperatur auf — 8^0 R. Es ist das beste, sich den Umständen zu fügen und vor der Abreise, sei es auch noch so früh am Morgen, zu frühstücken, da die eigentliche Frühstücksstation gewöhnlich sehr weit entfernt, und auf den Zwischenstationen nichts zu bekommen ist.

In allen Bahnhöfen Canada's und der Vereinigten Staaten kann man Fahrbillets nach jedem beliebigen Punkte der beiden Länder lösen, welche mit Coupons versehen sind, die an verschiedenen Hauptstationen abgerissen werden und den Reisenden berechtigen, in jeder der Stationen sich nach Belieben aufzuhalten

und mit einem der nächsten Trains weiterzureisen; eine Erleichterung, die in Europa nur ausnahmsweise vorkommt. Die Fahrkarten haben in der Regel für mehrere Tage, oft für einen Monat und auf einzelnen Bahnen selbst für ein Jahr Giltigkeit. Ich nahm eine Karte bis Boston, wofür ich 7 Dollar bezahlte, eine directe Entfernung von mehr als fünfzig deutschen Meilen. Ein großes eisernes Fährbot, das mit Dampf getrieben wird, der Iron Duke, bringt Passagiere auf das andere Ufer des St. Lorenz. Im Süden des Stromes ist das Land die Fortsetzung derselben großen fruchtbaren, aber höchst langweiligen Ebene. Ich bestieg in Rouse's Point, am nördlichen Theil des Champlainsees, einen der Dampfer; aber der Morgenwind schwoll bald zu einer bedenklichen Heftigkeit, welche den Capitän Nachmittags nöthigte, in einer Bai anzulegen.

Das Wasser des Sees war grünlichgrau und wenig durchsichtig. Ich benutzte die erste Gelegenheit, um von dort mit der Eisenbahn wenigstens noch Burlington oder Rutland zu erreichen, denn in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag gehen keine Trains. Der Zug kam um 11 Uhr im letztern Orte an, wo ich den Sonntag zubrachte. Rutland liegt im Staate Vermont und ist eine kleine, aber hübsche Stadt mit 4000 Einwohnern. Die Umgebung ist hügelig und hat daher mehr Abwechslung als andere Orte. In den meisten Staaten Neu-Englands sehen Felder, Gärten und Häuser ungemein reinlich, fast wie neu aus und nirgends sind die Spuren des Alters, der Sorglosigkeit oder des Verfalls. Auf dem Lande sind zwar viele Häuser nur von Holz; der dauerhafte braune oder weiße Oelanstrich gibt ihnen aber ein elegantes Aussehen. Die Ziegelhäuser sind fast überall nach unsern Begriffen zu leicht und zu wenig solid, aber fast Niemand denkt daran, von einem Hause lange Gebrauch zu

machen oder für Enkel und Urenkel zu sorgen. Der echte Yankee baut für sich, nicht aber für die kommenden Generationen, denen er das Vertrauen schenkt, daß sie für sich selbst sorgen werden; er baut leicht und billig, mit der Idee, später für sich selbst etwas Größeres, Schöneres und Bequemeres herzustellen. In der Nähe gibt es schönen weißen Marmor, der mit Vorliebe in New-York, Albany und andern Städten nicht nur zu den öffentlichen Gebäuden, sondern auch zu großen Privathäusern, allerdings meist nur in dünnen Platten als äußerer Beleg wie an den neuen Hotels in New-York verwendet wird. Diese kleine Stadt Rutland gewährt dem Fremden hinreichende Unterkunft und nahe am Bahnhof ist ein Hotel, das jeder europäischen Stadt Ehre machen würde. Man bezahlt für den Tag fast überall im Lande 2 bis 2½ Dollar für Wohnung und Verpflegung.

Am 10. langte ich über Bellowfalls, wo es wirklich einen kleinen Wasserfall gibt, in Porter an, wenige Meilen von Boston, wo ich den Train verließ und mit der Pferdeeisenbahn nach Cambridge ging. Dieser große Ort nimmt einen vier englische Quadratmeilen großen Raum ein, der aber nur theilweise mit Häusern ausgefüllt ist, zwischen denen sich Gärten und zahlreiche freie Baustellen befinden. Das Interessanteste für mich war die Howard-Universität, deren Gebäude gleichfalls zerstreut liegen. Die Rechtsschule, das theologische Seminar, das anatomisch-physiologische Institut und das chemische Laboratorium befinden sich in vollständig isolirten Gebäuden, allerdings ein kostspieliger, aber sehr bequemer Plan. Die Studenten wohnen in mehreren großen Häusern, wo sie 3 bis 4 Dollar wöchentlich für Wohnung und vollständige Verpflegung bezahlen. Die Sternwarte und der botanische Garten sind in einiger Entfernung von der Hauptgruppe der Gebäude. Die großen Sammlungen, die

Agassiz auf seinen Reisen mit einem großen Aufwand an Zeit, Geld und Mühe zusammengebracht hat, waren in mehreren Gebäuden untergebracht, denn es fehlte noch immer an einem Locale, welches für ein großes zoologisches Museum passende Räumlichkeiten geboten hätte. Howard University ist die älteste Universität der Vereinigten Staaten; sie wurde schon 1638 durch Howard gegründet und hat stets sowohl durch große Befähigung ihrer Lehrer, als durch die Zahl ihrer Schüler einen hervorragenden Einfluß auf die Verbreitung der Bildung und die Förderung der Wissenschaft genommen. Alles wurde von Privaten gestiftet und die Fonds haben im Laufe der Zeit einen bedeutenden Anwuchs erlangt. So vermachte unter Andern Dr. Henry Wales 40,000 Dollar zur Gründung einer Canzel für Sanskrit. Die Regierung hat keine Macht, kein Ernennungs- und Bestätigungsrecht der Professoren und keinen Einfluß auf den Studienplan, die Lehr- oder Lernfreiheit. Die Administration ist in der Hand der Trustees, einer Art Curataron, fünf an der Zahl, die sich bei Todesfällen durch Wahl ergänzen. Daß in Nordamerika der Sinn für große wissenschaftliche Unternehmungen nicht fehlt, beweist die Theilnahme des großen Publicums an dem schönen Werke, das Agassiz damals begann: Contributions to the natural history of the united states of North America, in welchem er alle seine neuen Arbeiten niederlegen will; es ist auf zehn Bände, jeder zu 12 Dollar, berechnet. Während in dem gelehrten Deutschland, das so geringschätzend, ja verächtlich auf den prosaischen Utilismus der Yankees herabsieht, es jeder Buchhändler für ein Wagstück hält, ein kostspieliges, rein wissenschaftliches Werk zu verlegen, weil es nur wenig Abnehmer findet, da sich die Reichen entschuldigen, daß es für sie zu gelehrt sei und die deutschen

Gelehrten in der Regel zu arm sind, um es zu kaufen, hat Agassiz in wenigen Wochen auf eine einfache Buchhändleranzeige 2500 Subscribenten in Nordamerika für sein Werk gefunden. Aber auch in anderer Weise spricht sich der Sinn der ganzen Bevölkerung, besonders in Boston, das sich mit Stolz Amerika's Athen und die Stadt der Wissenschaften nennt, für eine höhere Bildung aus und Vorlesungen über die verschiedenen wissenschaftlichen Gegenstände sind ihr zum Bedürfniß geworden. Die zwölf Vorlesungen, die Agassiz in Lowell's Institution (von John Lowell gegründet, der 1836 in seinem Testamente 250,000 Dollar legirte), über vergleichende Embryologie gehalten, wurden von 3000 Zuhörern, darunter sehr viele Frauen, besucht; die Vorträge wurden durch Stenographen aufgezeichnet und im Wege der Journalistik veröffentlicht. Der Buchhändler konnte diese Vorlesungen über vergleichende Embryologie, die mit Holzschnitten illustrirt waren, für den billigen Preis von 25 Cents verkaufen; er rechnete dabei auf einen großen Absatz und hat sich nicht getäuscht. Erfreulich ist es, daß die Frauen fast allgemein nach einer höhern Bildung streben, was sie um so leichter können, da die Landessitte sie nicht nur vom deutschen Strickstrumpf, sondern auch von vielen erdrückenden Geschäften und Sorgen, die wir mit der Existenz einer deutschen Hausfrau für unzertrennlich halten, befreit. Die weiblichen Erziehungsinstitute erster Classe stehen daher auch ungleich höher als die unsrigen, aber auch hier ist jeder Zwang aufgehoben und die Mädchen oder Young Ladies, wie die landesübliche Benennung ist, lernen nur das von ihnen für nothwendig Erachtete oder was sie besonders anzieht. Eltern und Lehrer geben in solchen Fällen in der Regel nach. Es ist daher eine gewöhnliche Erscheinung, daß oft schon erwachsene Mädchen für einen oder zwei Curse in solche An-

stalten eintreten, um die von ihnen gefühlten Lücken auszufüllen oder einen oder den andern Gegenstand zu hören, der nach unserer Anschauung für eine Frau nicht nothwendig erscheint, wie zum Beispiel höhere Mathematik, oder selbst Kenntnisse zu erwerben, welche unter allen Umständen überflüssig sind, wie zum Beispiel griechische Grammatik, um als most accomplished lady zu gelten. In diesen Instituten fehlt die ängstliche Ueberwachung der Schülerinnen, die ganz unnöthig wäre, da die jungen Amerikanerinnen frühzeitig so viel Weltkenntniß erlangen, um sich selbst zu beschützen; daher sind die beklagenswerthen Ereignisse in den Boardingschools und Ladies-Academies, wie solche Institute sich oft selbstgefällig nennen, nicht häufiger als sie bei einem Clausursystem vorzukommen pflegen, aber es entwickeln sich die bizarren weiblichen Charaktere (strong minded women) viel zahlreicher als bei uns und oft auf Kosten des reinweiblichen Instinkts. Ich kam nur gelegentlich nach Boston während der Tage, die ich in Cambridge zubrachte, da mich dieses natürlicher Weise mehr anzog. Ein interessanter Platz in der Nähe von Cambridge ist der große parkartig angelegte Mount-Auburn-Friedhof.

Bostons Handel ist großartig und folgt dem von New-York; er beschränkt sich nicht bloß auf Rohproducte, sondern auch auf Industrieerzeugnisse, denn Massachusetts ist vorwaltend ein Industrieland, das große Mengen Baumwollen-, Leder- und Holzwaaren, Geräthe, Maschinen, Glas, Papier, Seife, Kerzen, Seilerarbeiten, im Gesammtwerthe von mehr als hundert Millionen Dollar jährlich erzeugt, von denen über ein Fünftel auf Boston und die nächste Umgebung kommen. Unter den Rohproducten sind Heu, Marmor, Granit und vor Allem Eis, das in alle Theile der Welt geht, die wichtigsten. Auch am Stockfischfang und der Walfischerei ist Massachusetts mehr als alle

andern Staaten betheiligt. Die Fabrikbevölkerung soll sich durch Fleiß, Bildung, Anstand und Sittlichkeit auszeichnen.

Der Grund dieser außerordentlichen Erscheinung liegt in den zahlreichen Volksschulen, die auch den Kindern der ärmsten Familien zugänglich sind. Die wohlthätige Folge zeigt sich darin, daß von der Bevölkerung des Staates Massachussets, die zur Zeit des Census 1850 kaum eine Millionen Einwohner betrug, nur 28,345 erwachsene Individuen nicht lesen und schreiben konnten, unter denen aber 26,484 Eingewanderte sich befanden, so daß die Zahl der erwachsenen, aber im Zustande der Unwissenheit gebliebenen Landeskinder nur 1861, unter denen sich aber 806 Farbige befanden, betrug. (The seventh Census of the United States. Washington, 1853.) Eine derartige geistige Cultur besteht in keinem andern Staate der Welt. Werfen wir dagegen, um durch näher liegende Fälle unser Nationalgefühl nicht zu beleidigen — einen Blick auf Frankreich, wo nahezu ein Drittel der männlichen und fast die Hälfte der weiblichen Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig ist. Massachussets verwendete 1,424,873 Dollar, also über 7 Millionen Franken, während die 36 Millionen Franzosen nur 32½ Millionen Franken für ihren Unterricht aufwenden, kaum mehr, als der Hof kostet. Statt weiterer Details diene folgende kurze Uebersicht der Bildungsanstalten in Massachussets.

	Schulen.	Lehrer.	Schüler.	Kosten in D.
Colleges (Howard university und 5 hohe Sch.)	6	85	1043	107,901
Academies (Mittelsch.)	381	521	12,774	310,177
Public schools (Volksschulen)	3679	4443	176,475	1,006,795

Drittes Capitel.

Philadelphia. — Wissenschaftliche Anstalten und ihre Concurrenz. — Akademie. — Washington. — Smithsonian-Institution. — Patent Office. — Coast-Survey. — Die amerikanischen Eisenbahnen. — Cincinnati. — St. Louis. — Die Illinois-Central-Eisenbahn.

Ich ging von Boston direct nach New-York und von dort nach Philadelphia. Ueber die Reise dahin kann ich nichts berichten; die Landschaft, durch welche die Eisenbahn geht, ist größtentheils in Cultur, sah aber schon herbstlich aus, obwohl noch kein Schnee gefallen war. Von der äußern Kälte leidet man auf der Eisenbahn wenig, da die Waggons schon geheizt waren. Es besteht eine ähnliche Einrichtung wie in den Hotels, nämlich die Trennung der Frauen, für die ein besonderer Waggon bestimmt ist, zu denen aber auch den sie begleitenden Gatten, Vätern als berechtigten männlichen Begleitern der Zutritt gestattet ist. Philadelphia ist der Volkszahl nach die zweite Stadt der Union und führt im Gegensatz zu der Empire- und Monument-City den Namen Quaker-City, da diese Secte in der Stadt sehr zahlreich ist. Die Stadt ist in derselben Weise in großen Vierecken ausgelegt wie New-York. Die Straßen sind meist enger als in New-York und wie die öffentlichen Plätze mit Bäumen bepflanzt.

Handel, Gewerbe und viele Zweige der großen Industrie sind bedeutend. Die Stadt hat aber auch mehrere wissenschaftliche Institute und Universitäten. Unter den ersten sind die Franklin-Society und die Akademie der Wissenschaften die bedeutendsten. Die Akademie veröffentlicht Abhandlungen und hat ein reiches Museum, das in einem großen Saale aufgestellt ist. Dieser hat die Größe und die Höhe eines Kirchenschiffs, an den Wänden Galerien, die zur Aufnahme von Sammlungen dienen und wird von oben beleuchtet, indem das Dach mit starken Glastafeln gedeckt ist. Alle großen oder besonders schweren Objecte befinden sich im Parterre. Das Museum ist Eigenthum der Akademie, steht unter ihrer ausschließlichen Controle und ist wie diese kein Staatsinstitut. Die wichtigsten Theile sind: die ornithologische Sammlung, eine der reichhaltigsten; die Schädelsammlung der Menschenracen, welche früher im Besitze Morton's war; Leach's Sammlung von Crustaceen. Im Parterre ist eine interessante Sammlung von Petrefacten, von denen die Mehrzahl in Nordamerika gefunden worden sind. Das Museum wird vorzüglich durch Geschenke vermehrt, so hat namentlich Dr. Wilson große Summen auf die Bereicherung desselben verwendet. Die Herren Le Conte haben eine schöne entomologische Sammlung, die besonders reich an nordamerikanischen Insecten ist. Unter den höhern Lehranstalten ist die University of Pennsylvania die älteste. Ihre medicinische Facultät war berühmt und zählte stets einige hundert Studenten, nicht nur aus Pennsylvanien, sondern auch aus den südlichen Staaten, da selbst viele Pflanzer ihre Söhne Medicin studiren lassen, um die Auslagen für einen Arzt zu ersparen. Das anatomisch-physiologische Museum enthält nicht bloß Präparate, sondern auch Nachahmungen derselben aus Holz und gepreßtem Leder, welches befeuchtet über

Thonmodelle gepreßt und so getrocknet wird. Der Bildungsgang ist auf zwei Semester, je zu sechs Monaten, herabgesetzt worden, in denen die Studenten so viel lernen sollen, wie in Deutschland und Frankreich in fünf Jahren. Schon vor längerer Zeit war eine zweite medicinische Schule entstanden, welche durch ein geringeres Honorar und durch Verminderung der Studienzeit Concurrenz zu machen suchte. Eine dritte Schule existirte für die ärztliche Bildung der Frauen und eine vierte für Homöopathie. Diese Schulen, bis zur Zahl sechs, sind vom Staate unabhängig und entweder durch Vermächtnisse dotirt oder auf Speculation gegründete Actienunternehmungen. Eine nautische Privatschule versprach sogar, in sechs Wochen jedem Matrosen die einem Capitän nöthige Bildung beizubringen! Eine hervorragende andere Bildungsanstalt ist Girard-College, nach seinem Stifter genannt, der, ein geborener Franzose, ein großes Vermögen in den Vereinigten Staaten erworben und zwei Millionen Dollar dafür bestimmt hat. Die Direction wird von einem Comitee (Committee of trustees) geführt, in dem nach der Verfügung des Stifters niemals ein Priester sitzen darf.

Philadelphia macht in seiner Größe den Eindruck von Nüchternheit und Prosa. Die Häuser sind von allen Größen, meist von gebrannten Ziegeln gebaut, roth oder braun gefirnißt, sehr rein, aber ohne Balcone und ohne allen architektonischen Schmuck; es ist das Quäkerthum in Stein.

Ich verließ Philadelphia schon am 29. und fuhr über Baltimore, ohne mich jedoch aufzuhalten, in Nebel und Regen nach Washington. Der nächste Tag war ein Sonntag, den ich dazu verwendete, die Stadt und Umgebung zu besehen, da man nach den strengen amerikanischen Sitten an diesem Tage keine Besuche machen kann. Da das Wetter wieder schön geworden und der

Koth mit Berücksichtigung der meist ungepflasterten Straßen mäßig war, so kostete mich mein Spaziergang kein Opfer.

Auf einem Hügel ist das Capitol, der Mittelpunkt der projectirten Stadt, ein großer prachtvoller Marmorbau, das größte und geschmackvollste Gebäude, welches die Vereinigten Staaten besitzen, aber damals noch unvollendet, denn bis dahin stellten alle Bilder es dar, wie es einst sein wird. In der großen Rotunde sind mehrere historische Bilder von höchst problematischem Kunstwerth, welche die Hauptereignisse der amerikanischen Geschichte darstellen: Die Ankunft Colon's, die Landung Soto's am Mississippi, der Auszug der ersten holländischen Ansiedler, Franklin und Ludwig XVI., Washington im Moment, wo er seine Bestallung erhält und wieder niederlegt und zwei Bilder, welche die Capitulation der englischen Armee darstellen. Die Nation und der Congreß fühlte die Armuth des künstlerischen Schmuckes im Innern des Capitols, der in würdigen Einklang gebracht werden sollte. Auf den Antrag, Horace Vernet einzuladen, ein großes Schlachtstück zu malen, erhoben die Journale fast einstimmig ihre Stimme dagegen und machten den Vorschlag — der mehr ihrem Patriotismus als ihrem Verständniß des amerikanischen Kunststandpunktes entsprach — die Mauern lieber nackt stehen zu lassen, wenn kein eingeborener oder naturalisirter Künstler zur Ausführung befähigt sei, als eine Ermunterung für die amerikanische Kunst der Zukunft; denn die Wahl Vernet's wäre ein ewiges Armuthszeugniß des amerikanischen Genius. Um das Capitol ist ein Garten im englischen Geschmack, mit Sandwegen und Springbrunnen. Auffallend ist darin und um das ganze Capitol der Mangel an Polizei, Schildwachen und jeder Art von Wächtern. Von oben hat man eine schöne Uebersicht über die Stadt und Umgebung.

Die Stadt macht einen sonderbaren Eindruck, denn mit Ausnahme von wenigen Straßen sind nirgends zusammenhängende Häusermassen. In einer Ausdehnung von fast einer deutschen Meile von Nordwest nach Südost und einer halben deutschen Meile von Nordost nach Südwest liegen Häuser und Häusergruppen, durch Gärten und Felder von einander getrennt, nur hier und da steigt dazwischen ein großer weißer Marmorbau, die Regierungsgebäude, auf, so: die Sternwarte (National Observatory, ist sogar zwei englische Meilen vom Capitol), der Palast des Präsidenten im einfachsten Stil und schlechtweg das weiße Haus (white house) genannt, das Finanzministerium mit einer großen Colonade, mit einem großen Regierungsgebäude auf jedem seiner Flügel, das Patent Office, das Columbia-College, das Generalpostamt, die Thürme mehrerer Kirchen aus röthlich grauem Sandstein und wie ein Anachronismus zwischen diesen neuen Bauten Smithsonian-Institution, vom Aussehen einer mittelalterlichen Burg. Im Süden der Stadt fließt der Potomak, und eine Reihe von Hügeln, zum Theil mit Bäumen und Gebüschen bekleidet, begrenzen den Horizont.

Am späten Nachmittag sah ich das Begräbniß eines Mitgliedes eines jener Vereine, die sich nicht nur durch sonderbare Statuten, sondern auch durch eine auffallende Tracht unterscheiden, die Odd-Fellows, die in rothen Röcken oder Blousen und roth lackirten Cylinderhüten paradiren.

Da der Congreß schon tagte, so unterließ ich es nicht, die Versammlung zu besuchen. Der Zutritt zu den Galerien ist ohne Eintrittskarte frei, jeder Fremde kann aber, wenn er von einem Mitgliede eingeführt wird, auch den Sitzungssaal betreten. Es ging sehr ungezwungen her, ein großer Theil der Mitglieder saß in Oberröcken und hatte die Hüte auf dem Kopfe. Es fand

eine lebhafte Conversation in verschiedenen Gruppen Statt, nur wenige saßen auf ihren Plätzen. Der Präsident (Speaker) rief die Mitglieder, die sich zum Vortrag gemeldet hatten, nicht bei ihrem Namen, sondern als Gentleman of Ohio oder Gentleman of Louisiana und dergleichen. Dem Redner wurde nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt, da es sich um Vordebatten handelte. Meine Neugierde war bald befriedigt und ich besuchte die Sitzungen nicht wieder. Außer den Deputirten hat der Congreß noch besondere Freunde, die als Lobby Members eine sehr bedeutende Rolle spielen; sie sind Agenten, welche Geschäfte in Reclamen, Petitionen und Entschädigung betreiben.

Am meisten interessirte mich Smithsonian-Institution; der Gründer des Instituts war James Smithson, der 1828 in Genua im hohen Alter starb, ein Sohn des Herzogs von Northumberland. Er war ausgezeichnet durch sein gründliches Wissen, betrieb besonders Naturwissenschaften und scheint trotz der großen Zurückgezogenheit, die er den größten Theil seines Lebens hindurch beobachtete, den Ehrgeiz besessen zu haben, sich durch die Wissenschaft zu verewigen, die er für Alle in ersprießlicher Weise zugänglich zu machen wünschte. Zu diesem Zwecke trug er der Royal-Society in London sein Vermögen an, und als diese auf die gestellten Bedingungen nicht einging, vermachte er sein Vermögen seinem Neffen und im Falle von dessen Tode den Vereinigten Staaten. Das Vermächtniß betrug 515,169 Dollar.

Bis zur Zeit, als das Institut in's Leben trat, 1846, waren 242,000 Dollar Interessen angewachsen, welche die Verwaltung für die nöthigen Bauten auszugeben ermächtigt war; aber der Bau wurde verzögert, um weitere 100,000 Dollar Interessen zu erlangen, die als Fond für die nöthigen Reparaturen des Baues dienen sollten. Der Wortlaut des Testamentes ist:

„In Washington ein Institut zu gründen unter dem Namen Smithsonian-Institution, zur Vermehrung und Verbreitung des Wissens unter den Menschen.“ Die Vereinigten Staaten sollten die Verwalter dieses großartigen Legates zum Vortheile der Wissenschaft sein.

Die Thätigkeit des Institutes ist eine mehrfache und bestand dazumal

1) In der Publication von Originalarbeiten.

2) In der Unterstützung von Gelehrten durch Lieferung von Büchern, Instrumenten und andern literarischen Behelfen für ihre Arbeiten. So arbeitete damals der Reisende Stimpson am Museum.

3) Im Austausch der verschiedenen Vereinsschriften von Europa ꝛc. gegen amerikanische.

4) Im Austausch der Arbeiten zwischen amerikanischen und europäischen Gelehrten.

5) Im Austausch von Naturalien.

6) In Errichtung meteorologischer Stationen über Nordamerika.

7) In öffentlichen Vorlesungen.

8) In Instruction und Ausrüstung amerikanischer Reisenden.

Der Tausch ist in allen Richtungen bedeutend und das Institut hat bereits eine der schönsten naturwissenschaftlichen Bibliotheken in fast allen Fächern. Die Verwaltung ist in den Händen einer Direction (Board of regents). Die wissenschaftliche Leitung ist in den Händen des Professors Henry, als ersten Secretärs, der Physiker ist; Dr. Baird, der rühmlich bekannte Zoologe, ist der stellvertretende Secretär.

So einstimmig günstig das Urtheil über den Zweck der Anstalt ist, so getheilt sind die Ansichten über die Zweckmäßigkeit des Baues, der im Stil des zwölften Jahrhunderts auf-

geführt ist; nicht nur außen in dem großen Thurme und den vielen kleinen Thürmchen, sondern auch im Innern ist derselbe festgehalten und hat zu kleinen Zimmern und engen Treppen Veranlassung gegeben, mit Ausnahme eines großen Saales von 200 Fuß Länge und 50 Fuß Breite und des großen Hörsaales im ersten Stockwerk; der letzte ist sehr akustisch. Außer der Bibliothek und dem Lesezimmer ist ein zoologisches Museum, in welchem Säugethiere und Vögel nicht aufgestellt, sondern meist zur Ersparung des Raumes in Schubladen verpackt werden. Die Sammlungen sind reichhaltig, da ein großer Theil des Materials, welches auf den von der Regierung angeordneten Reisen gesammelt worden war, dem Institut übergeben wurde. Damals wurde die Motion gemacht, daß auch die in den Händen der Regierung befindlichen Sammlungen dem Institute übergeben werden sollten. Das physikalische Cabinet wurde gleich im Anfang durch eine Schenkung des Professors Pare reich mit physikalischen Instrumenten versehen. Im Gebäude ist auch ein chemisches Laboratorium. Ob es eine glückliche Idee war, auch eine Bildergalerie anzulegen, möchte im Princip zweifelhaft erscheinen, aber die Reihe von 150 Porträts nordamerikanischer Wilden, von Stanley gemalt, ist jedenfalls besser am Platze als irgendwo anders. Außerhalb des Gebäudes ist ein Häuschen mit doppelten Wänden als magnetisches Observatorium, in dem selbstregistrirende Magnetnadeln für die Declination, Inclination und Intensität angebracht sind. Als eine bloß auffallende Merkwürdigkeit erwähne ich noch den großen Barometer, der mit Schwefelsäure gefüllt und 240 Zoll lang ist.

Washington's Monument, das auf dem Subscriptionswege gebaut wurde, hat mich wenig befriedigt. Das Patent Office ist ein großer weißer Marmorpalast, dessen Hauptzweck ist, die

Modelle aller neuen patentirten Erfindungen, Maschinen, Instrumente und Geräthe aufzunehmen. Im ersten Stockwerk ist dazu ein ungeheurer Saal verwendet, der durch das ganze Gebäude geht und Galerien hat. Dort ist auch das Material der ersten wissenschaftlichen Reise um die Erde, welche die amerikanische Regierung unter Wilkis veranstaltet hatte. Das Schönste darin ist die Sammlung der Korallen, welche Dana gesammelt und beschrieben hat. An die zoologische Sammlung schließt sich eine ethnographische, eine von Waffen, Urkunden; auch die Originale der Handelstractate sind dort aufbewahrt. Manche Theile gleichen sehr unsern alten Raritätenkammern. In einem Schranke sind die Haarlocken aller Präsidenten und in einem andern Washington's Weste und Lederhosen aufbewahrt. Die Verehrung Washington's ist allgemein, und die Inschrift, die das neue Monument führen soll: The first in peace, the first in war and the first in the hearts of his countrymen, ist buchstäblich wahr. Außer der Sternwarte gehören noch das Bureau und die Werkstätten der Küstenaufnahme (Coast survey) zu den großartigsten Anstalten ihrer Art.

Ich war eine Zeit unschlüssig, welchen Weg ich von Washington nach dem Mississippi nehmen sollte. Die nördlichen Routen, um noch einmal an die Seen zu kommen, fürchtete ich wegen der vorgerückten Jahreszeit; ich entschied mich endlich für den Weg über Wheeling und Cincinati. Ich machte bald die Erfahrung, daß alle Eisenbahngesellschaften in ihren Programmen und Ankündigungen, denen gewöhnlich eine Karte im Holzschnitt beiliegt, ihre Routen etwas strecken, um so dem Publicum glauben zu machen, daß ihre Bahn die möglichst grade und kürzeste sei. Ich verließ Washington um 6 Uhr Morgens und langte um 7 Uhr Abends in Cumberland an, dessen Berge

nach dem beständigen Einerlei der Ebene eine wohlthuende Abwechslung hervorbringen.

Auf den amerikanischen Eisenbahnen findet der Fremde mehrere Eigenthümlichkeiten, welche sie zum Vortheil oder in den Augen mancher Leser vielleicht zum Nachtheil unterscheiden. Der Betrieb ist viel einfacher; die Bahnhöfe sind nicht wie bei uns eine Stunde vor dem Abgange des Trains von Reisenden belagert, aus Furcht, nicht rechtzeitig eine Fahrkarte oder den Gepäckschein zu erhalten. Die Bahnhöfe sind offen, die meisten sogar ohne alle Einfriedung, und keine Polizei überwacht das Ankommen oder Abfahren der Trains, denn die Yankees glauben, daß Jeder so viel Verstand hat, nicht unter die Räder zu kommen. Häufig findet man jedoch Warnungstafeln, sich vor Dieben zu hüten.

Wenige Minuten vor der Abfahrt der Trains ist der Andrang bei der Casse groß und wenn auch Einer oder der Andere kein Billet bekommt, so hat es nichts zu bedeuten, denn alle Conducteure sind berechtigt, Billets in den Waggons zu verkaufen, wofür der Reisende nur einige Cents mehr als Vergütung an den Conducteur zu bezahlen hat. Die Koffer werden nicht lange gewogen und mit Nummern beklebt, sondern mit einer auf Blech gestempelten Nummer, die an einem Riemen hängt, versehen. Eine zweite gleiche Nummer erhält der Passagier als Recipiß. Die Bahnhöfe liegen nicht wie bei uns weit vor den Städten, sondern in der Regel innerhalb derselben. Wenn der Train durch belebte Straßen geht, so fährt er so langsam, daß Reisende noch aufsteigen oder die Waggons verlassen können. Vor den Straßenbiegungen wird mit einer großen Glocke vom Maschinisten ein Zeichen gegeben, damit die den Schienenweg kreuzenden Wagen oder Personen sich entfernen können. Bahn-

wächter finden sich in der Regel nur, wo Wechsel sind oder eine Straße die Eisenbahn kreuzt, sonst findet man oft meilenweit keine. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen viel zu gebildet und hat ein zu richtiges Verständniß ihrer Communicationsmittel, um diese zu stören und kennt zu gut die Lynchjustiz, um sie aus Bosheit zu beschädigen.

Die Trains fahren mit einer viel größern Geschwindigkeit als bei uns, ihre Schnellzüge (Expreß- und Lightningtrains) fahren mit mehr als der doppelten Geschwindigkeit unserer Schnellzüge. Die Waggons, die schlechtweg Cars heißen, sind groß und lang und nicht in Coupés getheilt; zwischen den an beiden Enden befindlichen Thüren ist ein langer Gang und zu beiden Seiten desselben die Sitze. Diese sind bequem, mit Leder oder Wollsammt gepolstert. Es gibt nur eine Wagenclasse, für welche der Fahrtarif dem unserer Wagen zweiter Classe nahezu gleichkommt, aber auf den verschiedenen Bahnen unbedeutenden Schwankungen unterliegt. Dies hat hier wenig Unzukömmliches, da Standesvorurtheile nicht existiren, und Jeder, der arbeiten kann, einen anständigen Verdienst findet. Die Emigranten werden in eigenen Trains und nach einem viel billigern Tarif befördert und bei jedem Train befindet sich ein Karren mit ungepolsterten Bänken für die Farbigen und Schwarzen, welche nach der amerikanischen Anschauung nicht zu dem anständigen Publicum gerechnet und auch, wenn sie frei sind, nicht als ebenbürtig betrachtet werden. In der rauhen Jahreszeit wird jeder Waggon durch einen eisernen Ofen geheizt; dann ist das Oeffnen von Fenstern nicht gestattet und auch nicht nothwendig, da Niemand in den Waggons Taback rauchen darf. Der Aufenthalt auf den Stationen ist von geringer Dauer, an das Einnehmen von Erfrischungen daher nur an den dafür bestimmten

Hauptstationen zu denken; dort ist aber Alles zu einem Frühstück oder Mittagessen vorbereitet. Während der Mahlzeit cassirt der Wirth seine Bezahlung ein, die gewöhnlich einen halben Dollar beträgt. Diese Zeit von zehn bis zwanzig Minuten ist daher stets ausreichend. Eine Eigenthümlichkeit ist die Vertheilung von Ankündigungen aller Art in den Waggons und an größern Stationen entgeht man nicht den fliegenden Buchhändlern, welche nicht bloß Zeitungen, sondern auch Brochüren und selbst größere werthvolle Bücher colportiren. Das Benehmen des Publicums fand ich in der Regel sehr anständig, besonders in den Neuenglandstaaten (im Osten). In Europa glaubt man gewöhnlich, daß Fremde durch die Mitreisenden sehr gequält werden; ich glaube, es ist nur dann der Fall, wenn diese durch Ungeschicklichkeit oder auffallendes Benehmen dazu herausfordern. Man hat wenig Grund zum Fragen, da die verschiedenen Fahrordnungen alle Monate neu aufgelegt und zu billigen Preisen in jedem Bahnhofe und oft beim Conducteur zu haben sind. Je weiter man gegen Westen kommt, um so größer werden die Stationen und oft wird vor einem einzigen provisorischen hölzernen Hause angehalten.

Sehr häufig wird der Umstand, daß man in den Cars bequem schlafen könne und daß kein Wechsel der Waggons stattfindet, als besondere Empfehlung in den Ankündigungen angeführt. Die Wagen sind allerdings weit und bequem, und wenn so wenig Passagiere da sind, daß einer die Sitze für vier in Beschlag nehmen kann, ist es auch möglich, mit Hilfe eines Reisesackes statt eines Kopfkissens sich zusammenzukauern. Der Comfort ist aber kein beneidenswerther. Ein anderer Zug ist der, sich gegenseitig herunterzumachen und der Lügen anzuklagen, wenn die Bahnen einander Concurrenz machen.

Ich ging über Wheeling, das durch seine Maschinenfabriken berühmt ist, nach Cincinati.

Cincinati ist eine große Stadt von wenigstens 150,000 Einwohnern, unter denen eine große Zahl Deutscher ist. Der Wasserstand des Ohio war so niedrig, daß größere Dampfer nicht mehr höher hinauffuhren, sondern nur noch auf dem untern Strome verkehrten. Ich zählte neununddreißig Dampfer, die in einer langen Linie müßig am Ufer lagen. Die ganze Stadt war weitumher in eine große Rauchwolke eingehüllt, denn die Zahl der Fabriken in Baumwolle, Taback, Möbeln und besonders in Eisen ist groß, da Kohlen und Eisenerze in nächster Nähe sind; es bestanden über vierzig große Eisengießereien und Maschinenwerkstätten. Das Leben am Flusse und in mehreren Straßen, in denen oft große Gebäude sind, ist regsam. Ein eigenthümlicher Zug der Stadt ist der große Handel mit Schweinen, Schinken, Salzfleisch und Schweinefettöl. Der Feldbau, besonders die Maiscultur, verwerthet sich am besten durch die Schweinemast, zu der häufig ein aus den Kolben und Körnern erzeugtes Mehl (Cob-meal) verwendet wird. Es rentirt in dieser Weise sogar besser als die Bereitung des Maisbranntweins, der selten über 18 Cents die Gallone im Großen abgesetzt werden kann. Die Zahl der Schlachthäuser ist groß und es werden fast beständig Schweineheerden auf der Eisenbahn in die Stadt gebracht oder von berittenen Farmern in die Stadt getrieben (im letzten Herbst über eine halbe Million) und die Amerikaner haben auch für Cincinati, das so häufig die Königin des Westens genannt wird, wie für die übrigen großen Städte einen besondern Namen: Pork-City oder Porcopolis. Ich besah die Stadt, in der ich des Sonntags halber bleiben mußte. Zum Spazierengehen wäre übrigens wenig Veranlassung

gewesen, die Kälte nahm zu, das Treibeis auf dem Ohio und das Stehenbleiben des Thermometers auf dem Nullpunkte, selbst Mittags, machten es räthlich, jede nördliche Tour fallen zu lassen.

Ich verließ am 8. December Cincinati und setzte meine Reise durch die große, ununterbrochene Ebene nach Saint Louis fort und langte den andern Tag zeitig früh am linken Ufer des Mississippi gegenüber von Saint Louis an. Der Bahnhof ist von der Fähre eine halbe englische Meile entfernt und nur, wenn wenig Passagiere da sind, hat man eine Möglichkeit, einen Platz in einem Omnibus zu erhalten. Die Fähre ist ein großes flaches Dampfbot. Ich ließ mich in Planters-House nieder, einem hohen casernenartigen Hotel, wie die meisten Etablissements in den großen amerikanischen Städten. Als ich nach dem Hotel im Omnibus fuhr, hatte ich schon Gelegenheit zu bemerken, daß die Bevölkerung viel urwüchsiger ist als im Osten und Nordosten. Mehrere hatten reichlich Respirationsmittel in Gestalt von Brandy und Whisky zu sich genommen.

Das Hotel war besetzt und ich mußte in Gent's Parlor, eine Art Gastzimmer oder Wartesaal, so lange warten, bis die mit dem nächsten Train abgehenden Gäste ihre Zimmer verließen. Im Westen führt es manchmal den bescheidenen Namen Smoking-Room und gleicht oft einem Stall. Ich fand ungefähr ein halbes Dutzend Angekommene, die gleich mir auf das Leerwerden der Zimmer in großer Seelenruhe warteten. Einige saßen in Schaukelstühlen, Andere in gewöhnlichen Armstühlen, die Beine auf einem andern Stuhle oder auf der Lehne der vor ihnen Sitzenden oder auf dem Kamingesimse. Alle kauten Taback und spritzten die häßliche Jauche nach einem und demselben Punkte, dem Kamine. Die einzige Gerechtigkeit, die man ihnen bei diesem nationalen Festschießen widerfahren lassen muß, ist, daß

sie ihre Distanzen ziemlich genau bemessen. Ein anderes Vergnügen besteht darin, mit einem Messer Späne aus den Tischen und den Rückenlehnen der Stühle herauszuschneiden und dann in ganz kleine Splitter zu schnitzeln. Man sagte mir, daß manche Hotelbesitzer den Gästen ein Stück Holz auf den Tisch legen, um ihre Möbel vor ihrer Schnitzkunst zu bewahren. Ein besonderer Zug ist ihre Vorliebe für Süßigkeiten. Melasse kommt zu Allem, zum Brot, zum gekochten Reis, zu ihrem Pfannkuchen, selbst zum eingepökelten Schweinefleisch. Frauen und Männer essen Gerstenzucker und eine Art Candis im Uebermaß. Dieses Bedürfniß ist so allgemein, daß an manchen Orten, wo nichts zu kaufen oder verkaufen ist, dennoch der Candis nicht fehlt. Der Candiszucker ist der Kautaback des schönen Geschlechts, wird aber auch massenhaft von den Männern verzehrt. Nach zwei Stunden zog ungefähr ein halbes Hundert Gäste aus und ich bekam ein Zimmer in der Reihe des dritten Hunderts im vierten Stockwerk, mit hinreichender Ventilation und ohne Kamin. Ich trieb mich den größten Theil des Tages in den Straßen umher, nicht bloß um diese zu sehen, sondern um mich durch die Bewegung warm zu halten. Saint Louis ist bald charakterisirt, es ist eine große Stadt, mit rechtwinkligen, breiten Straßen, aber wenig Plätzen. Obwohl Alles neu und jung ist, stehen doch in den Hauptstraßen große, schöne Gebäude aus Bruchstein, oder gebrannten Ziegeln. Fünfundvierzig Dampfer, darunter viele große, wie Paläste, lagen am Ufer des Mississippi, der, obwohl noch über 1300 englische Meilen von seiner Mündung, ein majestätischer Strom ist. Durch den Missouri, der achtzehn Meilen oberhalb mündet, wird die Stadt der große Stapelplatz für den ganzen westlichen Binnenhandel. Die Zahl der Einwohner konnte ich nicht ermitteln, die Angaben variirten von

100,000 bis 200,000. Die Umgebung ist eine flache, zum Theil stark versumpfte Ebene, in welcher die passionirten Jäger den Enten und Schnepfen oft mit Lebensgefahr nachstellen. Einer derselben, ein junger liebenswürdiger Landsmann, erzählte mir, daß er bei Mangel an Enten seinem Jagdtriebe dadurch Rechnung trage, indem er die großen Frösche schieße. Das numerische Uebergewicht der Deutschen ist vielleicht noch größer als in Cincinati oder in Pennsylvanien. Ich habe mich hier wiederholt gefragt, welche Folgen unsere Emigration auf das amerikanische Leben hat; bis jetzt haben erst Lagerbier, Bretzel und Schweizerkäse das amerikanische Bürgerrecht erhalten und sind schnell populär geworden. Ob die deutschen Doctrinäre, welche von der culturhistorischen Mission unseres Volkes so viel zu erzählen wissen, damit zufrieden sind? Die Deutschen sind so zahlreich in St. Louis und haben so viel Nationalgefühl, daß sie ihren Kindern die deutsche Sprache lehren. Der Contrast im Kleideraufwand und der ganzen Erscheinung der beiden Geschlechter ist hier noch größer als im Osten. Die Frauen gehen in Sammt und Seide, in Reifröcken und Federhüten mit sehr viel Würde und manchmal selbst mit Grazie. Der Ehemann in einem abgeschabten, oder jedenfalls nicht eleganten Rocke, in Beinkleidern, die oft einige Zoll zu kurz sind, in einem einst schwarzen, aber nun polychromatischen, abgegriffenen Cylinder oder dem runden Hut (Wide awake); um die Schultern einen groben, grauen Shawl, wie ihn die armen Leute als Fußteppich in ihren Parlours gebrauchen; die magere bleiche Physiognomie erhält durch den Backen- und Kinnbart — der Schnurrbart wird von den echten Yankees rasirt — und das Primchen im Hintergrunde der Backe einen schwer zu beschreibenden Ausdruck. Neben seiner schönen Hälfte wird er häufig zur Cari-

catur. Der Cultus des allmächtigen Dollars ist die allgemeine Religion, aber die Summen, die ihre Frauen kosten, sind verhältnißmäßig viel größer als bei uns, und sie werden allgemein beschuldigt, daß sie den Luxus befördern und an dem krankhaften Ehrgeiz leiden, über ihre Mittel zu leben. Es scheint, daß die deutschen Frauen noch mehr die amerikanischen Vorbilder zu erreichen streben, als die Männer. Den Vorwurf des Vulgären, der den Amerikanern häufig gemacht wird, verdienen sie nicht mehr als die gleichen Volksschichten in Europa.

Auf die Kälte folgte warmes Regenwetter, der Himmel wurde grau, die Luft feucht, schwül und drückend. Am 11. December ging ich über Sandoval, wo die große Westbahn von der Central-Illinoisbahn unter einem rechten Winkel gekreuzt wird, nach Cairo. Das Land ist eben und die Bodenerhebungen selten bedeutender als die langen Schwellungen eines ruhig rollenden Meeres. Die Zahl der Ansiedler, die vorzugsweise Mais und Weizen bauen, ist noch gering. Die Eisenbahngesellschaft bekam das Land zu beiden Seiten der Bahn von der Centralregierung, die allein über die Staatsländer verfügen darf, geschenkt und machte durch den Verkauf des Landes ein ungeheures Geschäft. Mit derartigen Schenkungen wurde in den letzten Jahren ein großer Mißbrauch getrieben, dem die Congreßmitglieder nicht fremd geblieben sind. Trotzdem, daß Executive, Legislative und der Richterstand gewählt werden, geht es nicht so tadellos zu, als man es von Vertrauensmännern erwarten sollte. Die Vereinigten Staaten, welche Europa in allen Dingen voraneilen, sind leider im Punkte der Demoralisation der Regierungsorgane hinter dem alten Europa nicht zurückgeblieben. Von der republikanischen Einfachheit ihrer Großväter und der Reinheit des ersten Patriotismus will man

wenig hören und die erste Sorge ist das liebe Ich. Was einstens der Abgeordnete des Pyrrhus über das römische Volk sagte, gilt von den Amerikanern, aber eben so ist hier der Ausruf Jugurtha's über Rom auch so wahr, als vor zwei Jahrtausenden in der alten Hauptstadt der Welt. Die Hauptsache ist, Forderungen an den Staatsschatz, Reclamationen, Schadloshaltungen, Landforderungen und dergleichen vorzubringen. Ich erinnere nur an den berüchtigten Minenproceß an der Grenze von Mexico. In Washington gibt es immer einige Agenten, welche das Durchbringen solcher Forderungen übernehmen und welche mit dem Namen Lobby Members bezeichnet werden. Für die zu bauende Eisenbahn an die Südsee waren schon 1856 verschiedene Actiengesellschaften zusammengetreten, um sich in den Raub der Land-Grants (Landschenkungen) zu theilen. Hier zeigte sich aber die Wohlthat der freien Presse, denn ungeachtet der vielen Journale, welche für das Unternehmen agitirten, warnten andere das Land vor der Aussaugung durch einige Privilegirte. Die wenig schüchternen Actiengesellschaften versuchten nun den andern Weg und wollten 1 Cent per Acre bezahlen, während die Staatsländereien um den fixen Preis von 125 Cent pro Acre verkauft werden. Auch dagegen agitirte ein Theil der Presse, das einzige Gegengift gegen offene und geheime Corruption, die in kurzer oder längerer Zeit alle Hefe in dem großen Gährbottich der Republik an die Oberfläche bringt. Schwindelhafte Unternehmungen oder solche Vorgänge, die zwar vor einem Ehrengericht nicht immer fleckenlos befunden würden, sind häufig und wenn der Urheber nicht einer Gesetzübertretung überführt werden kann, wird er nicht als schlechter Mensch betrachtet, sondern findet, wenn er einen hohen Grad von Scharfsinn und Combination dabei entwickelt hat, als Smart-Man sogar seine Bewunderer.

Viertes Capitel.

Der Mississippi. — Dampfschiffe. — Neu-Orleans. — Die Zuckerpflanzungen in Louisiana. — Die Sclaverei als Frage des Fortbestandes der Union.

Ich langte Abends in Cairo am Einfluß des Ohio in den Mississippi an und ging an Bord des Kennet, der mir in St. Louis empfohlen worden war. Dieser Dampfer war Tags zuvor abgegangen, aber mehrmals auf den Sand aufgefahren, da der Mississippi einen niedern Wasserstand hatte. Es fehlte Cairo noch an einem ordentlichen Quai und der Koth am Ufer war tief, obwohl es in den zwei letzten Tagen nur mäßig geregnet hatte. Für die Fahrt nach Neu-Orleans beträgt das Fahrgeld 20 Dollar, die Verpflegung, welche gut ist, eingerechnet. Jeder Reisende, der es verlangte, erhielt eine Cabine für sich allein, deren Einrichtung in zwei Betten, einem kleinen Spiegel, zwei Nägeln und zwei Schwimmgürteln bestand. Ich gestehe, daß ich über die vielgerühmte Eleganz etwas enttäuscht war; um sich zu waschen, mußten die Reisenden in das Zimmer des Schiffsbarbiers gehen, wo drei Waschschüsseln, zwei Handtücher und ein Stück schwarze Seife zum gemeinschaftlichen Gebrauche vorhanden waren. Auch auf den Krackboats, die einen großen Luxus zur Schau tragen, soll dies die schwache Seite sein. Die Auf-

wärter waren schwarze Sclaven, die entweder dem Boteigenthümer gehörten oder von ihm um 20 — 30 Dollar per Monat von ihrem Herrn gemiethet waren.

Am 12. December begannen wir Mittags den Mississippi hinabzudampfen. Der Strom ist breit, aber sein Wasser ist gelb, vollkommen undurchsichtig und macht in einem Glase von 5 Zoll Höhe in kurzer Zeit einen Bodensatz von 2 bis 3 Linien.

Unter den Passagieren waren mehrere aus dem Westen, darunter drei bis vier Damen, aber ohne Sammt und Seide, von denen eine hinter dem Radkasten eine weiße Thonpfeife rauchte und die andere einem männlichen Passagier mit Prügeln drohte, weil er ihre Sprößlinge zu wenig liebenswürdig fand. Unter den Männern waren mehrere Helden aus Kansas, von denen einige sich als Generale und Obersten titulirten und die lange Berathungen hielten, ob es nicht gut wäre, da die Campagne in Kansas zu Ende sei, nach Nicaragua zu gehen, und dem amerikanischen Helden und modernen Washington — womit sie bescheidener Weise Walker meinten — unter die Arme zu greifen und etwas für die Civilisation dieses reichen Landes zu thun. Weniger Lärm machten einige Farmers, die mit Pferden, Maulthieren und Rindvieh nach dem Süden gingen, und endlich einige Pflanzer und Kaufleute. Die Gesellschaft theilte ihre Zeit zwischen Schlafen, Trinken und Kartenspielen. Einer von den Reisenden wurde geprügelt, da man ihn überführte, daß er beim Spiel sich gefälschter Karten bedient hatte. Die Spieler hatten an diesem Tage schon vier Spiele Karten in den Kamin geworfen.

Wir trieben rasch mit Strömung und Dampf den Strom hinab; am 13. wurde es fühlbar wärmer und Mittags entlud sich ein Gewitter mit Regen. Der Mississippi ist ein gewaltiger

Strom, aber höchst prosaisch durch das schmutzige Wasser und die flachen, monotonen Ufer, die oft auf weite Strecken noch mit Wald, der jetzt laublos war, bedeckt sind. Die Natur scheint ihn nur geschaffen zu haben, um Schiffe zu tragen; selbst der St. Lorenz ist viel malerischer und hat außerdem eine größere Wassermasse. Eine Abwechslung boten die heraufkommenden Dampfschiffe und die hinabgehenden Flat boats, große, flache Schiffe von viereckiger Form und hinten mit Rudern. Sie sind noch unbehilflicher als unsere Donauschiffe und dienen zur Verfrachtung der Landesproducte, besonders des Weizens und Maises. Die Hauptculturen sind Baumwolle und Taback, die erste beginnt unter dem sechsunddreißigsten Grade zwischen Neu-Madrid und Memphis. Die Felder sahen kahl aus. In großen Entfernungen von einander sieht man Plantagen, mit einem größern Gebäude, dem Herrnhause, und zwei Reihen weiß getünchter Bretterhäuschen daneben. Aus einem derselben kam ein Pflanzer an Bord mit einigen Sclaven, die je zwei und zwei gefesselt waren. Ich hielt sie anfangs für Verbrecher. Auf meine Frage, warum man sie so frei im Schiffe herumgehen ließe, hörte ich, daß sie ganz unverfängliche, unschuldige Leute seien, welche der Eigenthümer seinem Sohne, der weiter südlich eine Pflanzung angelegt hatte, zuführe, und sie nur fessele, daß sie nicht durchgehen. Höchst komisch war es, diese harmlosen, neugierigen Schwarzen wie siamesische Zwillingsbrüder wandeln zu sehen oder die engen Treppen erklimmen.

Der Mississippi ist sehr tief und die Gefahren durch Sandbänke sind selten, häufiger bedrohen Baumstämme, welche im Schlamme stecken bleiben und ihre Aeste nahe an den Wasserspiegel legen, die Schifffahrt. Das Anrennen an dieselben ist eine der größten Gefahren, da gewöhnlich der Schiffsboden ein-

gestoßen wird; solche schwimmende oder festsitzende Stämme heißen Snags. Das Wetter war sehr schön, die Nächte aber empfindlich kalt, besonders wenn Nordwind eintrat. Die Kälte war selbst in den Cabinen fühlbar, da der Wind durch die Fugen der dünnen Bretterwände des Schiffes strich und die Beheizung des Salons illusorisch machte. Selbst vierzig Meilen südlich von Vicksburg, also nahe unter dem dreiunddreißigsten Grade nördlicher Breite, war am 16. Morgens noch um 8 Uhr das Deck mit Eis und Reif bedeckt.

Die Plantagen am Ufer werden gegen Süden häufiger, aber nicht reizender. Im Sommer mag es etwas freundlicher sein, aber im December waren die Wälder entlaubt und ich sah erst weit südlich immergrünes Strauchwerk und einige grüne Schmarotzerpflanzen, die sich an den Baumstämmen hinaufwanden. Der Wald, der meist bis an die Ufer geht, steht kahl und blattlos da. Die Mitreisenden erhielten Stoff zum Scherz, als auf einem der Landungsplätze ein Passagier mit einem jungen Bären an Bord kam, welcher der Liebling der Gesellschaft wurde und als Spielzeug zu den urwüchsigen Sitten des Westens paßte.

Vom 15. an legten wir viel häufiger an, nicht bloß um Holz für die Maschine einzunehmen, sondern auch um Reisende zu landen oder Landesproducte, besonders Baumwolle, aufzunehmen. Diese wuchs allmälig so, daß sie auf dem Deck große Pfeiler und thurmartige Massen bildete, die beständig überwacht werden mußten, da sie durch den aus dem Schornstein sprühenden Funkenregen mehr als einmal zu brennen anfingen. An allen diesen Orten fehlen passende Landungsplätze, denn der Strom ändert seine Ufer so oft, und schwemmt an manchen Punkten so viel ab, daß nur solide Bauten ausdauern würden, und dazu ist bis jetzt in den meisten Landungsplätzen der Verkehr viel zu gering.

Die Häuser vieler Plantagen und auch die der kleinern Orte sind nur aus Brettern und auf eine zehn- bis zwölfjährige Dauer berechnet. Sie werden auch hier mit Mörtel beworfen oder, um ihnen ein eleganteres Aussehen zu geben, mit Oelfarbe angestrichen, in welche Sand gedrückt wird, denn da die Bewohner für braunen Sandstein eine große Vorliebe haben, so ahmen sie ihn überall nach. Wir begegneten jeden Tag fünf bis acht Dampfern, die stromauf gingen. Diese Schiffe machen sich gegenseitig Concurrenz und überbieten sich im Schwindel ihrer Ankündigungen. Sie rühmen nicht nur ihre Größe, Schnelligkeit oder Sicherheit, sondern auch die glänzende Einrichtung, Bedienung, Betten und andern Cabinencomfort. Manchmal wird ein anderer Plan verfolgt. So kündigte der Capitän des Landis sein Schiff mit folgenden Worten an: „Alle Schiffsofficiere sind unverheirathet und schön, was den Landis nicht weniger zu einem Liebling der Damen machen wird, als er es schon ist.“ Ein Gegenstück dazu fand ich in der Ankündigung einer Kunstreitergesellschaft in einer der großen Städte des Ostens, bei welcher der Unternehmer die Schönheiten der Miß X. ungescheut auf den Anschlagzetteln affichirte. Die Menge von Treibholz (Snags) wurde immer größer und im Golf von Mexico muß der Mississippi ein reiches Material zu Kohlenlagern für die kommende Periode der Erde ablagern. Abends war ein schönes Zodiakallicht sichtbar. Von Natchez an nahmen die Pflanzungen zu. Immergrüne Eichen, die live Oak der Amerikaner (Quercus virens), stehen hier und da in schönen Gruppen um die Häuser und manche sind von Usneen und Tillandsien überwachsen, deren lange Bärte im Winde spielen, so daß von ihrem glänzenden Laub wenig zu sehen ist, und sie das Aussehen großer vegetabilischer Ruinen haben.

Andere Pflanzungen liegen in kleinen Orangehainen und größere Pflanzerwohnungen mit breiten Veranden haben wohl auch den Luxus eines Gartens; dort ist eine katholische Kirche mit ihrem Friedhof, zum Theil durch Baumgruppen gedeckt. Die Bevölkerung wird dichter und zeigt, daß sie schon vor längerer Zeit Besitz von dem Boden genommen hat, denn sie beweist, wenn auch nicht mehr Reichthum, doch mehr Geschmack an dem, was das Leben verschönert.

Vom Einfluß des Redriver nach Süden treten schon Zuckerpflanzungen auf, die am Mississippi nur bis zum einunddreißigsten Grade reichen, während sie an der atlantischen Küste in Südcarolina nahezu bis zum fünfunddreißigsten Grade gehen.

Die Fahrt am 17. December war eine sehr wechselvolle; der Strom macht viele Krümmungen, über seinem schmutzigen Wasser erheben sich die flachen, mit grünem Wald oder mit Feldern bedeckten Ufer und über die Häuser steigen die hohen Kamine der Zuckersiedereien wie Minarets in die Luft. Wir passirten Baton rouge und langten endlich spät Abends in einer der Krümmungen des sich ewig windenden Stromes, drei englische Meilen ober Neu-Orleans an. Die Pechpfannen wurden angezündet und einige hundert Stück Vieh: Ochsen, Kühe, Pferde und Maulesel, die Producte der obern Mississippiländer, in einem unergründlichen Kothe ausgeschifft. Um 8 Uhr Abends ging es hinab und der Kennet drängte sich in eine lange Reihe von Dampfern ein, die an dem Damme lagen. Ich fuhr nach dem St. Charles Hotel.

In Neu-Orleans ist das Schwanken der Temperatur sehr häufig; auf die warmen bewölkten Tage, an welchen der Südwind Nebel und Regen von der See hereinjagt, folgen heitere, kalte Tage, an denen es des Morgens sogar zur Eisbildung

kommt. Die Stadt liegt in einem Sumpf am Mississippi, der sich in eine große Anzahl Arme mit fast stagnirendem Wasser theilt, die im Lande Bayous genannt werden; sie liegt zum Theil tiefer als der Wasserspiegel selbst, gegen dessen Hereinbrechen sie durch einen Uferdamm, die Levee, gesichert wird. Dieser Damm erstreckt sich am linken Ufer über 140 englische Meilen über und 40 englische Meilen unter Neu-Orleans, am rechten Ufer mit einigen Unterbrechungen bis Arcansas, um die Pflanzungen gegen Ueberschwemmungen zu sichern.

Die Levee ist bei Neu-Orleans mit Brettern bedeckt und dient nicht bloß als Uferdamm, sondern auch als Schiffsländе; sie verstärkt sich dadurch, daß nicht nur der Fluß Sedimente fallen läßt, sondern auch Schutt, Steine und Ballast hineingeworfen werden, die der Schlamm mit der Zeit verkittet, wodurch das Ufer an Solidität und Ausdehnung gewinnt.

Die Stadt liegt 4 bis 5 Fuß tiefer als dieses künstliche Ufer, welches die Form eines Halbmondes hat, daher Neu-Orleans auch die Halbmondstadt (Crescent City) heißt; am andern Stadtende fangen die offenen Sümpfe an, denn sie selbst ist nur ein mit Steinpflaster und Häusern bedeckter Sumpf, welcher dadurch trocken gelegt werden sollte, daß die Straßen von tiefen Gräben durchzogen wurden, welche in breitere und zuletzt in wirkliche Canäle ausmünden, an deren Enden Dampfmaschinen stehen, die das Wasser auspumpen und in den großen Canal nach der Lagune von Pont Chartrain werfen, die eine große Bai im Osten der Stadt bildet. Jeder mehrstündige Regen überfluthet die ganze Stadt, denn ein Gefälle ist nicht vorhanden und das beschriebene Auffaugungssystem kann nur allmälig wirken. Auf demselben Princip beruht auch die Cultur der Plantagen, in denen das urbare Land von rechtwinklig sich

durchkreuzenden Gräben durchzogen und gegen den Fluß durch einen Damm geschützt wird; im Hintergrunde hat es einen großen Abzugsgraben. In Louisiana sind nur die Flußufer bebaut.

Nach dem Gesagten ist es leicht vorauszusehen, daß die Festigkeit des Bodens nicht groß ist und in Neu-Orleans findet sich schon in 1½ Fuß Tiefe Schlamm und in 2½ Fuß Tiefe Wasser. Es gibt daher keine Keller und auch keine Brunnen, das Trinkwasser ist das des Mississippi, welches gewöhnlich filtrirt wird. Die Wohnungen sind feucht und in den ebenerdigen muß fortwährend Feuer unterhalten werden, wenn sie nicht der Gesundheit schädlich sein sollen. Das Straßenpflaster ist schlecht, denn in der schwammigen Oberfläche sinken die Steine unregelmäßig ein. Ich sah in Canal-Street, der größten Straße der Stadt, an einem Orte, wo das Pflaster aufgerissen und ein Maulthier unvorsichtig hingetrieben war, das Thier bis an den Bauch einsinken. Die Begräbnißplätze sind nicht in der Erde, sondern über derselben und haben die Form großer gemauerter Würfel mit Hohlräumen, in welche die Särge geschoben und deren Oeffnungen dann mit Ziegeln und Mörtel luftdicht geschlossen werden. Die besten Straßen sind die Shellroads, die aus Austernschalen und andern Molluskengehäusen aufgeschüttet werden; das Material ist nicht schwer, sinkt daher nicht tief ein, hält die Straßen an der Oberfläche porös und erleichtert so das Einsickern des Regenwassers. Der größte Nachtheil ist die geringe Dauerhaftigkeit des Materials. Die Austerschalen sind jedoch nicht die Reste der Oysterhouses, die selbst bei der ungeheuren Consumtion für den kleinsten Theil der Straßen nicht ausreichen würden; diese Schalen kommen von einem großen Lager von Muschelschalen, das am Pont-Chartrain aufgeschwemmt ist.

Der schönste Theil von Neu-Orleans ist der am Strom gelegene, wo die größten Häuser und Waarenmagazine sind. Die Vorstädte haben oft ein ländliches Aussehen durch die Gärten um die Häuser und die Alleen von Melia Azedarach. Die Zahl der Banken und Creditanstalten ist groß, eben so die der Hotels, von denen das von St. Charles und St. Louis wahre Prachtbauten sind. Ich wohnte die ersten Tage in St. Charles Hotel, verließ es aber sehr bald, da die Anzahl der unruhigen Auftritte unter den Bewohnern und Besuchern, wie die häufigen Diebstähle mir dasselbe verleideten; denn es wird nicht bloß von Pflanzern und anständigen Fremden, sondern auch von einer Masse Abenteurern und Glücksrittern, Spielern und zweideutigen Charakteren besucht. Ich übersiedelte in das St. Louis Hotel, das im Winter vorzüglich von Pflanzerfamilien und andern sogenannten distinguirten Personen bewohnt wird und durch seine große Halle berühmt ist. Ich kam aber aus dem Regen in die Traufe, als ich inne wurde, daß diese schöne Halle einmal in jeder Woche zum großen Sclavenbazar wird. Es werden dann kleine Tribünen aus Brettern aufgestellt, auf welchen die zum Verkauf Ausgebotenen gewöhnlich in sehr guten Anzügen wie auf einem Pranger ausgestellt werden. Der Sclavenmarkt, der unter dem Sternenbanner gehalten wird, ist viel empörender als der von Cairo (siehe Bd. I. Seite 138), denn hier wird er durch die Gesetze eines freien Volkes, das ewig mit Redensarten von Freiheit, Civilisation und Christenthum herumwirft, sanctionirt, während die Phrasen, welche die Menschenhändler bei den Anpreisungen der weiblichen Sclaven gebrauchen, oft vielleicht grade durch die decenteren Formen eben so empören, als die des Abyssiniers. Der einzige Milderungsgrund ist vielleicht der, daß die Sclavenhändler selbst von der Bevölkerung der Sclaven-

staaten mit einer gewissen Geringschätzung behandelt werden. Die Käufer sind jedoch nicht auf diesen wöchentlichen Markt allein angewiesen, sondern können zu jeder Stunde in den verschiedenen Etablissements der Sclavenhändler ihre Ankäufe machen. Die Bewohner sind natürlich alle für die Aufrechterhaltung dieser Verhältnisse und selbst solche, welche keine Pflanzungen haben, halten Sclaven, um sie entweder in Plantagen, Waarenhäusern und auf den Dampfboten zu vermiethen, oder, wenn sie Handwerker sind, eine Werkstätte zu betreiben; selbst einige Frauen betrieben durch ihre Sclavinnen Wäschen, Putzwaaren- und Friseurgeschäfte. Der Besitz einiger Sclaven wird in Neu-Orleans für hinreichend erachtet, um eine Familie zu erhalten. Man wird durch Alles in Neu-Orleans an die Sclaverei erinnert, in den Hotels, auf den Schiffen, in den Straßen und in den Journalen treten die Ankündigungen von Sclavenverkauf und die Belohnungen für die Wiedereinbringung entlaufener Sclaven, die gewöhnlich durch einen kleinen Holzschnitt, einen Neger mit einem Bündel auf dem Rücken darstellend, illustrirt werden, störend entgegen, auch wenn man die Leitartikel über Sclaverei nicht lesen will. Bedauernswerther als die Sclaven sind viele freie Farbige, welche einige Erziehung erhalten oder im Verkehr des Lebens so viel erfahren haben, um ihre erniedrigte Stellung, die sie von allen Bürgerrechten, der Betheiligung am Gemeindeleben, den Vergnügungsorten, Kirchen und selbst von den Begräbnißplätzen der Weißen ausschließt, einzusehen.

Louisiana war ursprünglich eine französische Colonie, was sich noch jetzt in dem häufigen Gebrauch der französischen Sprache, französischer Sitten, Gewohnheiten und Anschauungsweise ausspricht. Obwohl in der Verwaltung und in den Geschäften die englische Sprache im Gebrauch ist, wird doch in vielen Familien

ausschließlich Französisch gesprochen, da ein großer Theil der Frauen das Englische noch gar nicht erlernt hat. Dieser französische Geist zeigt sich auch in den Bedürfnissen nach Vergnügungen: der Oper und dem französischen Theater, dessen Besuch viel stärker als jener des englischen war.

Die Bevölkerung von Neu-Orleans wurde zu Anfang 1857 auf 150,000 geschätzt, ist aber eine sehr fluctuirende, weil die während des Winters in der Stadt lebenden Pflanzerfamilien und auch viele Geschäftsleute dieselbe im Frühling verlassen, da die Hauptgeschäfte im Winter abgemacht werden und mit dem Beginn der warmen Jahreszeit Neu-Orleans äußerst ungesund und häufig vom gelben Fieber heimgesucht wird. Die größten Epidemien fielen immer mit großen Bauunternehmungen zusammen, indem dadurch große Schichten des Erdreichs bloßgelegt wurden. 1853 starben 11,000. Die Sumpfluft wird weit weniger beschuldigt, als die große Unreinlichkeit und die nassen, besonders warmen Winter. Wechselfieber sind auch im Winter häufig. Das Maximum der Sommertemperatur war 93° F.

Das Hauptgeschäft ist der Baumwollhandel, von dem noch immer der größte Theil in Neu-Orleans abgemacht wird. Während der drei oder vier Wintermonate schicken englische, nordamerikanische und deutsche Häuser einen ihrer Theilnehmer oder Agenten nach Neu-Orleans, um die Geschäfte direct abzuschließen. Der Fluß bot ein sehr belebtes Bild durch die große Anzahl von Flußdampfern, die oft bis zum obern Deck hinauf mit Baumwollballen beladen sind und durch die vielen Seeschiffe, die im untern Hafen liegen. Die Baumwollballen werden jedoch nicht direct überführt, sondern wandern erst in die großen Baumwollpressen.

Außer der Baumwolle sind Taback, gesalzenes Fleisch, Mehl,

Reis, Weizen und Mais, kurz alle Producte des Mississippibeckens, wichtige Ausfuhrartikel, theils für die Fremde, theils für die Neu-England-Staaten, während Neu-Orleans zugleich ein wichtiges Depot für die Einfuhr in die westlichen Staaten ist. Zur Zeit der Geschäftssaison ist die Zahl der fremden Arbeiter, aber auch die des Gesindels, das an Frechheit und Ruchlosigkeit jenes aller übrigen amerikanischen Städte übertrifft, zahlreich, welches mit den Namen Loafers, Rowdies und Guttersnipebreed belegt wird, die am Tage an allen öffentlichen Orten, in Hotels, Spielbuden und auf der Levee herumbummeln, aber auch des Nachts die Straßen unsicher machen und allerhand Gaunerkniffe anwenden. Eine Bande derselben schlug mit um die Faust gelegten Metallringen Nachts die Leute auf den Straßen nieder (Braßnocklers) und überfiel eines Tages sogar die Waggons auf der Pferdeeisenbahn in der Stadt, so daß die Conducteure zu ihrer Sicherheit sich bewaffnen mußten. Trotzdem, daß 300 Polizeileute von der Stadt bezahlt werden, gingen viele Einwohner mit dem Revolver in der Tasche aus. Der Gouverneur bekannte öffentlich, daß organisirte Schurken (organized ruffians) die Wahlen hinderten, so daß ein Drittel der Wähler nicht wählen konnte.

Viele Einwohner wünschten Walker und seinen Flibustierunternehmungen alles Glück, in der Hoffnung, daß der Krieg in Nicaragua einen sichern Abzugscanal für den socialen Unrath abgeben würde. Die Geldunterstützungen für dieses Unternehmen waren gering, trotzdem daß einer seiner ewig betrunkenen Generale in Neu-Orleans ein Nicaragua-Meeting veranstaltete, bei dem aber nicht mehr als 1700 Dollar gesammelt wurden. Andere benutzten die Gaunerbanden als eine Art Bundesgenossen für ihre politischen Zwecke und entblödeten sich nicht, den oben er-

wähnten Angriff auf die Waggons als einen politischen Act hinzustellen und die Polizei als ein bloßes Werkzeug der Gegenpartei (Political engine) zu denunciren.

Neu-Orleans hat seit 1835 eine Universität, welche vom Staate Louisiana erhalten wird. Die Vorlesungen werden nur im Winter in vier- bis fünfmonatlichen Coursen gehalten. Eine zweite medicinische Schule aus Privatmitteln war im Entstehen begriffen.

Ich unternahm eine Excursion nach einer Zuckerplantage, zu welcher ich mit großen Schwierigkeiten gelangte. Einer meiner Fachgenossen in Neu-Orleans, den ich um die Einführung ersuchte, war aufrichtig genug, mir zu gestehen, daß er es nicht könne, da meine Anschauung der Sclavenfrage von der in Louisiana herrschenden zu sehr abweiche. Endlich erlangte ich durch einen Hamburger Kaufmann, Herrn Sch., einen Brief an einen Pflanzer, zu welchem mich Herr C. S. aus Bremen begleitete.

Das Zuckerrohr ist eine echt tropische Sumpfgraminee und gedeiht also da am besten, wo Feuchtigkeit und Hitze im hohen Maße vereint vorkommen. Seine Lebensfähigkeit ist aber auch im gemäßigten Gürtel bedeutend und unter Umständen kann seine Cultur noch außer der Tropengrenze von Wichtigkeit werden. Das Bedingende dabei ist die Temperatur und zwar nicht sowohl eine hohe mittlere Jahrestemperatur, als eine mäßige Wintertemperatur. Es ist daher erklärlich, daß das Zuckerrohr eine größere verticale Verbreitung in den Tropen hat, als eine horizontale außerhalb der Wendekreise. Während seine Grenzen in Europa Unteritalien und Andalusien sind, und in der neuen Welt ein schmaler Gürtel am nördlichen Theil des mexikanischen Golfes mit einer Jahrestemperatur von 16 bis 15° R., wo es

selbst in diesen Localitäten im Winter durch Fröste getödtet wird, gedeiht es ganz gut bis zu einer Höhe von 8000 Fuß unter dem Aequator. So fand ich es in Victoria, in der Nähe von Cuenca, dessen mittlere Jahrestemperatur 12,6° R. beträgt. Es wird dort (wie schon Bd. III. S. 170 erwähnt) in kleinen Pflanzungen zur Branntweinbereitung gebaut.

1751 wurde aus St. Domingo das Zuckerrohr und einige des Anbaues kundige Sclaven nach Louisiana verpflanzt, wo es gegenwärtig am Mississippi bis zum Einfluß des Red-River gebaut wird. Die Winterkälte und ein armer Boden verkürzen die Lebensdauer des Zuckerrohrs. Leichte Fröste sind schon schädlich, denn wenn sie auch die Pflanze nicht tödten, so leidet die chemische Zusammensetzung des Saftes, indem die Säuren sich vermehren und die Krystallisation erschwert wird. Um dies zu vermeiden, sind daher die Pflanzer in den Vereinigten Staaten bemüßigt, die Zuckerernte einzuführen, ehe die Fröste eintreten, zu einer Zeit, wo der Saft noch nicht die größte Menge Zucker enthält, während unter den günstigern Umständen des Antillenklima's das Zuckerrohr erst spät, vom November bis zu Anfang Mai, geschnitten wird.

Ich besuchte die Pflanzung des Mr. D. Die Pflanzungen sind alle in solchen Localitäten, die einst ganz und noch jetzt zum Theil mit der Sumpfcypresse bedeckt waren; eine schwarze leichte Dammerde bildet den Boden. Die Pflanzung ist mit tiefen Gräben durchschnitten, die sich nach rückwärts in die Sümpfe öffnen, um dadurch den Grund trocken zu erhalten. Eine gut erhaltene Straße führt durch das Ganze. Für eine Pflanzung von 700 bis 800 Acres sind vierzig kräftige Neger im Alter von zwanzig bis vierzig Jahren erforderlich. Der Acre producirt 1250 bis 2000 Pfund Rohzucker. Ein entsprechender

Theil wird mit Mais und knollentragenden Vegetabilien bepflanzt. Ein großer Theil Mais sowie die übrigen Provisionen an gesalzenem Schweinfleisch, Fischen und Fett kommt aus den nördlichen Staaten. Die Leute waren grade mit der Anpflanzung beschäftigt. Das Verfahren ist Folgendes: Nachdem der Boden zubereitet wurde, welches durch tiefes Pflügen und nachheriges Bearbeiten mit einer schweren dreieckigen Egge geschehen ist, um die Schollen zu zerkleinern, werden tiefe Furchen mit 3 Fuß Zwischenraum gezogen. Das zur Anpflanzung bestimmte Zuckerrohr wurde anfangs December geschnitten, in große Haufen zusammengelegt und mit Stroh bedeckt, um es vor dem Erfrieren zu schützen. Die abgeschnittenen Pflanzen erhalten sich vier Monate hindurch ganz gut. Die Methode, bloß die Spitzen des Zuckerrohrs zu pflanzen, wie dies in den Tropen häufig geschieht, ist hier ganz unzuverlässig. Sobald die Halme in die Furchen gelegt sind, werden diese mit der Egge zugeworfen. Aus den Knoten sprossen die neuen Pflanzen.

Das Rohr wird auf großen Karren, die entweder mit Maulthieren oder Ochsen bespannt sind, transportirt. Mr. M. sagte mir, daß er für seinen Betrieb fünfzig Maulthiere und achtzig Ochsen brauche. Das erfordert ein bedeutendes Anlagecapital. Rechnen wir den Werth des Bodens von 800 Acres zu 25,000 Dollar; der Wohngebäude, Zuckersiederei, Stallungen und dergleichen zu 10,000 Dollar; 40 Sclaven zu 60,000 Dollar; 30 Maulthiere zu 6000 Dollar; 80 Zugochsen zu 4000 Dollar: so repräsentirt dies ein Gesammtcapital von 105,000 Dollar. Die Regiekosten belaufen sich auf 10,000 Dollar.

In dem obigen Ansatz von 1500 Dollar für einen Sclaven ist allerdings ein Maximum angenommen; dafür sind die Weiber und Kinder nicht zugezählt. Ihre Zahl ist auf dieser Plantage 50.

Für diese 90 Menschen sind 9000 Bushel Mais nothwendig, der, à 15 Cent, allein 1350 Dollar repräsentirt. Die Sclaven bekommen außerdem täglich 1/2 Pfund Fleisch oder Fisch.

Alle sahen sehr behaglich und wohlgenährt aus; sie hatten gute warme Kleidung. Kleine Bretterhäuschen stehen in zwei Reihen, sind weiß getüncht und könnten, was Reinlichkeit anbelangt, manchem reichen Hacendado in Südamerika als nachahmungswürdiges Beispiel dienen. Ein größeres Haus mit guten Betten dient als Spital. Zur Zeit der Zuckerernte müssen sie achtzehn Stunden arbeiten, während welcher ihnen nur zweimal eine kurze Ruhe für ihre Mahlzeiten gestattet ist. Aber auch während der übrigen Zeit werden sie so vollkommen als möglich ausgenutzt; Pflügen, Eggen, Jäten, Holzfällen sind die leichtern Beschäftigungen. Außer der Zuckerernte haben sie den größten Theil des Sonntags frei; es ist ihnen dann erlaubt, auf ihre Rechnung etwas zu verdienen. Das Einsammeln von Treibholz, das Spalten von Brennholz und dergleichen sind ihre Sonntagsvergnügungen und ihre Nebenverdienste, um Branntwein und Kleinigkeiten in ihren Haushalt zu kaufen. Aber Singen und Tanzen wird auf den Pflanzungen als Sabbatschändung betrachtet.

Das Zuckerrohr wird hier nur durch zwei Jahre cultivirt. Im ersten Jahre heißt es Plantation Cane, im zweiten Ratoon. Der Ertrag des erstern ist ein Drittel mehr als der des zweiten. Der Schnitt im dritten Jahre wird nur auf Neuroden gemacht. Alle drei Jahre wird auf ältern Grundstücken gedüngt, gewöhnlich ist es Gründüngung. Es werden Erbsen und Mais angesäet und kurz vor der Blüthe der erstern umgerissen und untergepflügt. Gegenwärtig fängt man an, mit Guano zu düngen.

Das Pressen und Einsieden geschieht auf den meisten Pflanzungen mit einfachen Vorrichtungen. Leicht herstellbare Apparate werden complicirten vorgezogen. Beim Pressen wird kein Kalk zugesetzt, sondern erst beim Einkochen, da es im Spätherbst geschieht, wo die Temperatur schon niedrig ist. Auf dieser Pflanzung wurden acht Mann beim Pressen und sechs beim Einsieden (Kettlemen) beschäftigt. Centrifugalmaschinen und Vacuumpfannen sind hier fast unbekannt. Die Pflanzer ziehen es vor, Rohzucker und Melasse zu verkaufen, da die Sclavenarbeit beim Raffiniren nicht concurriren kann. Es ist nicht zu leugnen, daß die Zuckercultur hier auf ihrer Grenze steht und sich nur deshalb so hoch rentirt, weil der amerikanische Zucker durch hohe Zölle beschützt wird; hebt der Congreß diese heute auf, so sind die Zuckerpflanzer ruinirt. Dies ist jedoch nicht zu fürchten, nicht vielleicht aus Sympathie für die sclavenhaltende Bevölkerung allein, sondern aus Nothwendigkeit; denn sie sind die vorzüglichsten Consumenten. Die Neu-England-Staaten verkaufen an sie ihre Industrieerzeugnisse und die Erträgnisse ihrer Fischerei. Die Staaten am obern Mississippi und am Ohio liefern ihnen Getreide, Fleisch, Fett, Zug- und Schlachtvieh. Viele der nordischen Capitalisten legen ihre Gelder bei Pflanzern an, die bei dem großen Reingewinn höhere Zinsen bezahlen können, als manche Industrielle im Norden. Die Abschaffung der Sclaverei hat also mit viel mehr Schwierigkeiten in der Praxis als in der Theorie zu kämpfen, ganz abgesehen von dem Unrecht, daß die Abolitionisten sich in die innern Angelegenheiten der andern Staaten mischen, die jeden Eingriff in ihre Autonomie verfassungsmäßig zurückweisen können. Daß die Sclaverei sich nicht in neue Territorien ausdehne und daß sie eine mildere Form auf dem alten Boden annehme, ist ein Wunsch, den auch

Viele in den Sclavenstaaten hegen und ohne das Geschrei der extremen Fraction auch anbahnen würden. Was wollen die Abolitionisten? Die Aeußersten die augenblickliche und unbedingte, und die Gemäßigten die allmälige Aufhebung. Aber über das Wie haben sie kein Programm. Das Billigste wäre die Entschädigung der Besitzer nicht bloß für die Sclaven, sondern auch für entwertheten Grund und Boden, Maschinen und dergleichen, was, gering angeschlagen, 5000,000,000 Dollar betragen würde. Was soll mit einer durch eine plötzliche Emancipation anmaßend und turbulent gewordenen Bevölkerung von 4,000,000 Sclaven geschehen? Wollen die Abolitionisten, daß sie müßig sitzen oder stehlen, wollen sie ihnen auch noch Grundstücke kaufen, oder dieselben nach Liberia schaffen? Wie wollen sie einer Race, die bis jetzt gewohnt war, für Andere zu arbeiten, aber auch aller drückenden Sorge enthoben war, auf einmal jene Bildung, Selbständigkeit, Energie und Zähigkeit des Charakters geben, der sie den Weißen ebenbürtig macht? Werden die Abolitionisten, die trotz allen Geschreies der Menschengleichheit die Elite der schwarzen Bevölkerung, zum Beispiel schwarze Prediger, wie Hunde aus den Waggons und Omnibus werfen, neben ihnen im Congreß sitzen wollen, haben sie Lust, ihnen ihre Schwestern und Töchter zu Frauen zu geben? Niemand hat die Eventualitäten klar in's Auge gefaßt, die, wenn die nothwendigen Uebergänge versäumt werden, mit einem Sclavenkrieg, mit der Haitisirung der südlichen Staaten oder mit dem Ruin vieler Millionen Weißen endigen werden. Sobald die Production der Sclavenstaaten beeinträchtigt wird, erleidet die Industrie, der Geldmarkt und die Landwirthschaft des Nordens, aber auch Europa und vor Allem England einen gewaltigen Stoß. Die Ausfuhr an Baumwolle betrug 18⁵⁵/₅₆ 128,000,000 Dollar

und dürfte in diesem Jahre (1860) 200,000,000 Dollar erreicht haben, davon geht der größte Theil nach England ($18^{55}/_{56}$ für 85,000,000 Dollar). Ueber die Hälfte des Rohmaterials, das die englischen Baumwollspinnereien verarbeiten, liefert Nordamerika. Von dieser Industrie hängen in England nahezu vier Millionen Menschen mehr oder weniger ab, deren Verdienst beim ersten Kanonenschuß, der in einem amerikanischen Bürgerkriege fällt, geschmälert, ja deren Existenz vielleicht bedroht ist. Die Käufer können im Falle einer solchen Krise sparen und selbst beim Anziehen zerrissener Baumwollhemden sich an der Idee wärmen, daß so viele Sclaven frei sind, aber Tausende von armen schuldlosen Arbeitern werden im Elende schmachten. Eben so betrübend, als wenn uns ein Balzac'scher Roman als Richtschnur für unsere Lebensphilosophie aufgeschlagen wird, ist's, wenn wir Nationalökonomie aus Onkel Tom's Cabin lernen sollen. Und doch wird dieses an Uebertreibungen reiche Buch häufig von den Abolitionisten an beiden Seiten des Oceans citirt, sowie die Dithyramben der Antislavery-Society bei uns grade am häufigsten von jenen Sykophanten wiederholt werden, welche Krokodilthränen über das Schicksal der Schwarzen weinen, sich aber alle Mühe geben, ihren weißen Mitmenschen Stockprügel zu octroyiren, und die keinen andern Zweck haben, als den schwarzen Fleck in dem Leben Nordamerika's als eine Folge der republikanischen Verfassung hinzustellen.

Die englische Presse, welche stets eine große aber egoistische Politik, die der materiellen nationalen Interessen, verfolgt, wenn sie auch andern Völkern unter der Maske der Humanität, der Civilisation und des Christenthums das Entgegengesetzte predigt, hat bei der ersten Nachricht der feindseligen Haltung der südlichen Staaten gegen die nördlichen und der ausgesprochenen

Drohung der Auflösung der Union ihre Befürchtungen manificirt; sie hat bloß den Standpunkt der eigenen Industrie dabei festgehalten, da sie sich vergebens umgesehen hat, den englischen Baumwollmarkt aus Indien und selbst Innerafrika zu versorgen.

Die Frage ist zur Zeit, als diese Bogen zur Presse wandern, eine sehr bewegte geworden. Südcarolina, der unruhigste aller Staaten, hat in der Bewegung die Initiative ergriffen und den ganzen Süden mit seinen Ideen angesteckt. Sollte sich kein Compromiß herstellen lassen, so wäre die ruhige Trennung in zwei Staatengruppen immer noch eine Wohlthat gegen einen Bürgerkrieg, zu dem nur zu leicht Sclavenaufstände kommen würden. Eine Herstellung des guten Einvernehmens ist immer noch zu erwarten, da die Separationsgelüste nicht zum ersten Male aufgetreten sind, sondern schon in frühern Jahren ihr Gegenstück gefunden hatten: so zur Zeit des englisch-amerikanischen Krieges, wo mehrere Staaten protestirten und in der Convention zu Hartford Abgeordnete von Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut und einzelne Bezirke von Vermont und New-Hampshire die Aufbietung der Miliz verweigerten; und zur Zeit, als das Schutzzollsystem eingeführt wurde, um Amerika gegen die übermäßige Ausbeutung durch die englische Industrie sicherzustellen, erhoben die Nullifiers in Südcarolina ihr Zetergeschrei. In beiden Fällen war dieses unloyale und unpatriotische Benehmen von kurzer Dauer. Es ist also auch jetzt zu hoffen, wenn nicht sehr mächtige äußere Einflüsse — vielleicht einer europäischen Großmacht, die in einer südlichen Conföderation einen Bundesgenossen sucht — die Gemüther im Süden und Norden erhitzen, daß die Aufregung, die durch den Landfriedensbruch Brown's, den die Abolitionisten als eine Hel-

denthat vergötterten, und durch die Wahl Lincoln's ihren Höhepunkt erreichte, sich legen und einer ruhigen Ueberlegung Platz machen wird, da der neue Präsident gesetzmäßig erwählt worden ist und hoffentlich die Maxime seiner Vorfahren adoptiren wird, der Vermittler der Parteien zu sein und das Wohl der Union höher zu stellen, als alle Particularinteressen.

C u b a.

Erstes Capitel.

Habana.

Ich verließ am 27. Januar um 9 Uhr Morgens Neu-Orleans mit einem jener Dampfer, die zwischen dieser Stadt und Philadelphia oder New-York verkehren und auf diesem Wege Habana und Keywest berühren. Außer den amerikanischen Dampfern, von denen jede Woche wenigstens zwei diese Reise machen, existirt eine französische Linie zwischen Havre, den französischen und spanischen Antillen und Neu-Orleans, eine der vielen nicht lebensfähigen maritimen Unternehmungen Frankreichs, deren Dampfer von Allen, die schnell reisen wollen, gemieden werden. Unterhalb Neu-Orleans werden die Ufer noch flacher und versumpfter. Die vielen Arme des Mississippi bilden eine große Anzahl von Inseln; es sind die jüngsten Bildungen des Delta, auf dem Zuckerrohr und Reis gebaut wird. Weit unten liegen an beiden Seiten des Flusses Batterien und die Quarantaine; wir erreichten diesen Punkt um 3 Uhr Nachmittags. Tiefer unten nahm die Zahl dieser Inseln, aber auch die der Schlammbänke zu. Viele der erstern sind nur mit Gräsern und Binsen bewachsen, aber auch hier sind an solchen Orten, wo die Erde 2 Zoll über dem trüben Wasserspiegel liegt, schon kleine

Ansiedlungen, die auf mich den Eindruck von Ertrinkenden machten, meist von Weißen, welche keine Sclaven besitzen, angelegt worden. Hier hatte ich Gelegenheit, einen Fall der Schnelligkeit der amerikanischen Gerechtigkeitspflege zu sehen. Wir hatten schon das Quarantainehaus passirt, als man vom Lande aus unserm Dampfer ein Signal gab und ihn zum Stillstehen brachte. Ein Bot ruderte auf uns zu und ein Polizeidiener übergab dem Capitän einen Verhaftsbefehl gegen zwei an Bord befindliche Passagiere, welche eine halbe Stunde vor der Abfahrt des Dampfers eine illegale Geldmanipulation vorgenommen hatten.

Der am weitesten nach Süden vorgeschobene Theil des Delta liegt um die Mississippimündung selbst; es ist ein halbfertiges, weit in das Meer hinausgeschobenes, gleichsam breiartig zerfließendes Land, das man vielleicht besser noch Schlamm nennen könnte. Da, wo die Strömung des Flusses auf die Bewegung des Meeres trifft, läßt er seine vielen erdigen Bestandtheile fallen und hat so vor seiner Mündung eine große Barre von Schlamm angehäuft, über welcher nur 15 Fuß Wasser stehen, während der Strom bei Neu-Orleans eine Tiefe von 150 Fuß hat. Große Segelschiffe mit tiefem Gang haben Schwierigkeit, hindurchzukommen, wenn der Wind nicht besonders stark ist. Es sind daher Dampfer stationirt (Tug-Steamer), welche die Schiffe darüber, aber manchmal bis Neu-Orleans, führen. An der Mündung steht ein Leuchtthurm. Ich bemerkte Nachts, nachdem wir die Mündung passirt hatten, ein starkes Meerleuchten, das auch die folgenden Nächte bei starkem Südwind anhielt.

Während der Fahrt herrschten Südwinde vor mit Nebel und häufigem Regen. Der Dampfer war bequem eingerichtet, die Zahl der Passagiere groß, ihr Benehmen aber ausnehmend

anständig, da sie fast durchgehends dem Handelsstande angehörten.

Am 29. Abends langten wir an der Nordseite von Cuba an, sahen das Feuer des Leuchtthurms am Morro und den Lichtschein über der Stadt. Da aber die fremden Schiffe des Nachts nicht einlaufen dürfen, fuhren wir bei schwacher Heizung der Maschine in einiger Entfernung vom Ufer auf und nieder.

Am 30. Morgens traten wir bei Sonnenaufgang in den schmalen, straßenartigen Eingang des Hafens, welcher links von dem Fort Morro, rechts von dem Castillo de la Punta vertheidigt wird. Neben dem erstern erhebt sich auf der Höhe die Citadelle La Cabaña und neben ihr das Fort Nro. 4; gegenüber auf dem flachen Strande liegt die mit einer bastionirten Mauer und Graben umgebene Stadt, hinter ihr die viel größern Vorstädte und auf den isolirten Höhen die detachirten Forts: Afares, Castillo del Principe und daneben die Batterie von San Nasario. Die Befestigungen datiren nicht etwa von heute, aus Furcht vor den Nordamerikanern; schon seit der Landung der Engländer 1762 waren die Spanier bemüht, den schönen großen Hafen ihrer Hauptstadt, welcher in drei tiefe Buchten ausgeht, gegen die Landung eines jeden Feindes zu sichern und haben deshalb ein System von Fortificationen um die Bai angelegt, die sich gegenseitig decken und Stadt und Hafen nach Außen schützen. Der Anblick der Stadt vom Hafen aus ist sehr malerisch, denn ihre Häuser haben keine monotonen Farben, im Gegentheil sind viele von ihnen gelb, blaßroth, grün oder blau getüncht. In den Gärten um die Stadt ragen hohe Palmen über den Baumwuchs und das aufsteigende Terrain läßt eine viel größere Anzahl von Gegenständen sichtbar werden. Die freundlichen Landhäuser der einen Seite contrastiren mit

dem drohenden Aussehen der reich mit Kanonen bespickten Wälle der Cabaña. Am Ufer blitzten lange Reihen von Bajonetten und der Trommelschlag und Hörnerschall der exercirenden Truppen drang herüber. Der Hafen enthielt eine große Anzahl von Schiffen aller Nationen; die nordamerikanischen bildeten die größte Zahl, dann folgten die englischen, spanischen und die Hanseaten. Außerhalb der Ankerplätze der Kauffahrer lag ein englisches Linienschiff und eine spanische Escadre, die zu einer kriegerischen Demonstration gegen Mexico bestimmt war, ein kümmerlicher Rest der einst gefürchteten spanischen Kriegsmarine. Kleine Bote flogen hin und her. Die Waarenhäuser an den Quais, in denen Hunderte von Arbeitern, Weiße, Schwarze und Mulatten, beschäftigt sind, lagen voll Waaren.

Bald ruderten drei Bote auf uns zu, welche drei verschiedenen Aemtern angehörten: Hafenamt, Polizei und Sanität. Die Beamten trugen graue, leichte Röcke, einen Strohhut mit Cocarde und Spitzbärte. Die Passagiere landeten mit ihrem Gepäck am Zollhause, wo die Effecten visitirt, die Pässe abgenommen und die Reisenden mit höflichen Fragen so gequält wurden, daß ich glaube, die spanischen Paßbureaux in Habana übertreffen die des alten civilisirten Europa's. Wer in Habana landet, muß einen von einem spanischen Consulat visirten Paß besitzen, selbst für die kleinsten Reisen jedesmal einen besondern Passierschein erheben und für einen längern Aufenthalt in der Stadt eine besondere Erlaubniß einholen. Daneben herrscht die strengste Censur für Bücher und Zeitungen, die aus dem Auslande kommen. Ueberall wimmelt es von Truppen und Alles beweist, daß hier eine ewige Furcht vor Handstreichen und ein beständiger Belagerungszustand herrscht.

Hinter dem Zollhause standen mehrere landesübliche Kutschen,

(Volantes), zweirädrige Cabriolets mit auffallend großen, bis 5 Fuß im Durchmesser haltenden Rädern und Sitzen für zwei Personen; die Gabeldeichsel ist außerordentlich lang, das Pferd geht im vordern Theil derselben; der Kutscher, in hohen Reiterstiefeln mit großen Sporen, sitzt zu Pferde. Es ist Landessitte, daß die Schweifhaare des Pferdes in einen Zopf geflochten werden. Mein Weg führte durch die alte Stadt, deren Straßen gut gepflastert, meist eng und deren Häuser von außen unansehnlich sind. Die Häuser haben zwei bis drei Fuß dicke Mauern, breite Corridore, große Fenster und hohe luftige Zimmer. Die Fenster sind vergittert, unter Tags aber weder durch Läden noch Fensterscheiben verwahrt, so daß man überall von der Straße aus einen Blick bis in die Gesellschaftszimmer hat. Es gibt auch einzelne größere Gebäude. Die Zahl der Verkaufsläden ist groß, ohne daß sie durch Eleganz sich mit denen der Hauptstädte Europa's oder der Vereinigten Staaten vergleichen lassen. Alle Häuser haben Plattformen statt der Dächer. Der schönste Theil ist die Plaza de Armas, der viereckige Hauptplatz mit Baumpflanzungen und vier hohen schönen Palmen, in deren Mitte eine Bildsäule Ferdinand's VII. aus weißem Marmor steht. Die eine Seite bildet der Palast des Gouverneurs. Unter Tags ist dieser Platz ziemlich öde, belebt sich aber Abends mit Spaziergängern, und ist an solchen Abenden, wo die Militärmusikbanden Concerte aufführen, gedrängt voll Menschen; Damen kommen in ihren Volantes, um der Musik zuzuhören oder sich bewundern zu lassen, während minder reiche sich mit einem Stuhl begnügen müssen, welche für 10 Cent auf der Promenade vermiethet werden.

Unter den Kirchen hat die Kathedrale für den Fremden das größte Interesse; hier ist das Grab Colon's, darüber sein Brustbild und eine weiße Marmortafel mit einer Inschrift:

O! restos y imagen del gran Colon!
Mil siglos durad guardados en la urna
Y en la remembranza de nuestra nazion!

O! Gebein und Bild des großen Colon!
Bleibet hunderttausend Jahr' bewahrt in dieser Urne
Und im Angedenken unsrer Nation!

Zwei Seiten der Stadt berühren den Hafen, die dritte ist von den Vorstädten durch eine Esplanade getrennt; auf dieser befindet sich eine lange Allee, die Alameda, deren nördlicher Theil beiderseits von Häusern eingefaßt wird und von jenen Einwohnern, welche Paris besucht haben, mit den Champs Elysées von Paris verglichen wird. Auf der einen Seite wird sie durch das große Gefängniß und auf der entgegengesetzten durch das Arsenal begrenzt. Bis zur Ankunft des Gouverneurs Tacon war sie einer der verrufensten Orte, indem Mord und Raub fast täglich begangen wurden. Dieser Gouverneur baute 1834 bis 1838 das Theater, das große Gefängniß, legte Paseos (Spaziergänge) an, verbot Luxus und Hazardspiele, bestrafte die Verbrecher hart, arbeitete nach Möglichkeit der Corruption und der Bestechlichkeit entgegen, regierte mit eiserner Hand die Insel und die Hauptstadt, die ihm unendlich viel verdankt. Der schönste Theil der Alameda ist der runde Platz gegenüber dem Thore Monserrat. Dort steht das Theater Tacon, gegenüber ein großes, elegantes Kaffeehaus und dort beginnt die schönste Straße der Vorstädte. Besonders Abends ist der Anblick ein glänzender; es drängen sich dann oft Hunderte von Volanten, welche die Theaterbesucher hier absetzen und welche nicht allein in dem Glanz der vielen Gaslampen durch die schönen Toiletten, sondern auch durch die kostbaren, von Silber strotzenden Livreen der Kutscher, welche immer Neger sind, auffallen. Berittene

Gensdarmen halten die Ordnung aufrecht. Der Prophet wurde damals von einer deutschen Gesellschaft aufgeführt und füllte täglich das Haus. Die Räumlichkeiten sind groß und bequem. Um die Logen, die nirgend durch Wände von einander geschieden sind, läuft ein sehr breiter, luftiger Corridor, so daß die Lüftung eine leichte, beständige und das Theater daher weniger heiß ist, als in der Regel unsere europäischen. Die Damen, welche den Frühling des Lebens hinter sich haben, scheinen besonders zu Fettleibigkeit hinzuneigen, wahrscheinlich in Folge der sitzenden Lebensweise. Unter den Männern ist die große Anzahl der mit Orden Decorirten auffallend, darunter selbst viele junge Leute von sechzehn bis zwanzig Jahren. Ich glaubte anfänglich, daß es irgend ein Cotillonorden sei. Ich erfuhr später, daß die spanische Regierung mit Decorationen und Titeln sehr freigebig ist, und in den Ankündigungen der Journale von Habana kann man täglich lesen, daß Seine Excellenz so und so eine neüe Ladung Bordeauxwein oder irgend einen andern Artikel zum Verkauf anpreist.

Auf einem andern Theile der Alameda ist eine kleine puppenartige Statue der Königin Isabelle, welche diese als Kind darstellt. Viel effectvoller ist die Pila de la India, eine allegorische Darstellung der Habana, als sitzende Indianerin, in weißem Marmor ausgeführt. In den Vorstädten sind die großen Tanzlocalitäten für die untern Volksclassen, die nicht bloß von Matrosen, sondern auch von freigelassenen Negern oder Farbigen besucht werden, die oft in weißen oder schwarzen Masken tanzen. Die dabei vorkommenden Unanständigkeiten übertreffen selbst die in Paris und können in einem deutschen Buche nicht beschrieben werden. Hahnenkämpfe und Stiergefechte gehören, sowie die häufigen Paraden, zu den Volksvergnügungen. Als eines Tags

ein großes Manöver stattfand, war die ganze Bevölkerung auf den Beinen. Die Bevölkerung von Habana wurde auf 150,000 geschätzt, unter diesen bei 60,000 Weiße, von denen ein Fünftel Altspanier sind; unter diesen überwiegen die Catalanen, dann kommen Spanier von den canarischen Inseln. Unter den Fremden sind die Franzosen am zahlreichsten. In den letzten Jahren sind viele Nordamerikaner nach Cuba gekommen, nicht allein in Geschäften, sondern auch zum Vergnügen und aus Gesundheitsrücksichten; besonders suchen Brustkranke während des Winters hier eine Zuflucht. Die Mulatten heißen Pardos und ihre Zahl soll sich bis auf 30,000 belaufen; den Rest bilden schwarze Sclaven.

Die Hauptexportartikel sind Zucker, Kaffee, Taback. Die Zuckerplantagen haben erst in neuerer Zeit einen bedeutenden Aufschwung genommen nach dem Verlust der Terra firma und besonders seitdem in den englischen Colonien die Sclaverei abgeschafft wurde; denn ursprünglich war auch Cuba vorzugsweise ein viehproducirendes Land. Die Gesammtproduction der Insel wurde auf 300,000,000 Pesos angegeben. Alle Erträgnisse waren stark besteuert durch die Ausfuhrzölle und die Regierungseinkünfte betrugen 1856 schon über 15,200,000 Pesos und 1857 sogar 17,500,000 Pesos, von diesen entfielen auf die Lotterie allein 1,700,000 Pesos, ein Beweis, wie groß die Spielsucht in Cuba ist.

Zweites Capitel.

Matanzas. — Kaffeeplantage. — Landwirthschaftliche Producte. — Zucker. — Taback.

Am 2. Februar machte ich einen Ausflug nach Matanzas, der Bevölkerung und dem Handel nach die zweite Stadt Cuba's und mit Habana durch eine Eisenbahn verbunden, auf welcher aber der Verkehr langsam und die Tarife hoch sind. Die Maschinisten sind Amerikaner. Ich verließ vor Tagesanbruch Habana und bedauerte, keinen Oberrock mit mir genommen zu haben, denn der Morgen war kühl. Die Kronen der schönen Palma real sahen reizend in dem ungewissen Lichte aus, indem Morgengrauen und Sonnenaufgang beinahe zusammenfallen und eine ungewisse, kurze Rosendämmerung bilden, bis dann mit einem Schlage die Sonne ihr Lichtmeer in die Luft ergießt. Der Weg ist sehr wechselvoll, hier sind es Felder, die mit jungem Mais bepflanzt sind, dort große Zuckerplantagen in hohen Halmen. An andern Orten wird gepflügt und gesäet und zwischen den Culturen stehen wieder kleine Haine von Fächerpalmen, deren Blätter abgeschnitten werden, um daraus Matten und anderes grobes Flechtwerk zu machen. Um die Häuser wird hier und da auch Bambus zu ökonomischen Zwecken ge-

pflanzt; dann folgen wieder Viehweiden, oder Reste eines alten Waldes, oder eine Savanne mit zerstreuten Mimosen. Es wurde an vielen Orten gehalten, an denen der Train augenblicklich von Leuten, welche Früchte oder Lotterieloose zum Verkauf ausboten, belagert wurde. In einer der Hauptstationen wurde gefrühstückt; alle Speisen waren stark mit Knoblauch gewürzt und der schlechte spanische Wein bewies durch seinen Geruch, daß er ursprünglich in Bocksschläuchen aufbewahrt worden war.

Ich langte um $1^1/_2$ Uhr in Matanzas an. Die Stadt hat ungefähr 30,000 Einwohner und liegt am Ende einer großen tiefen, durch einige Forts vertheidigten Bai. Die zahlreichen Schiffe sprachen für den lebhaften Handel. Die Gebäude bieten nichts Außerordentliches, aber ich staunte, auf dem großen Platze wieder eine Statue Ferdinand's VII. zu finden.

Am andern Morgen besuchte ich eine benachbarte Plantage, nur wenige hundert Fuß über dem Meeresspiegel, die mit einer hohen, gut erhaltenen Steinmauer umgeben ist. Der Kaffee wird in Baumschulen aus Samen gezogen, die unter dem Schatten hoher Bäume angelegt sind. Im zweiten Jahre setzt er nur wenig Bohnen an; das eigentliche Erträgniß beginnt erst nach dem dritten, steigt dann und erreicht zwischen dem zehnten und zwölften sein Maximum. Die Bäume dauern in der Regel bis zum zwanzigsten, oft aber bis zum vierzigsten Jahre aus. Die Plantage liegt auf einem durch Eisenoxyd roth gefärbten Kalkboden, der sich auch in Cuba als der beste Kaffeegrund bewährt hat, und wird fleißig gedüngt, wozu Mist, alle Arten von Abfällen, Blättern von Palmen und dergleichen verwendet werden. Ein Theil blüht schon im Februar, ein anderer vom März bis April, der dritte von April bis Mai; die letzte

ist die reichste. Die Reife erfolgt entsprechend der Blüthe vom September bis December. Die Beeren werden nicht nur von Vögeln, sondern auch von Fledermäusen gefressen, die auf der Insel häufig sind, und von denen fünf Species ihr eigenthümlich sind.

Die Cocospalme trägt im sechsten und siebenten und nur in höchst seltenen Fällen schon im fünften Jahre die ersten Früchte. Die Orangenernte findet im December Statt. Die Banane hat eine Vegetationsperiode von einem Jahre; sie wird nicht nur durch junge Schößlinge (Retoño) fortgepflanzt, sondern auch durch Verpflanzung des kuchenförmigen Wurzelstockes, der aber hier immer umgedreht wird. Die Verpflanzung der Banane geschieht meist im April und November, wo Regen fallen, daher um diese Zeit auch die meisten Stauden ihre Früchte reifen.

Andere Früchte auf dieser Hacienda waren der Cainito, Anonen (Guanavano oder Soursop), Tamarinden, Granatäpfel, die oft die Größe eines Kopfes erreichen, Mango, Limonien. Yam wird im Februar gepflanzt durch Stücke der Wurzeln. Die Ernte findet im September und November Statt. Mamon und Mamei colorado, beide Sapotaceen; von letztern war 1849 ein Baum entwurzelt worden, der jetzt voll Früchte hing. Die unreife Frucht milcht. Die Ananas wird im Mai gepflanzt und von Juni bis August geerntet. Die Aguacate gedeiht vorzüglich. Caña ist Sagu. Yucca hat eine spindelförmige Wurzel, die hier gegessen wird. Süße Kartoffeln oder Camoten, Erbsen, Bohnen, Rettiche und Salat werden als Winterfrüchte gebaut und haben kurze Vegetationsperioden. Auf einigen Haciendas in der Nähe werden nach der Aussage des Besitzers Kartoffeln, aber gleichfalls als Winterfrucht, gebaut. Der Anbau des Weizens, der in den höher gelegenen Localitäten gut fort-

kommt, wird von der Regierung gehindert, um die Einfuhr, welche mit einem hohen Zoll belastet ist, zu vermehren. Trotz der Seltenheit der Regen im Winter gedeihen die Gemüse gut, da die Menge von Wasserdampf in der Luft eine große ist.

Die ganze Pflanzung hat eine Größe von 14½ Caballeria, das Ganze ist mit einer hohen, sorgfältig erhaltenen Steinmauer eingefaßt. Die Zahl der Neger darauf betrug 113, unter denen eine große Anzahl Kinder. Sie leben in einem großen, viereckigen Gebäude (Barracon), welches nur ein Thor und nach Außen kein Fenster hat; es ist eigentlich ein großer viereckiger, von einer hohen Mauer eingefriedeter Hof. Längs dieser sind im Innern die Wohnungen. Das Ganze macht den Eindruck unserer Meierhöfe. Als ich diese Sclavenbehausung betrat, waren nur die Kinder und zwei alte Negerinnen darin, von denen die eine einen Brei kochte und die andere mit den kleinen Kindern spielte. Die Kinder werden reichlich genährt und erst nach dem zehnten Jahre zu leichter Arbeit verwendet. Die Neger bekommen drei Mahlzeiten und haben zwei Ruhestunden. Die Nahrung besteht aus Fleisch und Maismehl und daneben Bananen oder Yams; die beiden letztern werden auf den Plantagen gebaut, sind aber für sich allein nicht hinreichend bei der schweren Arbeit. Wo chinesische Kulies arbeiten, erhalten diese statt Mais, an den sie sich ungern gewöhnen, Reis, der hier und da als Sommerfrucht auf Cuba gebaut wird, von dem aber große Quantitäten aus den Vereinigten Staaten eingeführt werden. Die Arbeiten auf dieser Hacienda sind nicht so hart wie auf den Zuckerplantagen und der Besitzer verwendet die Schwächern und Aeltern zu den leichtern Arbeiten. Eine Abtheilung solcher Leute war damit beschäftigt, eine große, blaue Ameise, welche bedeutenden Schaden anrichtet und von ihren Nestern aus

überallhin Gänge gräbt, aufzusuchen und die Nester durch Feuer zu zerstören.

Diese Haciende treibt ihre gemischte Wirthschaft mit großem Vortheil. Die landwirthschaftlichen Producte verwerthen sich bei den hohen Preisen außerordentlich gut. Eine Arroba Fleisch kostet 2 bis 5 Pesos, eine Arroba Yam kostet $^1/_2$ Peso. Von diesem Gewächse allein verkauft der Besitzer jährlich im Durchschnitt für 3000 Pesos. Eine Arroba Sagustärkemehl kostet 3 Pesos; ein Strauß Bananen kostet $2^1/_2$ Real; dies ist der Real de vellon, von denen zwanzig einen Peso machen. 1000 Stück Orangen kosteten 5 Pesos.

Der artige Haciendenbesitzer war noch so willfährig, einen Bananenstamm in 3 Fuß Höhe abzuhauen, um mir das schnelle Wachsthum der Banane zu zeigen, welches aus dem obern Theile 1 Zoll in drei Stunden betrug. Er machte mich auch auf eine kleine Industrie aufmerksam, aus der innern Oberhaut der Blüthenscheide der Palmen Papier zu machen, auf dem mit Tusche geschrieben werden kann. Eine andere untergeordnete Industrie ist die Benutzung der Samenwolle der Ceibabäume zum Ausstopfen von Kissen.

Einige andere Hacienden in der Nähe haben eine kleinere Ausdehnung und minder bemittelte Besitzer miethen oft die Neger um 25 bis 30 Pesos im Monate, was eine ungeheure Verwerthung ist, da der Preis eines Arbeitnegers selten über 1000 Pesos beträgt.

Ich kehrte nach Matanzas zurück, von dem ich nur noch bemerken will, daß auch dort die Neigung zum Spiel sehr groß ist, daß es eine zahlreiche Garnison und eine Oper besitzt.

Nach Habana zurückgekehrt, besuchte ich an einem der nächsten Tage eine Zuckerpflanzung. Auf dem Wege dahin fiel

mir die Benutzung der Palma real (Oreodoxa regia) auf, die so wie die dortige Fächerpalme abgeblättert wird, um daraus Geflechte zu machen; sie wird oft so stark geschoren, daß außer dem senkrechten, noch unentfalteten Blatte oft nur zwei bis drei stehen gelassen werden; die Früchte dienen zur Schweinemast. Die Plantage hatte 170 Neger und 50 Chinesen; die Neger waren meist Afrikaner, nur die kleinere Hälfte war auf der Pflanzung geboren. Obwohl die spanische Gesetzgebung gegen die Sclaven milder ist und sogar den Freikauf zuläßt, werden sie in Cuba doch hart behandelt. Ein Sclave, welcher sich eines Vergehens schuldig gemacht hatte, mußte statt eines Maulthiers am Tretrade eines Brunnens arbeiten und ein anderer, der seine Hand verstümmelt hatte, um sich der Arbeit zu entziehen, war zur Strafe in einem Stalle in einsamer Haft. Die Sclavenaufseher führen nicht nur die Peitsche, sondern sind auch mit einem Säbel bewaffnet. Die Sterblichkeit ist groß und beträgt auf manchen Pflanzungen 6 bis 10 Procent. Da der Preis der Neger durch die Vergrößerung der Zuckerproduction sehr gestiegen war, hatte man die Einfuhr der Chinesen begonnen, weil dadurch nicht nur dem augenblicklichen Bedürfniß abgeholfen, sondern auch das Anlagecapital erspart oder wenigstens bedeutend vermindert wurde. Die Pflanzer bezahlten an die Unternehmer dieser Einfuhren für jeden Chinesen 10 bis 15 Unzen Gold. Dem Wesen nach ist es doch nur ein verdeckter Sclavenhandel.

Die Chinesen gehen mit ihrem Arbeitgeber Contracte ein und erhalten außer ihrer Verpflegung 4 Pesos monatlichen Lohn. Ich kenne nicht die Gründe, welche die Regierung in Cuba bewogen haben mag, die Einfuhr von Chinesen einzustellen, aber diese sollte mit Ende December 1860 aufhören; wahrscheinlich

hat sich die für die Regierung ergiebigere Einfuhr schwarzer Sclaven wieder gehoben. Ueber die Zahl der letztern schwanken die Angaben; während die Einen sie zu 662,000 annehmen, gab der amtliche Census von 1857 ihre Zahl nur zu 375,000 und die der freien Farbigen zu 125,000 an. Die Angabe der Sclaven ist vielleicht zu klein, da die Pflanzer nach der Zahl der Sclaven besteuert werden. Auch die Angabe der chinesischen Arbeiter schwankte von 60,000 bis 200,000. Die Zuckerproduction der in Rede stehenden Plantage war 1800 Kisten à 16 Arrobas zu $^5/_8$ Pesos und gibt einen Bruttoertrag von 18,000 Pesos für 7200 Centner Zucker. Den Werth der Melasse konnte ich nicht ermitteln, er scheint jedoch 3000 Pesos überstiegen zu haben. Einstens war sie fast werthlos, gegenwärtig findet sie einen ungeheuren Absatz in den Vereinigten Staaten.

Das Zuckerrohr wird in Reihen gepflanzt, so daß immer zwischen drei Reihen ein breiterer Zwischenraum bleibt. Man nimmt dazu nicht den ganzen Halm, sondern nur kurze Stücke. Der Boden war ein schwarzer kalk- und humusreicher Thonboden. Es dauert vier bis sieben Jahre, im neuen Boden sogar bis fünfundzwanzig Jahre aus; es wird kurz vor und während der Regenzeit gepflanzt, gewöhnlich vom Juli bis October und von Ende November bis Mai geschnitten, während welcher Zeit die Arbeit eine sehr angestrengte ist. Nach fünfzehn Tagen Arbeit während der Erntezeit haben die Arbeiter immer drei Tage Ruhe, um sich etwas zu erholen. Auf dieser Plantage wurde bloß Rohzucker und Melasse erzeugt, während einige Ingenios (Zuckerplantagen), welche eine große Production haben, mit kostbaren Maschinen arbeiten und ein raffinirtes Product liefern. Bei der Kostspieligkeit der Maschinen und der Noth-

wendigkeit, einen Ingenieur zu halten, raffiniren solche Plantagen den Zucker zu ungleich höhern Preisen, als dies in Europa der Fall ist. Die spanische Regierung hat den Zuckerbau sehr belastet; der Exportzoll beträgt für jede Kiste $^7/_8$ Dollar. Zu dieser schweren Abgabe kommt noch ein Kirchenzehnt von $2^1/_2$ Procent des Ertrags und eine Communalabgabe von $1^1/_2$ Real pro Kiste, so daß dem Producenten nach Abgabe der Steuern kaum ein Bruttoertrag von $5^7/_8$ Pesos bleibt.

Das Trocknen des Zuckers geschieht in der Sonne auf eigenen flachen Trockenkästen, die auf Rollen stehen und welche bei drohendem Regen unter das Dach geschoben werden können. Der ungeheure Vortheil, den die Zuckercultur in Cuba gegen die in den Vereinigten Staaten voraushat, beruht auf mehr als einem Grunde:

1) In der größern Auswahl und Billigkeit des Bodens.

2) In der größern Billigkeit der Arbeiter, da die Preise der Sclaven sich wie 1 zu $1^1/_2$ und in vielen Fällen sogar wie 1 zu 2 verhalten.

3) In der Möglichkeit der Vergrößerung dieser Arbeitskräfte durch die Sclaveneinfuhr.

4) In den klimatischen Verhältnissen, indem das Zuckerrohr bis zur vollen Reife und der größten Saftbildung stehen gelassen werden kann, während es in den Vereinigten Staaten schon im December geschnitten werden muß, und

5) In der längern Ausdauer des gepflanzten Rohres, wodurch ein großer Arbeitsaufwand erspart wird.

Die Zuckerpflanzer in Nordamerika können ihr Product nur an die nördlichen Staaten der Union verkaufen, da sie dort durch den hohen Schutzzoll die Concurrenz des fremden Zuckers aushalten können. Wenn heute eine Trennung der Union wirklich

erfolgen sollte, wären alle nordamerikanischen Zuckerpflanzer ruinirt, auch abgesehen von den andern bestehenden Verhältnissen, welche sich im Handel und Verkehr aller Staaten einstellen müßten.

Da meine Zeit es mir nicht mehr erlaubte, die berühmten Tabackpflanzungen der Vuelta de Abajo, welche die besten Havanablätter liefern, zu besuchen, so mußte ich mich begnügen, einige kleine Tabackpflanzungen im Partido de Guanajai zu besuchen. Auch hier zieht man einen sandigen Lehmboden vor. Der Taback wird im September und October gesäet. Das Abblatten erfolgt von Februar bis April. Die Pflanzungen leiden sehr vom Raupenfraß und der fleißige Veguero erzählte mir, daß er, um seine Pflanzung ungeschmälert zu erhalten, genöthigt ist, die Raupen des Nachts bei Laternenschein abzulesen. Die Blätter werden bündelweise getrocknet und später zu einer Nachgährung wieder auf einen Haufen geworfen. Mit dem Tabackbau beschäftigen sich viele kleine Besitzer und Cigarrendrehen ist eine einträgliche Beschäftigung für die ärmere freie Bevölkerung.

Ich besuchte noch einige Landhäuser in der Nähe von Habana, in deren Gärten nicht bloß Agricultur getrieben wird, sondern die auch zum Vergnügen dienen und wo dem Schönheitssinn Rechnung getragen wird. Palmenalleen aus der Fächerpalme oder der Palma real führen häufig von dem eisernen Gitterthore zu dem Wohnhause. Die Palma real (Oreodoxa regia) hat eine glatte Rinde und einen graden, in der Mitte etwas bauchig angeschwollenen Stamm, mit großen, überhängenden Fiederblättern; neben ihnen sah ich oft die schönsten Exemplare von Pandanus, die, nach ihrer Größe zu urtheilen, über hundert Jahre alt sein mußten.

Ich ließ mir meinen Paß wiedergeben, der natürlich ein

neues Visum erhalten mußte. Die sämmtlichen Gebühren für Paßvisa für Habana hatten sich auf 12 Pesos belaufen. Den persönlichen Plackereien entgeht man leicht durch einige Thaler, die der Lohnbediente mit einigen der Unterbeamten theilt. Wollte ein Fremder seine Paßangelegenheiten selbst besorgen, so verlöre er mehrere Tage. Das Passagegeld von Habana nach England beträgt am Bord der englischen Dampfer 44 Pfd. Strl.

Ich verließ Habana am 9. Februar in dem englischen Dampfer Clyde, einem alten Bekannten. Wir dampften den 10., zum Theil auch noch den 11. die langgestreckte Nordküste Cuba's entlang, sahen am 12. aus der Entfernung die höhern Berge von Haiti und langten am 15. Morgens in San Thomas an, das ich denselben Tag bei Sonnenuntergang am Bord des Orinoco verließ. Schon am 3. März tauchten im Nebel die Küsten Alt-Englands auf und ich landete noch denselben Tag in Southampton.

Berichtigungen.

I. Band, Seite 54, Zeile 13 muß es heißen: 150 Fuß unter dem Nilspiegel, statt: 37 Fuß über dem Nilspiegel, wodurch ich das über den Mellahat Gesagte zu rectificiren bitte.

Seite 79, Zeile 19 ist Polypterus statt Lepidosteus zu setzen.

III. Band ist die Etymologie des Wortes Key übersehen worden. Key könnte, als englisches Wort aufgefaßt, zu Mißdeutungen führen. Der Name dieser an den Antillen und der Küste von Florida liegenden Riffe und Inseln stammt von dem spanischen Cayos (Fels oder Klippe).